...m. 780 ch Kuffner

A7 [illegible]

Ch. Kuffner's

erzählende Schriften,

dramatische und lyrische Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Neunter Band.

Wien, 1843.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Mensch und die Natur.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Die täglichen Wunder der Schöpfung.

Das Innere der Erde zeigt uns ein Bild jener ersten, chaotischen Gährung über der Erde, und wir können sogar noch täglich Augen- und Ohrenzeugen sein jenes großen Wunderwerkes der Erschaffung, weil es sich in der Natur wiederkehrend erneut, und jeder Morgen uns das herrlichste Bild der Schöpfungsmomente darstellt.

Wir verlassen unser Schlafgemach; wir treten hinaus. Noch brütet Nacht über der Erde, ohne Farbe, ohne Gestalt. Schwarzes Gewölk deckt den Himmel. Alles ist eine formlose Masse: Tosen der Gewässer; Sausen der Winde; Gährung und Kampf, feindselig, unsichtbar.

Aber sieh! Dämmerung lichtet das Dunkel der Verwirrung. Morgenröthe lächelt auf die, sich scheidenden und enthüllenden Gestalten der Erde und des Himmels, dessen finsterbrütendes Gewölk sich nun in seinen schönsten Schmuck verwandelt.

Schon leuchtet das Gewässer mit seinen glänzenden Spiegeln auf. Feurig entsprudelt die Quelle dem Fels; Bach

und Fluß lodern in sprühenden Funken, und in Gluten wogt das Meer.

Wetteifernd mit dieser Herrlichkeit, zeigt nun die grüne Erde, wie aus einem Schleier sich enthüllend, den Schimmer ihrer thaubeperlten Blumen und der rauschenden Wälder aufragenden Kronenverein. Endlich tritt, schön wie an ihrem Schöpfungstage, die Sonne hervor, der Stolz des Himmels, die Wonne der Erde!

In diesen herrlichen Tempel voll Schönheit und Jubel tritt der erwachende Mensch hinein, anbetend und freudig wie sein Ahnherr im Augenblicke, da er, von Gottes Hauch beseelet, sich emporhob. —

Nun erscheinen die täglichen Wunder der Schöpfung: Der Mensch, mit dem wunderbaren Organismus seines Körpers, der reichen Begabung seines Geistes, und die unendliche Weisheit, welche sich zeigt in der Wesenleiter und in den Übergängen aller Reiche der Natur, von den unorganischen Körpern zu den organischen, von den Pflanzen zu den Thieren und hier wieder von den Insekten zu den Schalthieren, von diesen zu den kriechenden, von diesen zu den Fischen, von diesen zu den Vögeln, von ihnen zu den vierfüßigen Thieren, von diesen endlich zum Menschen und zu den Menschenarten unter allen Himmelsstrichen, bis wir uns immer höher und höher zur Anschauung des Weltgebäudes und der unermeßlichen Stufenfolge der Welten erheben.

Der Bau des menschlichen Körpers.

Der Mensch ist schon durch die Organisation seines Körpers auf die höchste Stufe des Lebens gestellt, indem er die Kräfte aller übrigen Organisationen mit der reichsten Mannigfaltigkeit und Harmonie in sich vereinigt, sie zur zartesten Feinheit ausbildet, zur höchsten Vollkommenheit veredelt, und, durch Berührungspunkte mit der ganzen Schöpfung in Verbindung gesetzt, von Gefahren tausendfach bedroht und kühn gemacht, durch seine Geistigkeit den eigenen Körper erhält und steigert, und die umgebende Körperwelt beherrscht.

So wie das große Weltall uns als ein Labyrinth erscheint, dessen Anfang und Ende wir nirgends zu überschauen vermögen, eben so zeigt uns auch der Bau und die innere Einrichtung des Körpers ein noch bei weitem nicht hinreichend erkanntes Labyrinth, ein Weltall im Kleinen, mit der wunderbarsten Ordnung der verflochtensten und verschiedenartigsten Theile, deren einer dem andern als Mittel dient.

Auf der harten Grundlage von Knochen mit markausgefüllter Höhlung, durch Gelenke kunstreich und beweglich in einander gefügt, ruht das Körpergebäude wie auf festen Pilastern. Dieses Knochengerippe steht und erstreckt sich durch den Leib gleich einer Gebirgskette, an welche sich die weichern Fleischmassen der Muskeln, Haltung suchend, anschließen. Weich und biegsam im Kinde, mit den zunehmen-

den Jahren erstarkend, vom hohen Alter verhärtet, endlich beinahe versteint, bilden die Knochen in dem absterbenden und dem todten Körper den Übergang vom animalischen zum Mineralreiche, und werden als kahler Schädel und als nacktes Gerippe dem Entseelten gleichsam ein nachtbegrabenes Denkmahl, der Fantasie des Lebenglühenden aber ein Schauder erregendes Warnungsbild.

Die bildliche Ähnlichkeit des Knochensystems mit einer Gebirgsreihe und deren Kern zeigt sich auch weiters, da beide ihre Zweige ausstrecken, durch den Körper wie über die Erde. Als Hauptgebirge aufragend von den Grundpfeilern der Fußbeine, gegliedert mit Knie und Hüfte, die, von der starken Sohle wieder gestützt, die Last des Ganzen tragen und bewegen, erscheint der Rückgrath, eine wohl in einander gefügte Verbindung fester und doch biegsamer, starker und doch leichter, kleiner Knochen, deren eingehöhltes Lebensmark nicht nur aufwärts tritt, und sich mit dem Gehirn vereiniget, sondern auch abwärts in die untern Theile des Körpers strömt, und alle Nerven mit seinem ätherischen Geiste tränkt.

Zu beiden Seiten des Rückgraths wölben sich nach vorne die Rippen, bilden gemeinsam mit dem Brustbein die Brusthöhle, und beschützen mit ihrem bogenförmigen Bollwerk zwei edle Lebensorgane: das Herz und die Lunge.

Oben an der Brusthöhle treten zu beiden Seiten die Schultern vor, an welche sich die Arme schließen, des Menschen angeborne Schutz- und Trutzwaffen, geschickt zu

jeder Wendung, sich ausstreckend nach dem Fernen, des Gleichgewichtes Wächter und Erhalter.

Diesen sind die gelenken Hände angefügt, mit den dreigliederigen Fingern, an den feinnervigen zartfühlenden Spitzen mit dem hornigen Panzer der Nägel gerüstet, gleich trefflich durch Kraft und Schnelligkeit, im Fassen und Betasten, oft die Stellvertreter der Augen, die Bildner nützlicher Werkzeuge und schöner Kunstwerke, des Geistes vollstreckende Diener, durch Zeichen festbannend den flüchtigen Gedanken.

Aber wie verschiedenartig, wie widersprechend sind die Verrichtungen der Hand! Sie wird dargereicht zum Bund der Freundschaft und Liebe, sie stößt den Verhaßten mit Heftigkeit zurück; sie schwingt das Schwert, sie trägt den Ölzweig; sie schlägt an das Herz, sie schlägt die Todeswunde; sie leitet die Kanone und den Pflug; sie baut und zerstört, würgt und segnet; der Fluchende ballt sie, der Betende hebt sie zum Himmel.

Vollendend die ganze Körperstruktur, erhebt sich aus den Schultern das himmelan ragende, gehirnerfüllte, lockengeschmückte Haupt, aus dickem, hartem Beine gebaut, die Königsburg der Seele, der Wart- und Leuchtthurm des Geistes, die Krone der Schönheit, das Rüsthaus der edelsten Sinne, mit den Augen, als seinen Lichtquellen, der Wangen Morgenröthe, dem Rosengarten der Lippen, dem herzgewinnenden Lächeln und dem entzückenden Kusse.

Gemeinschaft durch alle Theile dieses Wunderbaues erhaltend, verbreiten sich gleich Kanälen die Gefäße und

Adern, durch welche die Lebenssäfte und des Blutes heiliger Purpur den rastlosen Kreislauf nehmen, und die vom ätherischen Geiste beseelten Nerven, welche, gleich den Saiten der Äolsharfe, von der leisesten Berührung in Lust und Schmerz, Leid und Wonne erklingen.

Jener unendliche Reichthum der Erfindung, welchen wir in der ganzen Schöpfung finden, zeigt sich auch in dem Knochenbau, wenn wir ihn vom Menschen abwärts in den verschiedenen Thierklassen betrachten; eine Hauptform, und doch, welche Verschiedenheit dabei! Dem Knochensystem des Menschen steht jenes der vierfüßigen Thiere zunächst; Ähnlichkeit zeigen auch die Beingerippe der Vögel und der Fische. Immer abweichender wird es bei den kriechenden Thieren, und doch haben selbst die Knöchelchen der Insekten noch manche Ähnlichkeit mit den Knochen der größten Thiere. An den Schalthieren aber sind die Knochen, welche alle andern Thiere im Innern haben, von Außen angebracht. Der Schnecke z. B. ist die Schale (ihr Gehäuse) das, was andern Thieren die Knochen sind.

Beschauen wir nun, nach dem Überblicke der Struktur des Ganzen, auch die edelsten der einzelnen Theile im Innern, so stellen sich uns hier nicht weniger und nicht geringere Wunder dar.

Haben die Zähne, härter als die übrigen Knochen, und zwar zuerst die scharfen, dünnen, zerschneidenden Vorderzähne, dann die breiten, zermalmenden Backenzähne, mit Hilfe der Kinnladen, der Zunge und der Drüsen, denen ein auflösender Saft entquillt, die in den Mund ge-

nommene Speise zerrieben, so gleitet sie über die Luftröhre (deren Deckel sich beim Ankommen der Nahrungsmasse schließt, um dem Athem freie Bahn zu erhalten) durch eine andere Röhre (Schlund oder Kehle) dem Magen zu, dem Organ der Verdauungskraft, welches uns durch das Gefühl des Hungers an die Selbsterhaltung mahnt, und durch dessen Bewegung, Hitze und Feuchtigkeit das Genossene zu einem feinen breiartigen Stoff verarbeitet wird.

Auch in der Struktur dieses Organs zeigt sich, daß der Mensch mehr als alle übrigen animalischen Geschöpfe zur allgemeinen Verbreitung auf Erden bestimmt sei, denn alle Thiergattungen, die mächtigsten wie die ohnmächtigsten, nähren sich entweder von Vegetabilien oder vom Fleisch, der Mensch aber kann Beides zugleich, ja beinahe Alles, zweckmäßig zubereitet, genießen und verdauen.

Die vom Magen verkochte Nahrungsmasse sinkt in die Höhlung der Gedärme, welche, obschon sechsmal länger als der ganze Leib, so wohl geordnet, so in einander gelegt und so wellenförmig verschlungen sind, daß sie nur einen sehr kleinen Raum einnehmen. Hat nun die Gallenblase noch einige auflösende Tropfen zu Hilfe gesendet, so fördern die wogenden Gedärme die immer flüssiger werdende Breimasse in die seitwärts liegenden Gefäße, welche den geläuterten feinen Milchsaft dem Herzen zuführen, diesem stets aufgeregten, nie ruhenden, rastlosesten aller Theile des Körpers, diesem eben deßhalb nur bei sehr wenigen Menschen nach ihrem Tode ganz gesund gefundenen Muskel von wun-

derbarem Faserngewebe, mit seinen, durch eine Scheidewand getheilten zwei Kammern, welcher, unaufhörlich bewegt, seine eigene Unruhe dem ganzen Menschen mitzutheilen pflegt, sich unaufhörlich wechselnd zusammenzieht und erweitert, pocht und schlägt, das Blut, die Essenz so vieler Säfte, einnimmt und ausstößt, und es mit glühender Gewalt in die entferntesten Theile des Körpers, insbesondere auch in die nachbarliche Lunge strömt, welche, aufschwellend beim Einsaugen der Luft und einsinkend beim Aushauch, dem erhaltenen Blute dankbarthätig Reinheit, nährende Kraft und Purpurfarbe verleiht, frische Luft einathmet, die böse ausstößt, und in der Luftröhre Laut und Schall in den vielgestaltigsten Modifikationen für Sprache und Musik bildet.

Eine selbstständige Welt macht das auf dem Halse ruhende, aufwärts gerichtete Haupt. Acht fest in einander gefügte Knochen bilden den Schädel, welcher, gleich einer Veste, die beiden Schatzkammern des Denk- und Lebensgehirns und ein eigenes Nervensystem einschließt, und der Brennpunkt der Empfindungen und Vorstellungen ist. Die Vorzüglichkeit der Funktion des Verstandes machte dem Menschen auch eine vorzugsweise Gehirnbegabung nothwendig. So hat der Schöpfer es gefügt, daß der Mensch eine größere Menge des Gehirns in einem größern Umfang erhielt, als die meisten Thiere. So z. B. hat die Anatomie gefunden, das Hirn des Menschen sei der fünf und zwanzigste Theil vom Gewicht seiner ganzen Masse, im Hasen aber kaum der zweihundertste, und das Gehirn der Raupe nicht einmal der fünfzigste Theil ihres Kopfes.

Am Haupte befinden sich die vier vorzüglichsten Sinnesorgane: Gesicht und Gehör, Geruch und Geschmack, gleichsam die vier Satrapen des großen Reiches. Ihnen beigeordnet ist der Gefühlssinn, dessen Wirkungskreis den größten Umfang hat, und sich über den ganzen Körper verbreitet. Durch die Sinne kommen wir in Berührung mit Allem, was da ist; sie sind die Vermittler unsers Verkehrs mit der Außenwelt, und der Spiegel, in dem Alles sich darstellt. Aber wenn durch die fünf bekannten, allen Menschen gemeinschaftlichen Sinne, also durch die nämlichen Organe und Medien, die Welt dennoch jedem Menschen anders erscheint; wie noch ganz anders muß sie erst Wesen erscheinen, die mit andern, feinern und vielleicht auch mit mehreren Sinnen begabt sind, z. B. Wesen, deren Sehkraft, die bei uns auf das Auge beschränkt ist, sich über den ganzen Körper verbreitet, wie bei uns der Gefühlssinn.

Das Auge. Licht. Farbenspiel. Der Blinde.

Vor Allem setzt uns die Weisheit und Kunst im Bau des Auges, dieses zartesten aller Organe, in Erstaunen. Für den Schutz des Auges, als des edelsten, reichsten, feinsten und eben deßhalb verletzbarsten Sinnes, ist auch vorzugsweise gesorgt, denn es liegt nicht nur in einer Höhlung von Knochen und von sechs Muskeln, die sich mit unglaublicher Geschwindigkeit nach allen Seiten bewegen, wie von

einem Bollwerk umgeben, sondern es ist auch von außen durch einen leicht beweglichen weichen Vorhang geschützt, der sich gegen den Andrang des kleinsten fremden Körpers mit Gedankenschnelle schließt, und mit der seidenen Wimper jedem Stäubchen den Eingang verwehren kann.

Der Augapfel, welcher in jener Höhle liegt, besteht aus dreierlei Häuten, deren Zwischenräume mit drei verschiedenartigen Feuchtigkeiten angefüllt sind, bestimmt, die Lichtstrahlen durchzulassen und eine Brechung, das ist, eine veränderte Richtung derselben, zu bewirken.

Hier zeigt sich uns zuerst die harte Haut; sie ist dick, fest, elastisch, weißfarbig, durchsichtig, umgibt den ganzen fast kugelrunden Augapfel, erhebt sich von vorne und läßt rückwärts durch eine Öffnung, die Hornhaut genannt, den Sehnerv ein. Hinter ihr liegt die wässerige Feuchtigkeit. Ihr folgt die braune oder Gefäßhaut mit der schon sehr durchsichtigen krystallenen Feuchtigkeit (der Krystall-Linse) in einer gleichfalls sehr durchsichtigen Kapsel. An der Außenseite der braunen Haut befindet sich der weiße Ring des Strahlenbandes, aus dem die schönen Strahlenfasern entstehen, welche den Rand der Krystall-Linse einfassen. Zuletzt kommt die Netz- oder Markhaut, ein unendlich feines, markiges Gewebe des sich verbreitenden Sehnervs. Diese letzte Höhlung ist mit der gläsernen Feuchtigkeit angefüllt.

Zwischen den Strahlenfasern und der Hornhaut erscheint die dünne, zarte Regenbogenhaut (Iris), und bildet den Augstern, in dessen Mitte sich eine Öffnung (die

Pupille) befindet, welche das Licht einläßt, und, je nachdem dieses stärker oder schwächer ist, sich erweitert oder zusammenzieht, um mehr oder weniger Lichtstrahlen einzulassen. Die Pupille erscheint uns immer schwarz, weil die Augenkammer hinter ihr mit einer schwärzlichen Haut bekleidet ist, dagegen die Regenbogenhaut verschiedene Farben hat, bald hell, bald dunkelblau, bald grau, bald schwarzbraun, daher man auch nach ihr die Farbe des Auges benennt.

Soll ich nach dem wundervollen Kunstbaue des Auges auch von der Schönheit desselben sprechen? Ist nicht alle Welt voll von der Macht des Blickes, er möge bitten oder drohen, den Strahl der Liebe oder den Blitz des Zornes aussenden? des Blickes, dem sogar das Widersprechende gelingt, und der seinen schönsten Triumph feiert, wenn er durch Thränen lächelt? des Blickes, dem Zeiten und Völker einst sogar eine Zauberkraft zuschrieben, weil sie das Außerordentliche seiner Wirkungen nicht zu erklären vermochten? des Blickes, welcher unmittelbar auf das Herz wirkt, bald so mild, wie der Mond, bald mit jener Glut, womit die Sonne auf das Auge selbst wirkt? des Blickes, welcher, der Seele Heimat suchend, sich voll Sehnsucht und Hoffnung zum Himmel erhebt? Wie soll ich sie nennen, diese Augen? Herolde der Schönheit und der Tugend? die Morgen- und Abendsterne der Liebe und des Entzückens? die Lichtquellen des Geistes? die Spiegel des Gemüthes und die Edelsteine im Antlitz des Menschen?

Bewunderswürdig ist der Bau des menschlichen

Auges; man glaubt in demselben das Höchste der Art zu finden und doch geräth man in ein neues Erstaunen, wenn man die Werkzeuge des Sehens in so manchen Thieren betrachtet. Man belächelt das Extravagante der poetischen Lizenz, wenn die Mythologie von einem hundertäugigen Argus spricht; aber wie schrumpft diese riesenhafte Übertreibung zu einem nichtsbedeutenden Zwerglein zusammen, wenn man so manche der kleinsten Insekten betrachtet, die mit Tausenden von Augen versehen sind! Wenn man am Kopfe eines Käfers über sechstausend, am Kopfe einer Fliege sechzehntausend, am Kopfe eines Schmetterlinges mehr als vier und dreißigtausend Augen findet! Sie sind zwar nicht beweglich wie die zwei Augen des Menschen, aber die Menge ersetzt den Mangel der Beweglichkeit mehr als hinreichend. Viele Arten von Schnecken haben die Augen an der Spitze ihrer Fühlhörner, wie am obern Ende eines Sehrohrs sitzend. Die Augen der Fische sind für die Flüssigkeit eigens eingerichtet, und, da diese Wasserbewohner sehr selten in tiefen Schlaf verfallen, stets offen und in beständiger Thätigkeit. Bei den Vögeln ist der Sinn des Gesichts, da sie von den obern Lufträumen eine weite Entfernung überschauen müssen und dem Erspähten pfeilschnell fliegend zueilen, von besonders starker Sehkraft; auch sind ihre Augen verhältnißmäßig größer, als bei anderen Thieren und mit eigenen Theilen versehen, welche dazu dienen, die Empfindlichkeit der Sehkraft zu steigern, die Hornhaut zu reinigen und das Licht gehörig zu mäßigen.

So wunderbar aber auch das Werkzeug der

Sehkraft ist, so ist das Sehen selbst noch wunderbarer, indem die weißen Lichtstrahlen, welche von den leuchtenden Körpern ausgehen, oder von den beleuchteten abprellen, in das Auge einfallend sich brechen, ihre Farben entwickeln, hinter der Krystall-Linse sich in einen Punkt vereinigen, welcher die Netzhaut trifft, und auf dieser die Bilder der Gegenstände darstellen, welche dann, durch die Sehnerven beider Augen in das Gehirn geleitet, aus der Körperwelt in die geistige übertreten und aus bloßen Wahrnehmungen zu eigentlichen Anschauungen erhöht werden.

So scheint der Lichtstoff in dem Leuchtvermögen des Auges gleichsam seine wahre Heimat zu suchen und zu finden, in dem verwandten Geiste selbst aber seinen ursprünglichen Quell. Es läßt sich daher wohl annehmen, daß das Auge das Licht nicht nur von außenher einsauge, sondern dessen wohl auch in sich selbst schon habe und enthalte (wenigstens eben so gut als leuchtende Insekten es in sich haben können) wodurch es kommen mag, daß nicht nur der träumende Schläfer, sondern auch der Wachende mit geschlossenen Augen, helle und farbige Gegenstände sehen.

Das Licht gibt uns durch seine wesentlichsten Eigenschaften das treffendste Bild der Wahrheit, der Tugend und alles Guten, da es seine Strahlen nur in gerader Linie, aber nach allen Seiten, mit einer, alle Vorstellung übersteigenden Geschwindigkeit bis in's Unendliche verbreitet und ein eigentlich substantielles Wesen, die Finsterniß aber, als Bild des Irrthums, des Lasters und alles Bösen,

keine wirkliche Substanz, sondern des Lichtes Abwesenheit ist und durchgehends als Gegentheil des Lichtes wirkt.

Obschon wir vom Lichte umflossen sind, und Alles durch das Licht und im Lichte sehen, so ist uns doch die Natur desselben, so hell es auch ist, noch immer ein Räthsel und trotz aller Systeme und Hypothesen noch zu wenig erforscht; es ist also gewisser Maßen das Licht selbst für uns noch dunkel. Desto mehr aber offenbart sich des Lichtes Kraft und Herrlichkeit in der ganzen Schöpfung, in jedem Raume und zu jeder Zeit und an jedem Wesen. Mensch und Thier erkennen, was da ist, im Lichte; die Sonne, als Quell des Lichtes, ward Völkern ein Gott. Die Pflanze selbst sehnt sich nach dem Lichte, wendet sich nach dem Lichte, entfärbt sich ohne Licht und stirbt ab. Die schönsten Farben, sowohl am Gefieder der Vögel als am Fell vierfüßiger Thiere, gewinnen durch das Licht und ersterben ohne das Licht. Alles Licht, von der aufgehenden Sonne bis zur aufsteigenden Rakete, vom Mond bis zum Johanneskäfer, ist dem Menschen ein erfreulicher Anblick, und mit der Außenwelt scheint unser Inneres selbst licht zu werden. Sogar das matte Kerzenlicht, ein so entfernter Verwandter der Taheshelle, versammelt den geselligen Familienkreis um sich, und lockt auch die Mücke, deren Heere im Sonnenstrahl Mänadentänze schwärmen.

Der Geschwindigkeit des Lichtes kann nichts auf der Erde gleich gestellt werden. Man hat berechnet, das unerschöpfliche Lichtmeer der Sonne sei zwanzig Millionen deutsche Meilen von unserer Erde entfernt, und das Licht lege

diesen ungeheuern Weg in acht Minuten und einigen Sekunden zurück, wobei denn auf eine einzige Minute ein durchflogener Himmelsraum von mehr als vierzigtausend Meilen komme. Der schöne Farbenschmuck, worin uns die ganze Natur erscheint, ist eine Wirkung der Lichtstrahlen, welche auf die Gegenstände fallen und von diesen in unser Auge zurückgeworfen werden. Dies ist die Strahlenbrechung, deren Zauber uns im Farbenspiele der Morgen- und Abendröthe, des Regenbogens und des Thautropfens entzücken. Die Brechung des weißen Sonnenstrahls in seine sieben Farben, welche der große Britte Newton zuerst durch sein Glas-Prisma künstlich entdeckte, stellt uns auch die Natur in jedem Regenbogen dar.

So zeigt sich denn in dem Farbenspiel der leuchtenden Bogenwölbung von Außen nach Innen zuerst das flammende Roth, an diesem das Orangengold und das Gelb, dem zunächst das milderquickende Grün und das reine Ätherblau, an dessen Rande das Indigo dunkelt, welches endlich im matten Violettschimmer hinstirbt. Und durch welchen Aufwand von Mitteln wird dieses prächtige Schauspiel bewirkt? Auf die einfachste Weise: durch Wassertropfen, welche, aus einer Regenwolke herabfallend, eine Wand bilden, worin das Licht der gegenüberstehenden Sonne sich unter verschiedenen Winkeln bricht. Aber wie zahlreich sind die Schattirungen dieser sieben Hauptfarben in den drei Reichen der Natur, die dadurch in der Mannigfaltigkeit des reichsten Farbenschmuckes erscheint! Dabei trug der Urheber der Natur zugleich die weise Fürsorge, daß diejenigen zwei Far-

ben, welche auf unser Auge am angenehmsten und wohlthätigsten wirken: die grüne, welche den mittleren Platz unter den sieben einnimmt und die ihr nächste blaue, auf der Erde und am Himmel mehr als alle übrigen erscheinen.

Hier erwacht die ganze Gewalt unsers Mitleids, wenn wir, schwelgend in solchem Licht- und Farbenmeere, des Armen gedenken, dessen nachtumhülltes Auge diesen Genuß entbehren muß! O, wie beklagen wir ihn, der es nicht sieht, wenn die Abend- und Morgenröthe den Himmel in einen Rosengarten verwandelt, ihn, der nicht sieht des lächelnden Frühlings blütenvollen Triumphbogen, des glanzumgürteten Sommers goldene Ährenfelder, des bunten Herbstes glühende Frucht- und Rebenhaine, des ernsten Winters blinkendes Silbergewand, nicht der Erde Millionen Blumenaugen, nicht des Himmels unzählige Sternenaugen; ihn, dem kein Kranz der Berge in der Ferne blauen Abendduft verschmilzt, kein lichtaufwogendes Meer die kommende Sonne begrüßt, kein Blick der Liebe und der Freude vom göttlichen Menschenantlitz entgegenlächelt in seines Daseins Mitternacht! Des Bedrängten Angstruf um Hilfe durchbohrt sein Herz, und er kann ihn nicht zu Hilfe eilen! Er hört den Jubel der, vom Anblick der Schönheit und Harmonie Entzückten, und kann ihn nur mit einem leisen Seufzer erwiedern! Ihm ist geschlossen das Heiligthum der Wissenschaft, des Lebenserwerbes schaffende Thätigkeit!

Doch nein, Du Armer! Verzage nicht! Auch über Dir waltet die ewige Vorsicht. Tausend Augen der Menschenliebe schauen auf Dich, Deiner Finger feinfühlende

Spitzen werden selbst zu Augen, und das geschärfte Gehör übernimmt die thätigste Sorgfalt für den fehlenden Sinn. Die Liebe leitet Deine unsichern Schritte, und die holde Stimme tröstender Theilnahme gleitet in Dein Herz, mit Belehrung und Ergetzung die dunkeln Stunden beflügelnd. Und, o Du Nachtumhüllter! Dir war Dein Schöpfer in mancher Hinsicht gütiger als Vielen. So Manches, was dem sehenden Auge die Thräne erpreßt, läßt mit dem Blick auch die Seele Dir ohne bittere Empfindung. Du siehst kein hämisches Schurkengesicht, das Tugend und Geistesgröße verhöhnt; siehst nicht die Teufelslarve der Falschheit, der Schadenfreude und des Verraths; siehst — wohl Dir! nicht die sterbende Liebe im Leichengewande; siehst es nicht, wenn Scham auf der Armuth Wange brennenden Purpur strömt, daß Verachtung ihr folgt; siehst nicht der Unschuld erblassende Verzweiflung vor dem verfolgenden Frevler; siehst es nicht, wenn durch ein glückliches Land, nun ein Kirchhof, des Krieges Blutstrom dahinwallt, siehst des Ehrgeizes Menschenopfer nicht! — Aber es sieht Dein geistiges Auge um so heller, indessen Nacht der andern Licht bedeckt. Um so heller siehst Du des Geistes Glanz und der Seele Schönheit. Kommen wird ein Tag, an dem Gott auch zu Dir sprechen wird: „Es werde licht!" Dann wird Deine Nacht vom verklärten Auge entfliehen. Sehen wirst Du die Millionen Welten im gränzenlosen Lichtmeere und ihnen freudig nahen, wirst sehen und jubelnd erkennen sie, die Dein Auge hier ohne Formen liebte, und ewig ihr Entzücken mit ihnen theilen! —

Das Gehör. Schall und Ton.

Das Auge, so herrlich seine Einrichtung auch ist, würde doch nicht hinreichen, uns alle nöthigen Kenntnisse zu erwerben, uns alle Genüsse des Schönen zu verschaffen, und uns vor allen Gefahren früh und schnell genug zu warnen. So ward uns denn noch ein zweiter edler, dem Auge gleichsam ebenbürtiger Sinn mitgetheilt: das Gehör, welches, zwar nicht ganz so fein, zart und geistig, wie das Gesicht, vor diesem doch den einen sehr bedeutenden Vorzug behauptet, daß das so oft sich schließende Auge nur solche Gegenstände wahrnimmt, welche vor uns liegen, das immer offene Ohr aber alle Schwingungen der erschütterten Luft, welche durch bewegte Körper vor uns, hinter, über oder unter uns hervorgebracht werden, auffaßt, und uns von ihnen getreue Kunde bringt. Der Gehörssinn verbindet uns zunächst mit der sittlichen Welt, und schafft dem empfindenden und denkenden Wesen die höchste Wonne, durch die unmittelbarste Mittheilung von Gedanken und Empfindungen und durch des Tonreiches entzückende Harmonie.

Auch für die Unverletzbarkeit dieses, dem Range nach zweiten Sinnes sorgte der Urheber der Natur. Ein klebriger Stoff, den Eingang bekleidend, muß alles Schädliche abhalten und selbst dem kleinsten Insekt den Eintritt zu den innern Theilen verwehren. Haben die weichknorpeligen Ohrläppchen, Muscheln gleich, die wellenförmigen Luftschwin-

gungen aufgefangen, so müssen diese an den nächsten Wechsel von Erhöhungen und Vertiefungen im Ohr, gleichsam wie zwischen Berg und Thal, anschlagen und abprellen. Von da dringen sie, weiter fortgestoßen, durch die Windungen der sich verengenden innern Gehörgangsröhre, einer Art von Trompete, bis an das äußerst zarte, elastische Häutchen des ausgespannten, nach innen etwas erhabenen, außenher etwas vertieften Trommelfells, dessen Erschütterung den hier gebildeten Schall mittelst der drei Gehörknöchelchen, ihrer Gestalt wegen Hammer, Ambos und Steigbügel genannt, durch die innere Trommelhöhle und das Labyrinth dem Gehörnerven mittheilt, der ihn zum Gehirn hinaufleitet. Schlaf und Tod schließen alle Sinne früher als das Ohr. Das Ohr des Menschen ist zwar verhältnißmäßig kleiner und gedrängter, als bei allen Thieren, dafür aber desto künstlicher gebaut. Einfach erscheinen dagegen die Gehörwerkzeuge mancher Thiere, insbesondere der Amphibien und der Fische; die letztern haben weder ein äußeres Ohr, noch den Gehörgang und das Trommelfell. Und dennoch weiß man, daß die Karpfen auf die Stimme oder den Schall einer Glocke herbeikommen, ihr Futter zu nehmen.

Die Gehörwerkzeuge der Vögel sind vollkommener; sie haben den Gehörgang und die Trommelhaut, doch fehlt ihnen der spiralförmig gewundene Theil der innersten Ohrhöhlung, die sogenannte Schnecke und die drei Gehörknöchelchen machen bei ihnen, wie bei den kriechenden Thieren, bloß ein einziges platt ausgedehntes Knöchelchen. Und dennoch ist bei den Vögeln das Gehör nach dem Gesichte der

vorzüglichste Sinn. Manche Raubthiere haben ein viel schärferes Gesicht als der Mensch, dagegen aber vermag dieser es vorzugsweise, sein Gehör zur höchsten Feinheit auszubilden.

Bewunderung erregend ist es, daß bei dem ungeheuren Zusammenflusse so vieler Schalle und Laute in der Natur, bei der Verworrenheit einer Menge ringsumher gesprochener Worte und bei der innigsten Verschmelzung des größten Reichthums von Singstimmen und Instrumenten aller Art zu einem Kunstwerke, das überfüllte und übersättigte Ohr (vorzüglich ein geübtes Künstler- und Kenner-Ohr) dennoch so viel Einzelnes zu unterscheiden vermag in diesem Heere von Luftkreisen, in diesem wogenden Meere von Klängen, in diesem unermeßlichen Labyrinth von Tönen, worin der höchste dem menschlichen Ohr noch vernehmbare Ton bei sechstausend Luftschwingungen in einer Sekunde enthält, so wie der tiefste in derselben Zeit deren nicht mehr als zwanzig bis dreißig erfordert, und zehn oder zwanzig derselben nur einen Schall verursachen, aber keinen Ton geben.

Denke Dir nun, mein Leser, eine große Symphonie, wobei das Orchester in einem kerzenhellen Saal, oder eine, wo dasselbe in einem schattigen Walde auf Bäumen sitzt; denke Dir eine Bravoursängerin im schön dekorirten Opernhause, oder eine Nachtigall in einer mondhellen Mainacht; denke Dir den feierlichen Klang einer tausendpfündigen Glocke oder das muntere Gezirp einer Cicade, die kaum ein Quentchen wiegt; Du wirst Dich bald tief gerührt, bald erhoben, bald herzlich froh fühlen, bald jubeln, bald wei-

nen, und Dein Innerstes wird dem melodisch-harmonischen Zauber wie ein Geister-Echo nachklingen: aber — dessen ungeachtet müssen wir uns gestehen, daß wir, trotz so mancher von Gelehrten ersonnenen Systeme und Hypothesen, — von der Art und Weise, wie jene vielfach modificirten Lufterschütterungen zu Klängen und Tönen und diese wieder in uns zu geistigen Empfindungen werden, wenig Bestimmtes wissen. Wir thun daher am besten, auch hier neuerdings zu bekennen: der Schöpfer der Natur habe zwar seine größten Wunder mit den einfachsten Mitteln hervorgebracht, dieselben aber mit einem Schleier bedeckt, den wir — mit oder ohne Geduld — vergebens zu lüften oder zu zerreißen trachten.

Begnügen wir uns denn, nur das Eine zu erkennen, daß die ganze Schöpfung, von der ewigen Liebe besaitet, eine große Geister-Harmonika ihres Urhebers und unser Inneres sein Echo sei!

Geruch, Geschmack und Gefühl.

Diese drei Organe, welche jedesmal eine unmittelbare Berührung der wahrzunehmenden Gegenstände fordern, sind zwar minder edel und fein, als Gesicht und Gehör, aber nicht minder wichtig.

Der Geruchssinn, der Region des Gehirns näher und befreundeter, als der Geschmack, erfreuet uns nicht nur durch

die angenehme Empfindung der mit der Luft zugleich eingesogenen Duftausflüsse, welche so vielen Körpern aller Naturreiche unaufhörlich entströmen, sondern er warnt uns auch vor schädlichen Körpern durch die Wahrnehmung der bösen Ausdünstungen, welche uns ihre Nähe verrathen, ja, er vermag uns durch seinen Reiz vom Todesschlafe der Ohnmacht wieder zum Leben zurückzurufen. Er übt durchgehends eine anziehende und abstoßende Gewalt aus, über Menschen und Thiere. Die letzteren kosten sogar durch das Riechen.

Eben so dient auch der Geschmack nicht nur, das Vergnügen der geschmeidigen, vielbewegten, mit einer Fülle von Saftgefäßen und feinen Nerven durchwebten Zunge zu erhöhen, sondern auch, um die guten oder nachtheiligen Eigenschaften der Nahrungsmittel zu prüfen. Er ist dem Menschen, dessen Gaumenlust alle Reiche der Natur plündert, nothwendiger, als den Thieren, folglich in jenem auch feiner als in diesen, die den Nahrungsmitteln ihrer Gattungen stets treu bleiben, und sich auf Weniges beschränken. Der Geschmack ist zugleich ein sicherer Barometer der Lebensweise, indem er sich dem Mäßigen im besten Zustande erhält, durch Schwelgerei aber abgestumpft wird.

Den größten Umfang unter den Sinnen behauptet das Gefühl. Es regt und entwickelt sich als der erste Sinn schon am Kinde, und der Sterbende, dessen Ohr die Trostworte der Freundschaft nicht mehr hört, dessen Auge die Thräne der Liebe nicht mehr sieht, fühlt noch den letzten Druck der Hand und den letzten heißen Kuß auf der kalten Lippe. Das Gefühl ist sogar Mitregent der andern

vier Sinne, und stellt sich selbst am Aug' und Ohr, am Gaumen und in der Nase gemeinsam, mitwirkend und ihre Thätigkeit unterstützend, ein. Den höchsten Grad seiner Wahrnehmung äußert er als Betastungsvermögen an den Fingern, bei den Säugethieren vorzüglich an der leckenden Zunge. Außerdem aber wohnt es auf der ganzen, mit Nerven und ihrem Äthergeist unterlegten Haut, die aus einem Gewebe von unzähligen Fäden besteht, den Dünsten der warmen Haushaltung der innern Theile und des glühenden Blutstromes durch die feinsten Poren Ausgang verschafft, aus der umgebenden Atmosphäre unaufhörlich Nahrungsstoffe einsaugt, und von den ihr nahe liegenden Blutadern die Rosen der Wangen blühen und die Rubinen der Lippen erglühen läßt.

Die Sinne sind gleichsam die Bienen, welche dem Geiste den Naturstoff zur Verarbeitung und Läuterung zuführen. Wer sie in mäßiger Übung rein und gesund erhält, dessen Seele wird rein und gesund sein. Verfeinerung veredelt sie, Überfeinerung schwächt sie, Übermaß stumpft sie ab, Mißbrauch tödtet und zerstört *sie*, die uns der Schöpfer zu Erhaltern und Schützern gab.

Die Sprache.

Die Einrichtung des Sprachwerkzeuges zeigt die höchste Kunst zugleich mit der größten Einfachheit, indem ein Bischen Lufthauch, von der ihn ausathmenden Lunge durch den Kanal der an ihrem Eingange mit einer Spalte versehenen Luftröhre emporgetrieben, gegen die innern Häute derselben, und insbesondere gegen den Kehldeckel anstößt, welcher, je nachdem er sich erhebt oder legt, den Kanal öffnet und schließt, wodurch die Stimme gebildet wird. Diese erhält dann ihre Modifikation zur eigentlichen artikulirten Sprache erst durch die Zunge, welche sich mit der geschmeidigsten Schnelligkeit nach allen Seiten und Richtungen biegt, wendet und schwingt, und bald an die Zähne, bald an den Gaumen stößt, der ihr gleichsam zum Resonanzboden dient. O möge jener wortebildenden Zunge nie ein Wort entfliehen, welches den Schöpfer beleidigt, das Geschöpf entehrt, ein Mitgeschöpf verletzt!

Der Mechanismus der Sprachwerkzeuge hat eine solche Genauigkeit und Sicherheit in allen Theilen, daß ein französischer Anatomiker aus den von todten Thieren abgesonderten Stimmenwerkzeugen durch Hineinblasen vom untern Ende der Luftröhre eben dieselben Töne und dasselbe Geschrei hervorzubringen vermochte, welches die lebendigen Thiere mit ihrem ehemaligen Eigenthum hervorgebracht hatten.

Bei einigen Gattungen der vierfüßigen Thiere ist das Werkzeug der Stimme noch mehr zusammengesetzt, als beim Menschen. Die Vögel, diese fröhlichen Tonkünstler der Natur, haben zwei Luftröhrenköpfe, einen äußern oben an der Luftröhre, und einen innern am untern Ende derselben mit einer dicken Haut, welche quer zwischen den beiden Luftgefäßen liegt. Die Heuschrecke ist gar eine Bauchrednerin; sie hat das sehr künstlich eingerichtete Werkzeug ihrer Stimme wirklich im Bauche.

Die Thiere haben allerdings eine Sprache, aber nur eine instinktmäßige, größtentheils unwillkürliche und sehr unvollkommene, man könnte sagen, eine Natursprache, indem sie durch Laute bezeichnen, was sie empfinden und bedürfen. Sie drücken immer nur die einförmige Beschränktheit ihres gegenwärtigen Zustandes aus; es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß ihre Sprache, so arm sie auch uns Menschen dünkt, für sie selbst unter einander den erforderlichen Grad der Vollkommenheit habe, und allerdings ein kräftig zureichendes Mittel ihres Vereins und ihrer Wechselwirkung sei. Die lautreichsten Thiere sind auch fast durchgehends die geselligsten, so wie die geselligsten Menschen auch die gesprächigsten, die ungeselligen aber wortkarg sind.

Es fehlt der thierischen Natursprache keineswegs an Ausdruck. Wie dringend ruft die lockende Mutterhenne ihre Küchelchen zum gefundenen Futter! Wie zärtlich klagen die pippenden Jungen um die verlorne Alte! Wie schmelzend sind die Liebesgesänge der sehnsuchtsvollen Nachtigall!

Wie lebhaft, man möchte sagen — bis zum Reden, drückt der Hund seinen Schmerz um den vermißten Herrn aus! wie lebhaft seine Freude über den Wiedergefundenen! Wie lebhaft als Wächter des Hauses nächtlicher Weise seinen verscheuchenden Grimm gegen Fremde! wie lebhaft seine Jagdlust! Kein Thier fühlt den Drang, sein Inneres in Schmerz und Freude dem Menschen mitzutheilen, in dem Grade wie der Hund, der in diesem Drange oft so sonderbar modificirte, so nachdrücklich betonte Laute hervorbringt, als wolle er wirklich schon Worte ausstoßen. Die Geschichte der Pariser Akademie erzählt sogar von einem Hunde, welcher seinem Herrn einige dreißig deutsche Wörter nachsprechen konnte.

Die geselligen Murmelthiere pflegen beim Graseinsammeln Schildwachen auszustellen, welche die Beschäftigten durch pfeifenden Zuruf von der Annäherung des Feindes benachrichtigen.

Selbst der Fisch ist nicht ganz stumm; er gibt doch sehr unvollkommene Laute von sich; das sogenannte Schnalzen dient ihm zuverlässig zur Bezeichnung irgend einer Empfindung oder eines Bedürfnisses.

Die Thiere der höhern Art haben in ihrer Empfindungssprache den unverkennbaren Vorzug, daß ihnen zur Bezeichnung dessen, was in ihnen vorgeht, eine größere Verschiedenheit der Laute — tiefer und höher, und mehr Mannigfaltigkeit der Bewegung — langsamere oder schnellere, zu Gebote steht, wobei sogar ein gewisser Grad von Willkürlichkeit eintreten mag.

Ein Wunder aber, welches allein schon hinreichend wäre, den Menschen über die ihm dienende Thierwelt zu erheben, ist die Rede, jenes göttliche Vermögen, Empfindungen und Gedanken — nicht instinktmäßig, sondern mit freier Willkür durch artikulirte Töne, Worte, zu bezeichnen, die Himmelsgabe, unser Innerstes, Schmerz und Wonne, von Seele in Seele zu strömen, und alle Schätze des Geistes zum allumschlingenden Bande, alle Vorräthe der Erfahrung zum Gemeingute der gesammten Menschheit zu machen. Ohne die Rede würden wir sehr wahrscheinlich eben so isolirt leben, wie der größte Theil der Thiere. Sie ist das Organ der Vernunft; durch sie wirkt der Mensch, am meisten aber derjenige, der ihrer Herr und Meister ist. Der Grad ihrer Ausbildung bezeichnet die Bildungsstufe ganzer Nationen.

In der Menschensprache liegt der sicherste Beweis, daß der Mensch weder zu unthätiger Beschauung noch zu fruchtloser Spekulation, sondern zu geselliger Verbindung und zu einer praktischen Lebensweise, wie Christus selbst hiernieden sie führte, geschaffen ist. Der Haß schweigt, die Liebe spricht.

Vom Rande der Verzweiflung reißt sich Göthe's Tasso empor, hoch erhoben durch das auflodernde Kraftgefühl der ihm verliehenen Himmelsgabe der Rede:

»Alles ist dahin, nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — und mir noch über Alles —

Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.«

Sei aber die Rede auch noch so herrlich, die Sprache auch noch so vollendet, dennoch bleibt uns das Unnennbare und das Unaussprechliche immer das Schönste, das Höchste! Auch hier — so wollte es die ewige Vorsehung — auch hier sollte uns eine noch höhere Kraft für eine höhere Welt bleiben.

Das Mineralreich. Erdarten. Metalle.

Wir haben nun die Wunder in der Einrichtung unserer irdischen Hülle gesehen, und treten jetzt hinaus in die weite Schöpfung, ein fortwährendes Wunderwerk in allen drei Reichen der Natur! Wohin wir auch unsere Augen wenden, allüberall begegnen uns Gegenstände und Einrichtungen, die Bewunderung und Anbetung erregen. Wir könnten ihnen, selbst wenn wir es wollten, nicht entgehen. Jeder Blick in die Außenwelt und in unser Inneres zeigt uns ein Wunder und seinen göttlichen Urheber. Glücklich, wer sie sieht und sehen will! Beklagenswerth, wessen Geistesblindheit sie nicht sehen kann, wessen Gemüthsleere sie nicht erkennen will!

Lassen wir denn die Wunderwerke der drei Reiche der Natur vor uns vorüberziehen! Überschauen wir zuerst das Mineralreich über der Erde und in ihren Tiefen!

Die Erde, deren Inneres so fruchtbar ist als ihre Oberfläche, besteht selbst aus mehreren Erdarten, Substanzen, welche wenig zusammenhängend — daher zerreiblich sind. Sie geben den Hauptstoff der Oberfläche, und sind der Grund alles Gedeihens und aller Fruchtbarkeit des Pflanzenreiches und der Thierwelt. Ihre verschiedenartige Mischung befördert die Mannigfaltigkeit von beiden. Bringt die Erde überhaupt als großer Gewächsgarten so viel Heil- und Nahrungsmittel hervor, so gewähren uns ihre verschiedenen Arten auch sehr viele wichtige Vortheile für unsere Lebensbedürfnisse. Ich will hier nur auf einige Erdarten aufmerksam machen, um meine Hauptabsicht: die Gewährung eines Überblickes, zu erreichen. Die Thonerde liefert uns Gefäße, die Kieselerde das Glas. Von größter Wichtigkeit ist uns die Kalkerde; die harte liefert uns Steine zum Bauen, unter diesen den an Palästen und Statuen bewunderten Marmor; die weiche Kalkerde gibt, mit Sand vermischt, den Mörtel. Der rohe, gemalne oder gebrannte Kalk wird als Ackerdünger verwendet. Gärber, Seifensieder und Färber benöthigen dieses Mineral, und die Zuckerraffinerien nehmen es zur Läuterung. Die Bittererde, Magnesia, ist ein vielgebrauchtes Arzneimittel. Aus Gyps, einer eigenen Art Kalkerde, werden Statuen, Büsten und Zimmerverzierungen gebildet; der weiße, ganz reine Gyps wird dem schönen Geschirre von Porzellan und

Steingut beigesetzt. Aus dem Gypsmörtel verfertiget man einen künstlichen Marmor, und der weiche, weiße Alabaster ein gypsartiger Stein, gibt sich als Stoff zu den schönsten Gebilden.

Wie zahlreich ist die Gattung der Salze, deren mehrere sich in allen drei Reichen der Natur verbreitet finden! Welche Vortheile gewährt der Alaun dem Färber und Gärber! — Wie zahlreich und wunderbar ist die Klasse der brennbaren Mineralien, wie: Erdharze, Schwefel ꝛc., deren einige durch gleichzeitiges Zusammentreffen der Einwirkung des Feuers und der Luft sich entzünden, in Flammen ausbrechen, dann durch ihre eigene Substanz das Feuer vermehren und nähren, indeß andere unter denselben Umständen nur verglühen und leuchten. Einige dieser Mineralien sind feste Körper, wie z. B. die Steinkohlen, andere flüssig, wie z. B. die Naphta, die aus Felsenritzen tropfenweise hervorquillt.

Wie mannigfaltig ist der Reichthum der Metalle, dieser schwersten und undurchsichtigsten Körper in der ganzen Natur! wie groß, wie vielfach ihr Nutzen! wie verschieden ihre Erscheinung, bald in reiner Gestalt, bald verborgen unter andern! wie wunderbar die Art ihrer Erzeugung und Bildung, ihres Reifens und Verwitterns in Gebirgsklüften und in den Tiefen des unterirdischen Reiches der mit rastloser Thätigkeit und mit unaufhörlichem Wechsel fort und fort schaffenden Natur!

Lassen wir den Blick nur auf den vier vorzüglichsten Metallen: Gold, Silber, Platina und Eisen, als den

Repräsentanten dieser ganzen Klasse von Körpern des Mineralreichs, verweilen! Hier leuchtet uns vor allen der Götze von Millionen Menschen, die Mutter so vieler Tugenden und Verbrechen, die Quelle von so mannigfaltigem Glück und Elend, das Gold, entgegen, dem kein anderes Metall an Pracht und Dauer des Glanzes gleichkommt, das Gold, die Despotin der Schwelgerei, die Sklavin so vieler Laster! Es hat aber nicht nur imaginäre Vorzüge, die es zum Gegenstande des gierigsten Strebens machen, sondern auch reele, und zwar sehr bedeutende. Sein Glanz leidet durch keinen Rost, seine Substanz läßt sich durch keinen fremdartigen Stoff verändern. Es besitzt unter allen Metallen die größte Dehnbarkeit; mit einem Gran dünngeschlagenen Goldes kann man eine Fläche von mehr als tausend Quadrat-Zoll bedecken. Es ist weich und geschmeidig im hohen Grade, und läßt sich mit den meisten übrigen Metallen vereinigen, doch zeigt es sich in seiner dunkeln Wohnung meistens gediegen und unverdeckt, und könnte durch manche dieser Eigenschaften dem Menschen zu einem schönen Vorbilde dienen.

Neben des Goldes feuriger Sonnenglut glänzt die sanfte Schwester, das Silber, mit seinem reinen, weißen Licht als milde Luna des unterirdischen Reiches. Der schöne, helle Klang zeichnet es vor allen Metallen in dem Grade aus, daß man schönklingende weibliche Stimmen Silberstimmen nennt, und zarten musikalischen Instrumenten einen Silberton zuschreibt. Behauptet das Silber durch diese Eigenschaft einen Vorzug vor dem

Golde, so steht es diesem wieder darin nach, daß es den schönen Glanz, ein dauerndes Eigenthum des Goldes, an der Luft allmälich verliert. Nach dem Golde hat das Silber auch die meiste Geschmeidigkeit und Dehnbarkeit, drängt sich aber jenem im Handel und Wandel so keck vor, daß es in ganz Europa der allgemeine Maßstab wurde, nach welchem der Werth aller Erzeugnisse und Güter, ja selbst der des Goldes, bestimmt wird. Eine stolze Verwandte des Silbers ist die Platina *) mit ihrem blendend silberweißen Glanze, unter allen bekannten Naturkörpern der schwerste und unter allen Metallen das einzige, welches nie anders als gediegen gefunden wird. Sie nimmt sogar eine schönere Politur als Gold und Silber an, und gibt ein schönes Bild unerschütterlich fester Tugend, da sie im Feuer unzerstörbar ist, und weder in der Luft noch im Wasser Rostflecken annimmt.

Zunächst erblicken wir die unscheinbar dunkle Gestalt des Eisens, dem kein anderes Metall an Härte und Nutzbarkeit gleicht. Da keine Kunst und kein Handwerk, weder der Krieg, noch der friedliche Feldbau, zu seinen Werkzeugen des Eisens entbehren kann, so hat die göttliche Weisheit dieses Metall in der Natur allgemeiner, als irgend ein anderes, verbreitet.

Das Eisen, zum Glühen erhitzt, gleicht theils dem

---

*) Dieses Metall wurde erst im Jahre 1736 im spanischen Südamerika entdeckt, und nach dem spanischen Worte Plata (Silber) Platina genannt.

Genie, welches nur im Zustande der Begeisterung Funken sprüht, theils dem menschlichen Hochmuth, der nur im Schmelzfeuer des Unglücks erweicht wird. Unter allen Metallen zeichnet sich das Eisen auch durch seine Liebe zum Magnet aus, dessen anziehender Kraft es allenthalben folgt.

Die Zubereitung des Eisens, wenn es aus tiefen Schacht herausgefördert, durch des Hammers Gewalt, des Ofens und der Esse Glut geschmolzen und von der Schlacke gereiniget wird, fordert allerdings viele Mühe und Arbeit; dann aber dient es uns auch in den verschiedensten Gestalten für die mannigfaltigsten Bedürfnisse, und gibt uns das Heldenschwert und die Sense, die Pflugschar und die Kanone, den Jagdspeer und die Nadel, die gewaltige Axt und den häuslichen Hammer, die grobe Zange und die zierliche Schere, die glättende Feile, die zähnereiche Säge und den Spaten, der die Erde umgräbt und unser Grab höhlt.

In seiner reinsten und veredeltesten Gestalt erscheint das Eisen als Stahl, dessen Feinheit und Glanz oft mit dem Silber wetteifert. Das Maß seiner Wohlthaten voll zu machen, dient uns das Eisen sogar als Arzneimittel, die Fasern stärkend und den Kreislauf des Blutes fördernd.

Die Edelsteine.

Wir treten nun in das farbenbrennende Zauberreich der Edelsteine, jener Sterne der Unterwelt, deren Lichtspiel uns wie mit Feueraugen bedeutungsvoll winkender Geister anschaut.

Sie, die zum Schmuck des Höchsten auf Erden erkoren, als Kleinodien im Diadem des Herrschers strahlen und zunächst stolz sind, als Zierden der Schönheit beschämt zu werden, — gründeten ihren Werth zu jeder Zeit nicht nur auf die Herrlichkeit ihrer Eigenschaften, sondern auch auf ihre Seltenheit, indem die freigebige Natur selbst die edelsten der Metalle, das allgeschätzte Gold und Silber, in viel größerer Menge hervorbringt, als die gleichsam verkörperten Lichtmassen der Juwelen. Berge und Felsen sind die Wiegen dieser nachtumhüllten Kinder des Lichtes; der gierige Mensch reißt sie recht eigentlich vom Schooße der Mutter Erde, und weiß ihre Schönheit durch die Kunst des Schleifens für die Pracht des Weltlebens zu erhöhen, wozu sie deßhalb wohl passen, weil sie hart und abgeschliffen sind und glänzen. Der Orient, und insbesondere Ostindien, sind vorzugsweise ihr Vaterland zu nennen.

Vor allen leuchtet uns des Diamanten blendender Glanz entgegen, welcher nicht nur die übrigen Edelsteine an Durchsichtigkeit, sondern auch alle bekannten Naturkörper an Härte übertrifft, dabei noch die Seltenheit insbeson-

dere für sich hat. Es gibt auch farbige Diamanten; doch wird der reine am höchsten geschätzt. Hat ihm das Schleifen viele Flächen gegeben, so strahlt er, obschon an sich farblos, doch einen vielfarbigen Glanz aus, dem kein anderer gleich kommt. Reinheit und Größe bestimmen seinen Werth. Er verlangt, als Lieblingskind der heißen Zone, die kräftigste Glut senkrechter Sonnenstrahlen, und entsteht daher immer nur einige Fuß tief unter der Oberfläche der Erde und der Felsen; tiefer hat man noch keinen gefunden. Auch läßt sich der Stolze nur durch sein eigenes Pulver schleifen und poliren.

Dem Demant am Rang der nächste und der Gewalt des Feuers noch mehr trotzend als dieser, leuchtet der Rubin mit hochrother Glut, deren Abstufungen in einigen Orten zu blasser, gelblicher und Violett-Röthe übergehen, bis zur Blutfarbe des mystischen Karfunkels.

Der helldurchsichtige Saphir, im Rang der dritte, zeigt uns in seinem blauen Feuer diese Farbe in ihren mannigfaltigsten Abstufungen, auf ähnliche Weise der werthlosere Chalcedon. Dasselbe Nüancenspiel stellen Topas und Hyacinth mit der gelben Grundfarbe dar, Smaragd, Chrysolith, Chrisopas und Beryll mit der grünen, Amethist mit dem Violett, Carneol, obschon ferne dem Rubin, mit der rothen.

So wie die Hauptgattungen dieser Edelsteine gewisse einzelne Hauptfarben nüanciren, so zeigen wieder andere ein Gemisch aller Farben in Streifen, Flecken und Punkten oft mit abwechselnden Lagen und Schichten. So ver-

einigt der Sardonix in sich den Carneol und den Chalcedon, und eine Art von Achat und Opal (das Weltauge) spielt alle Farben des Regenbogens.

Sonderbar ist es, daß manche farbige Edelsteine von niederem Range im Feuer entfärbt werden, und als Kunstbetrug dann für Diamanten gelten müssen. So erhalten manche Menschen, wenn die Glut der Leidenschaften ihr Inneres und Äußeres entfärbt hat, den falschen Schein eines soliden Wesens.

Die Pflanzenwelt.

Die Erde, des Pflanzenreiches Heimat, eh' noch ein lebendiges Wesen auf ihr athmete, liegt nun wie ein schöner, großer Garten vor uns, in dem Gott offene Tafel hält. Millionen von Kräutern duften uns entgegen, Millionen von Blumen in reicher Farbenpracht schauen uns mit freundlichen Augen an; Millionen Ähren nicken uns mit den goldenen Häuptern liebevoll zu; Millionen Bäume umschatten uns mit dem kühlen Gesäusel blütengeschmückter oder fruchtglühender Wipfel.

O Palast der Natur! du bist schön und erhaben wie kein anderer. O Kleid des einfachsten Blümchens! du bist reich und lieblich, wie kein Prunkgewand der großen Welt. Der nickende Halm und der ruhende Berg, himmelan ragend, — beide sind in ihrer Art gleich vollkommen, und

Gegenstand der feurigsten Bewunderung ist jede Pflanze. Die Wurzel, befestigend in die Erde gesenkt, ist ihr Mund, mit dem sie aus jedem Boden die ihr gemäßesten Nahrungssäfte saugt. Zarte Röhrchen führen diese geläutert, den Wachsthum fördernd, durch Stamm oder Stängel empor.

Den Baumstamm, welcher den kräftigen Leib tragen und den Stürmen widerstehen muß, umgibt gleich einer Rüstung die Rinde, indeß der zarte, weiche Stängel, von den Lüften gewiegt, sich durch ausbeugendes Nachgeben schützt. Die vielgestaltigen, geheimnißvolle Gespräche flüsternden Blätter tragen viel bei, das Leben des Baumes, der ihnen Leben gibt, zu erhöhen, indem sie dankbar die Regentropfen sammeln, Abends ihre untere Fläche der Erde zuwenden, um den von ihr aufsteigenden Thau einzusaugen, mit ihren Stielen, wie mit einer Art von Wurzeln, aus der Luft unaufhörlich Nahrung an sich ziehen, sie den zunächst liegenden Theilen der Stämme oder Stängel zuführen, die zarten Knospen und Blüten wie mit Mutterschwingen decken und zugleich die Ausdünstungen des ganzen Pflanzenkörpers fördern. Um diese ihre Geschäfte treu und genau verrichten zu können, sind sie mit solcher Kunst und symmetrischer Vertheilung gestellt, daß die unmittelbar vorherkommenden von den folgenden nie auf eine hindernde Weise bedeckt werden. Die Blätter mancher Pflanzen richten sich sogar nach dem Laufe der Sonne, wenden ihre obere Fläche am Morgen nach Osten, Mittags nach Süden, Abends nach Westen.

Und so muß uns denn die holde Pflanzenwelt nicht minder erfreuen als nützen! So muß der Baum uns ein dreifacher Wohlthäter werden, uns mit seinem Schatten erquicken, mit seiner Frucht speisen, mit seinem Holze gegen den Frost schützen und wärmen; so muß der Kräuter Heilkraft den brennenden Schmerz der Wunde lindern und des Innern erlöschende Lebenskraft anfachen; so muß die Blume zuerst als Schmuck der Fluren durch ihren Anblick erfreuen und mit erheiterndem Duft uns stärken, dann unsere Feste verschönern, den Brautkranz und die Todtenkrone geben, die Tafel unserer Lustgelage und die Hügel unserer Gräber schmücken; so muß Kraut und Blume der Biene, die Biene dem Menschen fröhnen; so muß das Ährenfeld dem Armen Arbeit, Nahrung und Ruhelager gewähren; so muß der Gräser rastlos fortsprossendes Geschlecht den Thieren dienen; so muß der Kern der Frucht den Keim des künftigen Gewächses in sich tragen; so muß der welken Pflanze Staub einer andern das Dasein geben; so muß das Samenkorn, vom Windhauch getragen, hundertfältig aufgehen, um Felsen und Sümpfe in reiche Gefilde zu verwandeln; so müssen die Pflanzen die brennbaren Theile der Luft einsaugen, also eben die uns schädlichen, wodurch sie das schöne Amt verwalten, die Atmosphäre zum Besten unserer Gesundheit zu reinigen, und wir müssen dem Schöpfer selbst für die Giftpflanzen danken, da sie eben das Brennbare am meisten einsaugen, dadurch unsere Wohlthäterinnen, und selbst als Gift zugleich Gegengift werden. Und so muß denn das ganze Pflanzenreich uns zuerst ein

Bild der Entwicklung unseres blühenden und verblühenden Lebens, dann, vom Todesschlafe des Winters erwachend, im Frühling ein noch größeres der Auferstehung und der Unvergänglichkeit vorhalten!

Die Wunderblume blüht bei uns in der Nacht für die Herrlichkeit des Tages. So möge auch der Mensch in dieser Erdennacht dem ewigen Tag entgegenblüh'n!

Das Thierreich.

Wir wenden unser Auge zuerst auf das animalische Pygmäenreich.

Welcher Scharfblick wäre scharf genug, das unzählige Gewimmel von Insekten und Gewürmen zu unterscheiden, welches auf den kleinsten Blättern und Halmen lange Reisen macht, auf den übergroßen Raum eines kaum sichtbaren Sandkörnchens kaum sichtbar erscheint, und (wie die Infusionsthierchen) zu Tausenden einen Wassertropfen bewohnt!

Welche erstaunungswürdige Kunst und Weisheit offenbart sich auch hier! welche Verschiedenheit und Vollkommenheit in der äußern Gestalt und im Bau des Innern! Die Elefantenmilbe, deren Glieder wir ohne Vergrößerungsglas nicht unterscheiden können, hat dennoch eben so gut, wie der Elefant, dessen Haut sie bewohnt, Ge-

hirn und Rückenmark, Muskeln, Adern, Nerven und Sinne, Werkzeuge des Verdauens und des Athemholens; selbst ein Saugrüssel ward ihr, der Elefantenmilbe, gleich dem Elefanten, zu Theil; ja sogar Manches, was jener entbehrt: zwei Freßspitzen, zwei Fühlhörner und acht Füße, deren andere Insekten oft mehr als hundert haben, so wie mehrere, und zwar gerade die kleinsten, mit der größten Menge von Augen versehen sind.

Ein besonderer Gegenstand der Bewunderung sind die Flügel der Insekten, so vielgestaltig, an der Mücke dünn, zart und durchsichtig wie der feinste Damenschleier, bei mancher Käfergattung fest und stark wie ein Panzer, am Schmetterling von unendlich feinen Schuppen staubähnlich bedeckt, und mit dem buntesten Farbenspiele so reich geschmückt, daß eine Menge von Schmetterlingen auf einer grünen Wiese fliegenden Blumen gleich erscheint.

Noch bewunderungswerther ist das Ganze des Insekten- und Würmerkörpers, welcher aus einer Reihe von Ringen besteht, die sich in einander fügen, sich wechselweise verengen oder erweitern, verlängern oder verkürzen, daher diese Thierchen auf eine nur ihnen eigene Weise auch den Kopf nach Willkür ausstrecken und zeigen, oder einziehen und verbergen können. Der Unvollkommenheit des Mundes kommt ein Rüssel oder ein Stachel zu Hilfe, um die Nahrung einzusaugen. Fühlhörner und Fühlfäden bewirken das feinste Gefühl, der wehrlosen Ohnmacht des schwachen Körpers höchst nöthig.

Das Insektenreich gibt uns so manches Bild. Möchten wir uns doch nimmer vom **Fleiße** der Biene und der Ameise beschämen lassen! Möchten wir doch eingedenk sein der rastlosen Thätigkeit der Spinne, die ihr künstliches Gewebe aus sich selbst hervorbringt, und des Seidenwurms, der sich in einen selbst gesponnenen, bei hundert Ellen langen Goldfaden hüllt! Möchte uns doch die Vorsicht der behutsam vorfühlenden Schnecke vor Augen schweben! — Ein erhebendes Bild gibt uns die wunderbare Verwandlung der Insekten und Würmer, da die Raupen, nachdem sie einen Theil ihres Daseins genossen haben, der Speise entsagen, sich in eine Hülle wie in ihr Grab einspinnen, und nach einigen Wochen oder Monaten, die vertrocknete Larve abwerfend, wie aus dem Todesschlafe geflügelt emporschweben, — ein großes Symbol der Auferstehung und der Unsterblichkeit!

So will uns die ewige Weisheit selbst durch das Irdische und Vergängliche an das Himmlische und Unvergängliche erinnern!

Die Fische. Die Vögel. Die vierfüßigen Thiere. Natur- und Kunsttriebe der Thiere.

Tausend Wasserspiegel leuchten uns entgegen, die flüssigen Kristall-Paläste einer eigenen Thierart; Meere und Seen zeigen uns ein Gewimmel von schuppengepanzerten, glanz-

hellen **Fischen**; sie gleiten in Flüssen mit und gegen den Strom, stürzen pfeilschnell mit seinem Sturze, und wagen sogar, von langen, straffen Floßfedern getragen, einen Flug über die Oberfläche des Wassers.

Auf den ersten Anblick möchte der **Fisch** wohl ein unvollkommenes, dürftiges Wesen zu sein scheinen; bei längerem Verweilen werden wir uns aber bald überzeugen, daß auch der Flutenbewohner nicht minder reich begabt sei, als die Thiere der anderen Klassen.

Eine eigene **Schwimmblase** im Unterleib, länglich, von durchsichtiger Haut und mit Luft gefüllt, setzt ihn in den Stand, emporzusteigen, indem die luftgefüllte Blase den Körper dehnt und leichter macht, oder sich nach dem Grunde des Wassers hinabzusenken, wenn er die Luft aus der Blase preßt, und den Körper dadurch schwer macht. Diese Blase mit Beihilfe der verschiedenen Floßfedern, welche dem Fische die Stelle der Füße und Flügel ersetzen, und die leichten Gräthen, statt starker Knochen der Landthiere, geben dem Schwimmer eine Gelenkigkeit und Schnelligkeit im Bewegen nach allen horizontalen Richtungen, deren weder der Mensch, noch — außer dem Vogel — sonst irgend ein Thier sich rühmen kann. Ein schlüpfriger Schleim, den Körper firnißgleich überziehend, schützt ihn gegen übermäßiges Eindringen des Wassers und vor den Verletzungen von außen. Dagegen fehlt den Fischen, als einer unvollkommenen, kaltblütigen, keiner Zuneigung fähigen Thierart, insbesondere die **Lunge**, folglich auch die **Stimme**; sie athmen daher

auch nicht wie die mit Lungen begabten Thiere, welche durch diese die Luft sowohl einsaugen als ausathmen, sondern die im Wasser aufgelöste Luft wird durch das Maul in die Kiemen (Ohren) geleitet, durch deren Öffnungen sie weggeht.

Die Fische haben in ihrem Reiche nebst Geschöpfen, die nicht länger werden als eine Stecknadel, zugleich auch die größten unter allen. Der Wallfisch, dieser Riese der Wasserwelt, deren Einer ganz füglich zu einem ansehnlichen Pferdestall in seinem Bauche dienen könnte, mißt in die Länge zweihundert Fuß und darüber, gegen achtzig in die Breite, öffnet einen Rachen in der Weite von zwölf Fuß und mehr, und wirft aus den Springlöchern zu beiden Seiten des Kopfes armdicke Wasserstrahlen mit solcher Gewalt empor, daß ihr Brausen eine Meile weit gehört wird. Der humoristische Verfasser des Wandsbecker Boten vergleicht das Genie mit einem Wallfische, der bald durch die Tiefe in stiller Größe daherfährt, daß den Völkern der Wasserwelt ein kaltes Fieber ankommt, bald herauffährt in die Höhe und mit Dreimasten spielt; auch wohl mit Ungestüm aus dem Meere plötzlich hervorbricht und große Erscheinungen macht.—

Wer denkt bei dieser Vergleichung nicht vorzugsweise an Shakespeare?

So wie uns die physische Natur überhaupt sinnbildlich die höhere und geistige bezeichnet, so geben uns auch die Meerfische, die im bittern Salzwasser kräftig und wohlgemuth leben, das Bild echter Tugend, die sich auch in der Mitte aller Bitterkeiten des Unglücks aufrecht erhält.

Hoch über den Tiefen der Flutenbewohner herrscht das reiche Leben der freudigen Vögel, jener Segler der Lüfte, die sich theils auch dem Menschen auf Erden heimatlich gesellen, theils, als Gegenstück der fliegenden Fische, im Wasser leben. Vielfach sind die Dienste, die sie uns leisten müssen durch Gesangeslust und Gaumenkitzel, durch Verminderung der Insekten und durch Aufzehrung animalischer Leichen, welche die Luft mit bösen Dünsten verunreinigen. Jene weise Zweckmäßigkeit, welche wir schon anderwärts bewundert haben, zeigt sich auch hier. Am Vogel, bestimmt, kühnen Fluges die Luft zu durchschneiden und sich zur Höhe emporzuschwingen, zweckt Alles darauf ab, die Schwere des Körpers zu vermindern. Körper und Flügel stehen nicht nur zu einander, sondern auch zu dem dünnen Elemente, worin der Vogel sich bewegt, im genauesten Ebenmaße. Die Flügel, als das eigentliche Flugwerkzeug, sind durch die dicht an einander liegenden Schwungfedern mit ihren luftigen Kielen zum Schlagen der Luft und zur Erhaltung des Gleichgewichtes eingerichtet, zugleich des Vogels schönster Schmuck. Die Füße, leichter als bei andern Thieren, sind desto dünner und hohler, je höher der Vogel fliegt. Auch die Knochen sind hohl und dünn, ohne Mark und gewöhnlich mit wenig Fleisch bedeckt. Dagegen ist die Brust, schneidig geformt wie ein Schiffskiel, verhältnißmäßig breit, und die Bauchmuskeln sind stark. Die Lunge liegt nicht frei in der Brusthöhle, sondern sie ist an den Rücken und am Rückgrath befestigt, auch verhältnißmäßig größer als bei den Quadru-

peden, nebstbei noch mit mehreren Anhängen, wie mit eben so vielen Luftbehältnissen versehen, wodurch sich der Vogel nach Willkür mit Luft füllen und sich derselben zu seiner Erleichterung wieder entleeren kann. Des S c h n a b e l s hornartiger Stoff und seine Form dienen dem Vogel zu den verschiedensten Verrichtungen, indem er damit seine Speise faßt, zertheilt und schält, das Nest baut, die Jungen nährt, und sich desselben als einer Schutz- und Trutzwaffe bedient. Der Schnabel ist deshalb auch so eigenthümlich und zweckmäßig gestaltet, daß man an ihm allein schon, ohne auf den Leib zu sehen, die Gattung, zu welcher ein Vogel gehört, und seine ganze Lebensweise erkennen kann.

Noch ist uns die vorzüglichste Thierklasse übrig, diejenige, die sowohl durch den Körperbau, als auch durch Kräfte und Fähigkeiten dem Menschen zunächst steht, aber bedeutend weniger zahlreich als die Vögel, Fische und Insekten, welche letztere insbesondere nicht nur in Luft und Wasser, auf der Oberfläche und im Innern der Erde, sondern sogar in den Thieren und Pflanzen wohnen.

Gott hat es so gefügt, daß jede Thiergattung vorzugsweise dort einheimisch sei, wo sie nicht nur die ihr angemessenste Lebensweise zu führen, sondern auch dem Menschen am meisten nützlich zu sein oder ihm doch am wenigsten zu schaden vermag. Und so leben denn die w i l d e n Thiere einsam unter einander, auch ferne von den Wohnungen der Menschen, indeß die z a h m e n die Gesellschaft ihrer Gattungen und der Menschen lieben, und viel Stärke, aber kein Bewußtsein derselben besitzen.

Die Klasse der vierfüßigen Thiere bedarf, obschon minder zahlreich, doch mehr Nahrung als irgend eine andere. Darum müssen die Quadrupeden theils von Früchten und Pflanzen, theils vom Fleische leben. Welche Mannigfaltigkeit zeigt sich in ihrer Bekleidung: Haare, Wolle, Stacheln und schuppiger Hautpanzer! Welche Mannigfaltigkeit in den Angriffs- und Vertheidigungswaffen! Klauen, Krallen, Stachelspitzen, Zähne, Hörner, Rüssel, Tatzen, Hufe, Schweif, der Knochen zermalmende Kraft, des Laufes und des Sprunges Flüchtigkeit.

Und alle die Reichbegabten, Gewaltigen, sind des Menschen dienstbare Sklaven. Die zahmen fröhnen seinen Bedürfnissen und seinem Vergnügen willig, und mit ihnen führt er den Unterjochungskrieg gegen die wilden, deren Gattungen, eben weil sie gefährden und zerstören, nur wenig fruchtbar sein dürfen, indeß jene unschädlichen und vorzugsweise nützlichen sich zahlreich vermehren.

So drängt sich denn unserm Geist und unsern Sinnen überall und immer die Lehre auf, daß in dem großen Ganzen der Schöpfung auch nicht das Geringste dem Ungefähr überlassen ist, und es leuchtet aus Allem die Glorie der weisesten Anordnung in den genauesten Verhältnissen aller lebenden und leblosen Körper zur Natur von Boden und Klima, und zur Anzahl und Eigenthümlichkeit der Arten hervor.

So sind auch den Thieren, als Ersatz für den Mangel der Vernunft, Natur- und Kunsttriebe verliehen, die uns

oft in Erstaunen setzen. Ich will nur einige Züge dieses unerschöpflich reichen Details erwähnen.

Wie schön ist die Sorgfalt der Thiere für die Erhaltung ihrer Jungen!

Die Bienen widmen einen Theil ihrer Zellen gleichsam zur Kinderstube, um welche sie sich, zur Erhaltung der Wärme, in kalten Tagen herumlegen. Eine Fliegenart sticht in die Eichenblätter, und sieh! es erhebt sich ein Gallapfel, in welchen die Mutter ihr Ei wie in eine Wiege legt! Raupen spinnen sich zu ihren Nestern auf Bäumen und Sträuchen eine Art von Hängematten. Ameisenschwärme höhlen die Erde, und bauen unter dem aufgeworfenen Theilchen des Pflanzenreiches eine unterirdische Stadt, welche zugleich das Nest ihrer Pfleglinge wird! Keine Kunst kann den Bau mancher Vogelnester übertreffen, von außen mit groben Stoffen wie gepanzert, innen mit den weichsten Theilen gepolstert, und als eine hohle Halbkugel für anhaltende Wärme gestaltet. Welcher Wetteifer, welche Wachsamkeit, welcher Muth der geflügelten Eltern für die Erhaltung der ungefiederten, hilflosen Brut! Mit welchem Scharfsinn ertheilen sie der verzagten den ersten Unterricht in der Kunst zu fliegen! Der Adler treibt seine Jungen, noch eh' sie erwachsen sind, aus dem Neste, denn er will sie zur Kühnheit zwingen. Manche Züge der Elternliebe unter den Thieren haben den Menschen beschämt. Die Liebe und der Muth der Löwenmutter in der Vertheidigung ihrer Jungen ist zum Beispiele geworden.

Werfen wir nur noch einen flüchtigen Blick auf die Kunsttriebe so mancher Thiere, so erregen auch sie die Bewunderung der göttlichen Weisheit! Die Gebäude und Werkstätten der beinahe in Staatsgesellschaften lebenden Bienen, Wespen und Biber gränzen beinahe an menschliche Vernunft und Baukunst, und zeigen dabei eine Art von Einsicht, die uns, ungeachtet so vieler Beobachtungen und Forschungen, noch jetzt räthselhaft sind.

Übergänge in den Naturreichen. Stufenfolge der Wesen. Auferstehung.

Wir haben nun die einzelnen Reiche der Natur in ihrer innern und äußern Einrichtung überblickt und bewundert. Nicht geringere Bewunderung wird uns ergreifen über die unendliche Weisheit, welche in dem gränzenlosen All der Schöpfung, in dem scheinbaren Labyrinth der unzähligen Wesen, keinen Sprung gestattet, alle irdischen Dinge durch das Bedürfniß wechselseitiger Dienste, so wie die Menschen selbst mit einander verbindet, dann in der kunstreichsten Stufenfolge der Naturkörper und in den Übergängen von einer Gattung zur andern, und durch das bewundernswürdig herrschende Gleichgewicht aller Naturkräfte sich

neuerdings in aller Herrlichkeit und Vollendung zeigt. O Mensch! bete Gott an — und Du wirst gut, wirst göttlich sein!

Den ersten Übergang, der sich in der Wesenheit zeigt, nämlich den von den unorganischen zu den organischen Körpern, sowohl Pflanzen als Thieren, finden wir theils in zweierlei Steinarten: den blätterigen, in Lagen getheilten (wie der Schiefer) und den faserigen, aus Fäden zusammengesetzten (wie der Amianth aus der Klasse der thonigen Steine), theils in den steinigen Meerpflanzen, dem Steinmoose 2c.

Eine Verbindung zwischen dem Pflanzen- und Thierreiche bildet das Sinnkraut, welches, gleich den animalischen Sinneswerkzeugen, Reizbarkeit und Bewegung zeigt, und sich bei der leisesten Berührung einer Hand zusammenzieht. Eine Art von Sinnkraut im nördlichen Amerika *) besitzt diese Eigenschaft in so hohem Grade, daß sogar jedes Blatt, einem mit Zähnen versehenen Munde ähnlich, in dem Augenblicke, da ein Insekt sich darauf setzt, sich zuschließt, des festgehaltenen Thierchens Grab wird, und erst nach dessen Tod, wenn der Reiz endet, sich wieder öffnet. Botaniker nannten diese Pflanze die empfindsame, schamhafte.

Noch inniger wird die Verbindung der beiden organischen Naturreiche durch die im Wasser lebenden Pflanzenthiere **) hergestellt: Polypen und Korallen, Wür-

---

*) **Dionaea muscipula.**

**) Zoophyten.

mer, die mit den Pflanzen und mit den Thieren gleich nahe verwandt sind, mit jenen durch die gleiche Art des Nahrung-Einsaugens, mit diesen durch Empfindung und willkürliche Bewegung.

Der Armpolyp, ein durchsichtiger, im Innern ganz leerer Wurm, den man bald mit einem Pflanzenstängel, bald mit dem abgeschnittenen Finger eines Handschuhes verglichen hat, vermehrt sich, wie die Pflanzen, durch Knospen und Ableger an seinem Äußern. Die Korallen sind zwar in Gehäusen lebende Thiere, doch waltet die Pflanzennatur in ihnen so vor, daß sie in ungeheuren Stämmen vom Meeresgrunde emporragen, den Schiffern, gleich Klippen, gefährlich werden, und nicht nur einzelne Schiffe, die längere Zeit still liegen, ganz überflechten, sondern sogar ganze Inseln mit einer Rinde überziehen.

So sind es Würmer in steinigen Röhren, welche auch die Verbindung mit den zwei großen Familien der Schalthiere: den Muscheln und Schnecken, herbeiführen, indeß diese den Übergang zu den Fischen und Schlangen bereiten, deren beiderlei Körper meistens mit Schuppen bedeckt sind. Die fliegenden Fische mit ihren großen Schwimmflügeln, führen die Stufenordnung zu den Vögeln hinauf, zu deren Reiche von Seite der vierfüßigen Thiere die Fledermaus und das fliegende Eichhorn den Übergang bewirken, so wie die Vögel selbst wieder in dem schwerfälligen Strauß, welcher mit armähnlichen kleinen Flügeln und haarähnlichen Federn, des Laufens kun-

diger als des Fliegens, sich zunächst gern an die Erde hält, ihr verbindendes Glied mit der Klasse der vierfüßigen Thiere erkennen, diese aber ein lügenhaftes Afterbild menschlicher Gestalt, den Affen, wie einen durch zerstörenden Wahnsinn entwürdigten Menschen über die Gränze schwärzen wollen, um das zerknirschende Gefühl ihrer demüthigenden Verwandtschaft dem Stolze des Erdengottes, der beim Anblick solcher Karrikatur-Ähnlichkeit sowohl vor seinen Gränznachbarn, als auch vor dem möglichen Falle obsiegender Thierheit schaudert, warnend aufzudringen.

Eben die bisher bemerkte Stufenfolge, welche zum Menschen aufwärts führt, finden wir auch in der Menschheit selbst und in ihren Varietäten nach Boden und Klima; denn so wenig die unvollkommensten Menschenarten sich durch Gestalt und Fähigkeit über das Affengeschlecht erheben, eben so hoch ragen die vollkommensten empor bis zu den letzten Sprossen der Wesenleiter, die, auf der Erde stehend, bis an die Himmelsgränze reicht. Von dem häßlichsten rohen Hottentotten bis zu Dir, lieber Leser, vom geistlosesten Grönländer bis zum göttlichen Shakespeare — welche Menge von Mittelgliedern!

Aber wie unendlich muß dann erst jene Stufenleiter sein, welche da beginnt, wo unsere irdische endet! jene Stufenleiter der Myriaden von Welten, die, über unsern Häuptern glänzend, durch den unendlichen Raum in solcher Mannigfaltigkeit schweben, daß dort oben nicht zwei Welten, wie hienieden nicht zwei Sandkörner, sich gleich sind, dann

jene Stufenleiter der höhern Wesen und der himmlischen Mächte, die bis zu dem Ewigen, Allweisen, Allmächtigen hinanreichen, durch den Alles entsteht und besteht, von dem Alles ausgeht, zu dem Alles zurückkehrt, zu dem auch wir, mein Leser, zurückkehren werden!

Aber nicht nur unsere Seele wird zu Ihm zurückkehren; auch unser Körper, Gottes Werk wie jene, wird am großen Tage der Auferstehung seine Rückkehr in verklärter Lichtgestalt feiern. Dies hat die Offenbarung uns verkündet, und der fromme Glaube hofft es. Eine schöne Seele muß ja der Verklärung ihrer Hülle wohl mit Entzücken entgegen sehen! Müßte ich nun einem Nichtgläubigen beweisen, daß die Auferstehung nicht nur die Gewißheit, sondern auch die Möglichkeit und die Wahrscheinlichkeit im höchsten Grade für sich habe, so würde ich ihm auf diejenigen Beweisgründe hindeuten, welche uns ausgezeichnete Physiologen und Anatomen an die Hand geben. Nach ihrer Lehre ist ein Theil des Gehirns das unmittelbare Hauptwerkzeug, das eigentliche Organ aller Verrichtungen der Seele, der Brennpunkt, in welchem die Eindrücke von allen Punkten des Körpers auf die Seele wirkend zusammentreffen, und von welchem aus die Seele wieder auf alle Theile des Körpers wirkend, die Gemeinschaft mit der ganzen Natur erhält. Jener Theil des Gehirns ist zugleich der Vereinigungspunkt aller Nerven. Feuerstoff befindet sich in allen Naturkörpern, lebenden und leblosen, um so mehr muß er im Menschen vorhanden sein, dessen Organisation

die edelste und feinste von allen ist. Dies zeigt insbesondere der Nervengeist, zunächst verwandt und ähnlich dem Lichtstoff. Der erwähnte Gehirntheil erscheint daher als ein aus Licht und Feuerstoff bestehendes ätherisches Organ, und enthält den Keim und Grundstoff eines künftigen, gleichfalls ätherischen und verklärten Körpers, welcher, wenn der Todesmoment die Bande der Seele und der irdischen Hülle nach mechanisch=chemischen Gesetzen auflöst, mit der Seele selbst unzerstörbar fortdauern muß. Hiernach wäre die große Feier einer allgemeinen Auferstehung die vollkommene Entwicklung des verklärten Ätherleibes, dessen Keim der Schöpfer, Alles von Ewigkeit her voraus anordnend, in jenes dem Licht= und Feuerstoffe ähnliche Gehirnorgan legte, auf dieselbe Weise, wie jeder Fruchtkern den Keim des ganzen künftigen Baumes, jedes Samenkorn die künftige Pflanze, jedes Ei das Gebilde des künftigen Thieres, jede träge Raupe den geflügelten Schmetterling in sich trägt. Eine sichere Folge dieser Einrichtung muß es sein, daß jener verklärte Ätherleib, welcher im irdischen Körper und Leben gleichsam nur reift und erst durch den Tod entwickelt wird, sich durch alles Irdische und durch alle Räume eben so frei erheben kann, als der Lichtstrahl die Oberfläche der Erde erleuchtet, ohne sie mit trennender Verwundung zu theilen, und endlich einen Grad der Vollkommenheit erreichen mag, die ihn der höchsten Glückseligkeit seines fessellosen künftigen Zustandes in dem Lichtreiche des ewigen Wahren, Guten und Schönen fähig macht.

Und so stellt uns jeder Morgen, jeder Frühling, ja die Analogie der ganzen Körperwelt mit ihren Entwicklungen und veredelnden Verwandlungen in allen drei Reichen der Natur, das Bild verklärender Auferstehung wie in einem Spiegel vor die Augen, wodurch Natur und Offenbarung im herrlichsten Einklang erscheinen. Wohl ihm, der diesen Einklang erkennt und fühlt!

Erzählungen.

[illegible] Erde und jeder Morgen, jeder Frühling; ja [illegible] die ganze Naturwelt mit ihren Entwicklungen [illegible] Verwandlungen ist allen drei Reihen der [illegible] Auslegung wie in einem [illegible] Natur und Offenba[illegible] [illegible] Wohl ihm, der [illegible]

Die neue Sappho.

Mancher wurde von seinen Zeitgenossen für einen großen Mann oder für einen großen Geist gehalten, bis die unbefangene Nachwelt endlich entdeckte, daß er es nicht war; noch öfter geschah es, daß irgend einer sich selbst für einen großen Mann oder für einen großen Geist hielt, obschon nicht einmal die Zeitgenossen seiner Meinung waren. Dessen ungeachtet läßt sich nicht läugnen, daß die gute Meinung, die ein Mensch von sich selbst hat, immerzu eine Stelze ist, die ihm hilft, sich aufzurichten und manchmal sogar größer zu scheinen, als er ist. Ein mittelmäßiges Talent, dessen Eigenthümer mit irdischen Gütern gesegnet ist, macht sich in der Welt leichter geltend, als ein Genie, welches aller äußeren Hilfsmittel entbehrt.

So lebte denn einmal in einer kleinen Stadt der Bretagne ein Dichter, der sich selbst für einen großen Dichter hielt, obschon die Welt nichts davon wußte. Dieser Poetaster, dessen Name die Nachwelt nicht erreicht hat, hieß

Desforges. Er besaß mehr Geld als Talent, und legte vermuthlich eben deshalb mehr Werth auf das Talent als auf das Geld; eine Ware wird ja gewöhnlich um so höher geschätzt, je seltener sie ist.

Desforges sagte sich selbst wohl zehnmal des Tages, er sei ein großer Dichter. Mehrere Tischfreunde brachten seinem poetischen Genius, wenn sie seinen Champagner tranken, Toast auf Toast, und eine lebhafte hübsche Brünette, welcher er das Heirathen versprochen hatte, zerfloß in Entzücken, wenn er ihr seine Gedichte vorlas. Es war ganz natürlich, daß der im Privatleben gefeierte Sänger endlich den Entschluß faßte, öffentlich aufzutreten und der Pariser Akademie der schönen Künste ein dickleibiges Manuskript lyrischer Gedichte einzusenden, mit dem er sich um den für das Gelungenste in dieser Dichtungsart ausgesetzten Preis bewarb. Zugleich wurde auf Verlangen der schönen Madelon bestimmt, daß sie, sobald ihm der Lorbeerkranz aufgesetzt würde, ihre dunkelbraunen Locken mit dem Myrtenkranze schmücken, und das Hochzeitsfest gefeiert werden sollte.

Unglücklicher Weise mußte sich's aber treffen, daß die Preisrichter der Akademie andere Ansichten hatten als Madelon und Desforges sammt seinen Tischfreunden, und dies hatte zur Folge, daß das Manuskript von Paris — ohne Lorbeerkranz zurückkam. Es unterlag zwar keinem Zweifel, daß Madelon, Desforges und seine Tischfreunde Recht und die Pariser Akademie Unrecht hatte, dessen ungeachtet aber gab der Irrthum der verblendeten Preisrichter ein gewaltiges Ärgerniß nicht nur der schönen Ma-

delon und ihrem poetischen Bräutigam sammt seinen poetischen Tisch- und Kunstfreunden, sondern sogar dem ganzen kleinen Städtchen, welches sich in der Person seines wohlhabenden großen Dichters zurückgesetzt und beleidigt fand.

Nach vielen Trinkgelagen und Überlegungen wurde endlich einstimmig beschlossen, der Dichter müsse sich eine glänzende Satisfaktion verschaffen und das Manuskript noch einmal nach Paris reisen lassen, um es dem Richter Laroque, Hauptredakteur des französischen Merkurs, zur unparteiischen Würdigung, das heißt, zur unbedingten öffentlichen Lobpreisung vorzulegen.

Die sehr liebenswürdige und sehr geliebte Madelon hegte, nach der Gewohnheit aller Kleinstädterinnen, schon längst den sehnlichen Wunsch, die große Stadt Paris zu sehen und sich in derselben sehen, das heißt, bewundern zu lassen. Es gelang ihr ohne viele Mühe, den verliebten Dichter zu bereden, daß er in ihrer gesprächigen Gesellschaft selbst nach Paris reise, um das Manuskript dem gewaltigen Redakteur und obersten Kunstrichter Laroque eigenhändig zu übergeben. Ein verliebter Dichter läßt sich von der Schönheit zu Allem bereden, insbesondere dann, wenn sich, wie es hier der Fall war, auch die dichterische Eitelkeit in's Spiel mischt. Madelon zeigte ihm ja den gewissen Lorbeerkranz, indem sie zugleich für sich den Myrtenkranz im Auge behielt.

Desforges fand die Idee vortrefflich, und erkannte die Reise nach Paris, an welche er vorher mit Widerwillen gedacht hatte, jetzt auf einmal für so zweckmäßig, ja so unver-

meidlich, daß er — schon am dritten Tage mit Madelon im Wagen saß. Es war ein sehr schöner Wintertag, ohne Wind und Frost. Die schöne Madelon schien in der freien Luft noch schöner zu werden, und das Pelzgewand kleidete sie wunderlieblich. Desforges verglich sie mit der Göttin der Morgenröthe, deren rosiger Schimmer die weißen Schneefelder, über welche sie hinfuhren, in Frühlingsgefilde von goldenen und purpurnen Eisblumen verwandelte. Madelon zeigte sich dabei lebhafter, fröhlicher und witziger als je, denn sie dachte sich Paris beiläufig wie ein etwas kleineres Himmelreich, in welchem sie selbst beiläufig wie ein irdischer Engel erscheinen würde.

Und so trafen denn die beiden Liebenden nach einer äußerst vergnügten Reise glücklich in Paris ein, wo Madelon sich im Geiste als angebeteten Engel und ihren Geliebten als gekrönten Dichter sah.

Nachdem sie einige Tage damit zugebracht hatten, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen und in einer Art von Freudentaumel zu schwelgen, wobei sie viel Schönes anstaunten und viel Angenehmes auf die kostspieligste Weise genoßen, ließ sich Desforges endlich bei dem gewaltigen Redakteur und obersten Kunstrichter Laroque melden und ward angenommen.

Der Dichter trat, von einem Verklärungsglanze umflossen, in Laroque's Studierzimmer, nachdem er das elektrisirende Wörtchen „Herein!" vernommen hatte. Rings umher an den Wänden standen, wie Alpengebirge der Gelehrsamkeit, riesige Bücherkästen und massive Schränke mit

Manuskripten und Büchern aller Formate, vom größten bis zum kleinsten, ein gewaltiges Zeughaus der Literatur, die in der Mitte des Zimmers ihren Thron — einen ungeheuren Schreibtisch — aufgeschlagen, zu dessen Füßen Papierrollen, Makulatur, Landkarten, Porträts und andere Kupferstiche wie demüthige Sklaven lagen.

Das wohlklingende Wörtchen „Herein!" erscholl nochmal. Desforges spähte ängstlich umher; er vermochte aber, obschon er bereits in der Mitte des Zimmers stand, kein menschliches Wesen zu entdecken. Von blinder Verehrung für das Heiligthum ergriffen, machte er unwillkürliche Verbeugungen und Kratzfüße. Da ertönte zum dritten Male das Wörtchen „Herein!" und Desforges bemerkte nun, daß die Stimme aus der Luft komme und einem stolzen — Papagei angehöre. Das kleine Abenteuer gefiel dem überraschten Dichter so wohl, daß er dem glücklichen Gedanken, der ihn plötzlich überfiel, nicht widerstehen konnte, sich an den ungeheuern Schreibtisch setzte, und Verse auf sich und Herrn Laroque und den Papagei zu schreiben anfing. Aus seiner Begeisterung weckte ihn plötzlich ein etwas unsanfter Schlag auf die rechte Schulter. Die Feder fiel, Dintenkleckse umher spritzend, aus der Hand des zusammenfahrenden Improvisators. Er sprang auf und erblickte vor sich ein kleines, dürres Männchen, auf dessen schneeweißem Gesichte ein Paar glotzende pechschwarze Augen, wie die schwarzen Dintenkleckse auf dem weißen Papier, lagen; und das Männlein sagte mit satyrischem Lächeln: „Habe ich wohl die Ehre, mit dem Re-

dakteur Laroque zu sprechen, der sonst an diesem Schreibtische zu arbeiten pflegt?" —

„**Au contraire**," sagte der verlegene Dichter, „ich bin nicht Herr Laroque, sondern ich suche ihn." — „Ist er etwa gar ein Doppelgänger?" fuhr das Männlein fort, „und Sie sind Laroque der Erste und ich bin Laroque der Zweite?" —

„Ich — nein — glauben Sie mir," erwiederte der verblüffte Dichter, „ich bin zuverlässig nicht Herr Laroque." —

„Und das ist vermuthlich die Ursache, daß Sie ganz unangemeldet zum Herrn Laroque einzutreten beliebten?"

Desforges entschuldigte sich nun mit einem Strome von Worten; er erzählte die Spitzbüberei des Papageies, beschrieb seine Freude über das Abenteuer mit dem geflügelten Afrikaner, deklamirte die niedergeschriebenen Verse, und präsentirte sich als Herr Desforges.

Laroque schwieg und sein leichtes Kopfschütteln zeigte nichts weniger als Beifall. Desforges fühlte, daß seine Wangen zu glühen anfingen, und er wäre gerne böse geworden, wenn ihm der Verstand nicht zugeflüstert hätte, daß jetzt nicht der schickliche Augenblick dazu da sei. Er zog also das Manuskript mit einem bittersüßen Lächeln aus der Tasche, und überreichte das in einem lilafarbigen Kleide prangende poetische Kindlein dem ernstblickenden Minos mit der Bitte um einen milden Spruch aus des Todtenrichters Munde.

„Den Spruch," sagte Laroque eiskalt und ohne einen Gesichtsmuskel in Bewegung zu setzen, „den Spruch

sollen Sie heute über acht Tage erhalten. „Fiat justitia, pereat mundus!“ ist mein Wahlspruch. Gott befohlen!“—

Mit diesen Worten schritt Laroque stolz in das Nebengemach.

Desforges kam kleinmüthig und verstimmt nach Hause. Madelon bot Alles auf, den Verzagten zu trösten, den Mißlaunigen zu erheitern. Sie ließ sich Laroque's lateinische Zauberformel übersetzen und bezeigte die größte Freude darüber.

„Er will gerecht sein,“ sagte sie, „er will Gerechtigkeit, einer Welt zum Trotze, handhaben. Er konnte wahrhaft keine feinere Weise finden, um Dir zu verstehen zu geben, daß Du das Beste hoffen darfst, ohne Dir deßhalb eine Verpflichtung aufzuladen.“

Desforges schöpfte nach dieser Auslegung des lateinischen Sprüchleins frischen Muth, und Madelon sagte mit schalkhaft graziösem Lächeln: „Wie schön wird sich der Lorbeerkranz mit der Myrtenkrone verschlingen!“

Acht Tage sind für den, der etwas mit Ungeduld erwartet, eine halbe Ewigkeit. Desforges glich nun einem Schiffe auf stürmischem Meere, bald von den Fluten der Hoffnung zum Himmel emporgehoben, bald von den Wogen der Verzweiflung in die Tiefe gezogen. Madelon hatte mit dem armen Dichter vollauf zu thun; sie mußte die verbündete Macht der Schönheit und der Liebe aufbieten, um ihren rasenden Roland bei gesunder Vernunft und in kör-

perlichem Wohlsein zu erhalten. Er wurde mit jedem Tage schwermüthiger und verzagter; er aß und trank, gegen seine Gewohnheit, sehr wenig, und lebte fast nur von Madelon's liebevollen Blicken und ihrem bezaubernden Lächeln.

Endlich erschien der verhängnißvolle Tag der Entscheidung, ein kalter, heiterer Wintertag. Desforges ging, durch Madelon's Abschiedskuß elektrisirt, hoffnungsreich zu seinem strengen Richter.

Laroque saß an seinem ungeheuern Schreibtisch. Der Papagei plapperte; im Kamin knisterten die lustig auflodernden Flammen.

Desforges hatte sich unterwegs einige Verse zusammengesetzt, um seinen Radamantus Laroque geziemend zu begrüßen. Dieser grinste aber dem eintretenden Dichter mit einer so satyrischen Miene entgegen, daß dem Verblüfften aller Muth zum Deklamiren entfiel. Laroque gab ihm einen Wink, sich zu setzen, nahm das Manuskript vom Schreibtische, räusperte sich dreimal und schwieg. Endlich nahm Desforges, um der peinlichen Situation einmal ein Ende zu machen, das Wort und fragte: „Was halten Sie von den Gedichten?"

Laroque. Gedichte — welche Gedichte?

Desforges. Nu — diese hier!

Laroque. Sollen es Gedichte sein?

Desforges. Was sonst?

Laroque. Alles, was Sie wollen, nur keine Gedichte!

Desforges. Also Undinge?

Laroque. Ich wüßte wirklich keinen treffenderen Titel, wenn dieses Machwerk je im Druck erscheinen sollte.

Desforges. Das ist doch zu arg!

Laroque. Ein solches Machwerk ist allerdings etwas Arges.

Desforges. Entsetzlich! Mir vergehen die Sinne!

Laroque. Ja, es ist auch ein Unsinn, Undinge zu schreiben. Ich bin der Arzt, welcher die Nicht-Dichter wieder zur Besinnung zu bringen pflegt.

Desforges. Mein Gott! was soll ich thun?

Laroque. Für's Erste sollen Sie auf dem Titelblatte das Wort „Gedichte" wegstreichen.

Desforges. Allerliebst! Und dann?

Laroque. Über die ersten sechs Blätter zwei massive Querstriche von oben bis unten machen.

Desforges. Scharmant! Und dann?

Laroque. Eben so über die zwölf folgenden, und so weiter, bis an's selige Ende des Manuskripts.

Desforges. Mich will bedünken, die Natur hätte wohl gethan, über ein so unpoetisches, satanisches Wesen, wie Sie, mein Herr Laroque! zwei große Vertilgungsstriche zu machen.

Laroque. Im Gegentheil! Die Natur wollte mich erhalten, um ihr das Unnatürlichste, nämlich unpoetische Poeten, vom Halse zu schaffen.

Desforges. Sie verwerfen meine Gedichte, ohne mir noch gesagt zu haben, was ihnen denn eigentlich fehlt.

Laroque. Den Nicht-Gedichten fehlt eigentlich Alles, was den Gedichten nicht fehlen darf, insbesondere aber dasjenige, was Sie hier im Kamin erblicken.

Desforges. Sie meinen das Feuer? Schön, mein Herr! Ihnen fehlt das Feuer wahrlich nicht — das Höllenfeuer satanischer Bosheit. Glauben Sie aber wirklich, ich werde so albern sein, mich über Ihr albernes Verdammungs-Urtheil zu kränken? Ich erkenne in Ihnen nur einen befangenen, aufgeblasenen, gallsüchtigen Ignoranten, der meinen poetischen Klingklang sehr schön gefunden hätte, wenn ein Metallklang vorausgegangen wäre. Ja, mein Herr! jenes Feuer, welches meinen Gedichten fehlen soll, jenes Feuer — —"

„Sollen sie durch mich finden!" sagte Laroque, laut auflachend, doch mit zornfunkelnden Augen, ergriff das Manuskript und — schleuderte es in den Kamin, dessen hochauflodernde Feuer seine Beute sogleich faßte und verzehrte, während Desforges wie eine Bildsäule dastand. Endlich rief er: „Ich werde mir Genugthuung zu verschaffen wissen!" und stürmte über die Treppe hinab.

Laroque rieb sich, am Fenster stehend, mit satyrischem Lächeln die Hände und sagte: Da läuft er wie ein Rasender! Ja, mein Kind! mich beleidigt man nicht ungestraft. Wenn Du erst wüßtest, daß ich kaum den zehnten Theil Deines Manuskriptes gelesen habe, armes Dichterlein!" —

Desforges kam nach Hause, raste zuerst wie ein Verzweifelnder im Zorne herum, und warf sich endlich wie ein Halbtodter in einen Lehnstuhl. Das einzige Wort, welches er aus der keuchenden Brust hervorzubringen vermochte, war das Wort „Feuer!" Dieses Schreckenswort wiederholte er aber so oft, mit so kreischender Stimme und mit so wilden Geberden und Mienen, daß Madelon glaubte, das ganze Haus stehe in Flammen; sie riß die Thür auf und rief mit gellender Stimme: „Feuer! Feuer!" —

Der Angstruf setzte sogleich das ganze Haus in Allarm, und ringsumher erscholl's aus männlichen und weiblichen Kehlen: „Feuer! Feuer!"

Der allgemeine Feuerlärm drang endlich sogar in die Ohren des desperaten Dichters, und er fragte, aus seiner Betäubung erwachend, die bleiche Madelon, die händeringend vor ihm stand, wo denn eigentlich Feuer sei?

„Das müssen Sie wohl am besten wissen," erwiederte Madelon; „Sie haben ja den Feuerlärm gemacht." —

„Ich?" stotterte Desforges, zur Besinnung kommend; „ich gewiß nicht, denn ich und das Feuer — wir sind himmelweit von einander entfernt; ja — mir fehlt alles Feuer, das ist ja eben das Unglück! Meine Gedichte hat, eben weil das Feuer ihnen fehlt, das Feuer verzehrt! Ich will die Schmach nicht überleben!" —

Madelon fing nun an zu fürchten, Desforges sei von Sinnen. Sie fragte schüchternleise: „Also kein Feuer?"

„Kein Funken Feuer!" erwiederte Desforges. „Wie

konnten Sie, Verblendete, mir je Feuer zuschreiben? Wasser, noch weniger als Wasser! Ja das Wasser ist meine Göttin. Ich beschwöre Sie, mich in's Wasser zu werfen, wie er meine Gedichte in's Feuer warf!"

Madelon. Wer warf Ihre Gedichte in's Feuer?

Desforges. Minos, der Höllenrichter!

Madelon. Wie! hier in Paris gäbe es Höllenrichter? Was sind das für Leute? Was haben diese abscheulichen Herren zu thun? Wer ist dieser Monsieur Minos? Haben Sie einen Prozeß?

Desforges. Liebe, holde, gute Madelon! Verzeihung! Ich bin ein Wahnsinniger. Sie sollen sogleich die unselige Geschichte erfahren. Vor Allem aber bitte ich, lassen Sie den falschen Feuerlärm absagen und die Feuerlöschanstalten einstellen!

Der Tumult hatte indeß in und außer dem Hause überhand genommen. Geschäftige und Neugierige waren von allen Seiten herbeigeeilt, um sich an dem Schauspiel eines in hellen Flammen auflodernden und in Schutt zusammenstürzenden Hauses zu ergetzen. Voll Unwillen entfernten sich die Getäuschten und die Lenker der Löschanstalten, ohne daß Jemand erfuhr, der blinde Feuerlärm sei blos durch den Mangel an poetischem Feuer entstanden.

Alles im Hause wurde nun ruhig, sogar Desforges, der ächzend und wehklagend die Geschichte des verbrannten Manuskriptes der horchenden Geliebten erzählte

und die Erzählung mit dem feierlichen Schwur endigte, daß er sich an dem barbarischen Redakteur barbarisch rächen wolle.

Madelon schwieg; Thränen perlten aus ihren schönen Augen. Der Thränenregen hörte auf und der Sonnenschein eines bezaubernden Lächelns beleuchtete die Rosenflur der Wangen. Sie schlang den rechten Arm um den Nacken des Geliebten, küßte ihn dreimal, und sagte: „Die Rache, holder Freund, überlasse mir! Du sollst vollkommen zufrieden gestellt werden, — das verspreche ich Dir. Vor Allem aber, Liebster, nur Geduld und Muth!“ —

„Aber der Verlust meiner Gedichte?“ seufzte Desforges. — „Findet nicht Statt,“ fiel Madelon ihm in's Wort; „denn ich habe schon, ehe wir von Croisic abreis'ten, — beinahe als hätte ich eine Ahnung — eine hübsche Abschrift davon machen lassen. Nun aber höre mein köstliches Plänchen!“

Desforges lächelte bittersüß, halb gläubig, halb ungläubig, und Madelon fuhr mit schlauer Miene fort:

„Mein Plänchen willst Du hören?“ — Nein, lieber Schatz! das sollst Du vor der Hand durchaus nicht hören. Ich wollte nur wissen, ob Du es hören möchtest. Nun aber sage ich Dir, sowahr ich Madelon **de Bonheur** heiße, Du sollst mein Plänchen nicht hören, wohl aber den Erfolg desselben, der zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit dienen soll. Was ich nun von Dir verlange, besteht in nichts Anderm, als daß Du mir die hochgnädige Bewilligung ertheilen wollest, mein unendlich kluges und über-

aus scharfsinniges Plänchen, das Produkt meiner grenzenlosen Liebe zu Dir, ganz nach meinem eigenen Belieben so ausführen zu dürfen, daß Liebe und Belieben, — eine gar seltene Erscheinung! — mit einander Hand in Hand gehen. Damit ich aber an's Ziel komme, mußt Du mir Deine Gedichte, mithin auch das kopirte Manuskript, — schenken. Ich war der Hauptgegenstand Deiner Lieder, die Quelle Deiner Begeisterung, folglich hab' ich eben so viel Anspruch, als Du, lieber Freund, auf mich selbst hast. Wärest Du Madelon und ich Desforges, — ich würde Deine Bitte im ersten Augenblick bewilligen; denn Liebe und Gegenliebe sind ein Herz, ein Sinn, ein gemeinsames Gut, und Liebe ist ja die Poesie des Lebens, so wie die Poesie das Leben der Liebe ist. —

Desforges umarmte das redselige Mädchen mit herzlicher Innigkeit, und sagte: „Alles, was ich bin und habe, ist Dein, so wie ich selbst. Ohne Poesie wäre ich unglücklich, ohne Deine Liebe — nichts! Schalte mit den Gedichten, wie Du mit mir selbst schaltest!" —

Madelon küßte ihn, nahm das Manuskript und sagte: „Wahre Liebe ist gläubig und voll Geduld. Denke nun, ich hätte Dir ein schalkhaftes Räthsel aufgegeben, dessen Lösung Du nach drei Tagen erfahren sollst. Punktum!"

Laroque saß an einem heitern Wintermorgen, eben so eiskalt wie dieser, an seinem Schreibtische; ungeheure Bücherkästen und Schränke voll von Manuskripten umga-

ben ihn wie Alpengebirge. Das Kaminfeuer knisterte, der Papagei schwätzte, und das Männlein mit den glotzenden, pechschwarzen Augen in dem schneeweißen Gesichtchen schrieb mit fliegendem Federkiel.

Plötzlich sprang er auf, wollte sich verbeugen und stand starr wie eine Bildsäule, wollte sprechen, und blieb stumm wie ein Fisch, die Augen unbeweglich auf einen Punkt geheftet. Und war dieser Punkt eine Erscheinung? und wer war diese Erscheinung?

Dieser Punkt, diese Erscheinung war nichts anderes als ein — wunderschönes und wunderliebliches Mädchen. Dieses Mädchen stand vor dem Männlein so kalt und still, wie der eisigste Gletscher, Schreckhorn oder Jungfrau; das Männlein fühlte aber plötzlich in seinem Innern eine solche Gluth, als sei das ganze Kaminfeuer ihm auf einmal in's Herz geflogen.

Das Männlein sammelte seine Geistesgegenwart, und sprach mit glotzenden Stechäugelein voll Kaminfeuer: „Wäre ich kein Kritiker, sondern ein Dichter, so müßte ich die Erscheinung einer Muse oder Grazie, oder Fee, oder Peri zu erblicken glauben. Bin ich aber auch kein Dichter, so bin ich doch ein Glückseliger, der einer himmlischen Erscheinung gewürdigt wird, die ich nur mit einer Kniebeugung" —

Laroque wollte sich eben auf sein Knie niederlassen, als ihm der Papagei unter die Füße kam, und den stolpernden Gebieter beinahe zu einem Fußfalle brachte. Das schöne Mädchen fing den Taumelnden in ihre Arme auf, setzte ihn lächelnd in den Armstuhl und sagte: „Nicht Ihnen,

mein Herr, mir geziemt die demüthige Stellung einer Bittenden. Bin ich auch keine Muse, so bin ich doch eine Musenpriesterin, die ihre poetischen Erstlinge als Weihopfer auf den Altar des hochverehrten Musengottes legen will, und um gnädige Aufnahme bittet."

Laroque erhob sich aus dem Armstuhle, reichte der Dichterin den Arm, führte sie zum Sofa, und begann:

„Man bedarf nur eines Blickes auf diese schöngewölbte Stirne und in diese Augen, aus denen ein himmlisches Sternenfeuer leuchtet, um an Ihrer Bestimmung zur Dichterin nicht zu zweifeln und die Geweihte des Musengottes zu erkennen. Ohne das Manuskript gelesen zu haben, wage ich zu behaupten, daß in Ihren Gedichten eben so viel Fantasie und Gemüth herrschen muß, als in jeder Miene dieses geistvollen und lieblichen Gesichtes. Ja wahrhaftig, Alles, was in dem Manuskripte zu lesen ist, das kann man schon auf dieser Stirne, in diesen Augen lesen. Wollen Sie mir indeß eine Bitte erlauben, eine kühne Bitte?"

Die Dichterin erwiederte erröthend: „Ein so liebenswürdiger Mann kann nur um etwas bitten, welches zu gewähren mir Vergnügen machen wird. Sie wünschen?

Laroque. Ich nehme Ihre Güte in Anspruch und bitte, daß Sie mich würdigen wollen, mir nur ein einziges Ihrer schönen Gedichte mit diesen schönen Rosenlippen selbst vorzulesen.

Die Dichterin sagte mit gesenkten Augen: „Ich bin zwar im mündlichen Vortrage nicht geübt, doch sehen Sie mich bereit, Ihrem Wunsche zu willfahren." —

„Eine Wahl unter der Fülle des Vorzüglichen zu treffen, würde mir schwer fallen;" sagte Laroque. „Wollen wir nicht die Wahl dem Zufall überlassen?"

Das schöne Fräulein öffnete das Manuskript, und das Blatt, worauf ihre Lilienhand ruhte, hatte den Titel: „Dichterstolz und Lieblingsrose." — Sie hatte kaum geendet, als Laroque vom Sofa aufsprang, ihr zu Füßen sank, und ihre rechte Hand mit Küssen bedeckte, deren Lavastrom er nur durch die Worte: „Göttlich! himmlisch!" unterbrach.

Die Dichterin fand endlich für nöthig, die von Küssen überströmte Hand dem verzückten Kunstrichter zu entziehen mit den Worten: „Ich weiß aufmunternde Nachsicht wohl von dem verdienten Lobe zu unterscheiden, und indem ich für Ihre unverdiente Güte danke, bitte ich, das Manuskript in ruhiger Stimmung zu durchlesen, und mir dann gefälligst einen Tag zu bestimmen, an welchem ich Ihr unparteiisches Urtheil über meine schwachen Versuche vernehmen soll."

„Der einzige Versuch," sagte Laroque mit Extase, „welchen Ihr Rosenmund so eben vortrug, und der Flötenton Ihrer Stimme noch verschönerte, ist hinreichend, um in diesen Versuchen nur Meisterwerke zu erwarten. Ja, Fräulein, Sie wollten mich mit diesen sogenannten Versuchen nur versuchen, ob ich das Vortreffliche gehörig zu würdigen wisse; mir aber bleibt nichts übrig, als es zu versuchen, ob ich im Stande bin, die Gesänge unserer neuen Sappho so zu preisen, wie sie es verdienen."

Das Fräulein bat, ihr einen Tag zur Nachfrage zu bestimmen. Laroque erbat sich dagegen die Ehre, sie besu-

chen zu dürfen. Sie konnte es nicht verweigern, ihm ihre Wohnung anzugeben, erbat sich aber zuerst ein schriftliches Urtheil, und nahm zärtlichen Abschied mit einem Lächeln von ganz eigener Art; Laroque nannte es ein himmlisches, ein Anderer würde es vielleicht ein ironisches genannt haben.

Laroque ließ sich nicht abhalten, die privatissime gekrönte Dichterin über die Treppe hinab und bis an die Hausthür zu geleiten, und das war sehr gut! Denn beim letzten Bückling kam dem verzückten und bezauberten Minos erst der gute Gedanke, sich nach dem Namen der Scheidenden zu erkundigen. Sie nannte sich „Madelon de Bonheur," hüpfte in den Wagen, und flog dahin wie eine Traumerscheinung.

Desforges stand am Fenster, von Ungeduld gefoltert. Ein Wagen hielt vor dem Hause. Madelon sprang heraus, flog über die Treppe, stürzte in's Zimmer, warf sich auf's Sofa, und brach in unbändiges Gelächter aus. Vergebens bat Desforges, ihm die Ursache dieses Gelächters kund zu thun, vergebens warnte er vor der Gefahr des übermäßigen Lachens; Madelon versuchte es mehrmalen, ernsthaft zu werden und zu reden; der Lachkitzel überwältigte sie aber beim ersten Worte wieder, und Desforges stand, von Angst und Ungeduld gefoltert, bald bittend, bald schmollend und drohend, vor der Lachenden. Endlich, beinahe erschöpft und athemlos, erzählte sie ihm die Geschichte ihres Besuches bei Laroque und das Schicksal der Gedichte.

Desforges fühlte im ersten Augenblicke eine Aufwallung des Zornes gegen den parteiischen Kunstrichter; bald aber erlangte die Freude über das Lob seiner Gedichte das Übergewicht über alles Andere.

Zwei fröhliche Tage floßen dem glücklichen Paare in freudiger Hoffnung dahin. Am Morgen des dritten saßen sie eben beim Frühstück, als der Bediente ein Paket mit der Adresse an Mademoiselle Madelon **de Bonheur** auf den Tisch legte. Desforges erblaßte, Madelon erröthete; Desforges blickte düster, Madelon lächelte freundlich, und öffnete das Paket. Zuerst fiel ihr ein Blatt in die Augen, beschrieben mit den Worten: „Die Kritik huldigt dem Genie, die Welt der Schönheit." — Daneben lag das neueste Heft des französischen Merkur, welches dem Publikum die nahe Erscheinung der lyrischen Erzeugnisse einer Dichterin, mit vollem Rechte Madelon **de Bonheur** genannt, verkündigte, und die Verfasserin eine zweite Sappho nannte, vorläufig auch einige Gedichte mittheilte, um die Lesewelt auf diese poetischen Meisterstücke aufmerksam zu machen.

Madelon umarmte den verblüfften Dichter und wiederholte die ganze Geschichte ihres Besuches bei dem bezauberten Laroque. Der geliebte Desforges sah nun, daß die Geliebte ihm seinen Lorbeer entrissen habe, und sagte: „Du bist mein zweites Ich, und der mir versagte Kranz könnte auf Erden kein schöneres Haupt schmücken, als das Deinige!" — Sie aber sagte mit inniger Zärtlich-

keit: „Ehre, dem Ehre gebührt! Ich gebe Dir den Lorbeerkranz, Du aber reichest mir den Myrthenkranz.“

Nach dieser zärtlichen Aufwallung erschien die Geschichte den Liebenden erst in ihrem wahren, das heißt, im komischen Lichte, und Beide stimmten ein gellendes Lach-Duett an. Dieses wurde in seinem Crescendo durch ein leises Pochen an der Thür unterbrochen, und eintrat — Laroque.

Während seiner Eintritts-Komplimente gewann Madelon nur so viel Zeit, dem Geliebten zuzuflüstern: „Du bist ein Fremder und Bewunderer meiner Gedichte!“

Laroque erkannte den zerknirschten Dichter nicht mehr, bemerkte ihn sogar kaum, und überhäufte die vermeintliche Dichterin mit einem Strome von Lobpreisungen. Desforges nahm verstellten Abschied, pflanzte sich aber im Nebenzimmer an die Thür, die er nicht ganz zuschloß, um Alles zu sehen und zu hören. Leider mußte der arme Bräutigam hier eine ganze Stunde in dieser peinlichen Situazion verharren, und hören, und sehen, wie der bezauberte Minos die neue Sappho mit den zärtlichsten Betheuerungen und ihre Hände mit kritischen Küssen überströmte. Schon verließ ihn das letzte Restchen der Geduld, und er wollte, nicht länger Herr seiner Leidenschaften, aus dem Hinterhalt hervorbrechen, den parteiischen Kunstrichter überfallen und ihm die Wahrheit in die Ohren schreien, als glücklicher Weise Laroque sich mit der Bitte entfernte, dem Wunder der Kunst und Schönheit bald wieder huldigen zu dürfen.

Desforges war kaum einen Schritt aus seinem Ver-

steck hervorgetreten, als er sich, auf Madelons Wink, sogleich wieder zurückziehen mußte, indem zwei Herren eintraten, der Herausgeber eines andern Journals und ein Dichter. Der Erstere überreichte eine Lobrede auf die im Manuskripte ihm mitgetheilten Gedichte der neuen Sappho, der Andere ein Lobgedicht auf die zehnte Muse seiner Zeit, die er auch **le Bonheur** seiner Zeit nannte.

Und so ging's denn fort und fort. Jeden Tag erschienen neue Journalblätter voll Lob, neue Lobgedichte voll Bombast, und neue Besuche, die in den ersten fünf Minuten ungeheuer entzückt und verliebt wurden.

Desforges fing schon an, eifersüchtig zu werden über das Heer von Lobrednern, Verehrern und Verliebten.

Madelon schwelgte in einem Taumel von Anbetung, berauscht von all den Weihrauchwolken. Der Spaß gefiel ihrem heitern Sinn, die vielseitige Huldigung ihrer Eitelkeit: nur mit Mühe gelang es ihr aber, das immer stärker auflodernde Feuer der Eifersucht ihres Geliebten zurückzuhalten, der zu wiederholten Malen ausrief: „Wohin soll das führen?"

Eines Tages fand sich abermal Laroque ein; mit immer steigender Zärtlichkeit erbat er sich die Erlaubniß, die herrlichen Gedichte der Lesewelt durch den Druck mittheilen zu dürfen. Desforges konnte sich nicht länger bemeistern, und trat als Fremder ein. Bald standen sich Beide als Nebenbuhler gegenüber, und Dolchblicke der Eifersucht flammten aus ihren Augen. Die Verwirrung noch ärger zu machen, erschien auch Destouches, einer der vorzüglichsten

dramatischen Dichter jener Zeit. Die geschwätzige Fama hatte ihm mündlich und in Journalen von der neuen Sappho so viel erzählt, daß er in ihr ein Wunder von Genie und Schönheit zu finden hoffte, und sich mit französischer Erregbarkeit und Entzündlichkeit auf den Weg machte, um dieses Weltwunder kennen zu lernen. Madelons Reiz und Anmuth setzte auch den schon mitgebrachten brennbaren Stoff in volle Flammen.

Nun begann ein interessantes Trio der Eifersucht, indem jeder der drei Virtuosen den Solopart spielen und die beiden Andern verdunkeln, selbst aber vor Ärger bersten wollte.

Laroque wechselte mit Schmeicheleien an Madelon und mit Bissigkeit gegen Desforges und Destouches. Destouches erhob die Schöne bis an die Sterne, während er die Fülle seines Witzes aufbot, seine beiden Mitwerber lächerlich zu machen, und Desforges wünschte die beiden Nebenbuhler in den tiefsten Abgrund der Hölle. Keiner von ihnen wollte das Feld räumen; jeder wollte der Letzte sein, der wegging, um das letzte Wort bei der Dichterin zu haben, die mit jeder Minute reizender, witziger und liebenswürdiger zu werden schien.

Die Schicklichkeit gebot endlich den Aufbruch. Destouches empfahl sich, obwohl mit schwerem Herzen, zuerst, verließ das Zimmer aber erst dann, als er die Erlaubniß erhalten hatte, seine Besuche wiederholen zu dürfen. Nach einer Viertelstunde machte auch Laroque Anstalt zum Weggehen, zögerte aber so lange, daß er erst in der dritten Viertelstunde wirklich wegging, nachdem er den noch verweilenden

Desforges mit argwöhnischen und scheelsüchtigen Blicken gemessen hatte.

„Endlich," rief Desforges, mit großen Schritten auf- und nieder gehend, „endlich sind die bösen Lügengeister verschwunden! Elende Gecken! Unseliger Lorbeerkranz! Zuerst wird er mir ungerechter Weise versagt, und dann einer Stirne, der er nicht gehört, mit Gewalt aufgesetzt. Hätte ich doch nie einen Vers geschrieben! Madelon! wie soll das nun enden?"

Madelon erwiederte mit graziösem Lächeln: „Zu unser Beiden Lust und Zufriedenheit! Darf ich den angefangenen Handel auch an's Ende führen?"

„Wie Du willst! Liebe ist doch mehr werth, als alle Lorbeerkränze der Welt."

Am nächsten Tage lief Madelons Bedienter in Paris herum, befrachtet mit Einladungen zu einem Diner. Laroque, Destouches, Voltaire, nebst vielen andern Schöngeistern und Kunstrichtern wurden gebeten, dem Eßfeste ihre glorreiche Gegenwart zu schenken. Und, siehe da! Es erschienen nicht nur die geladenen Gäste, sondern sogar solche, die sich als Freunde ihres Magens, unter falschem Namen dazu eingedrängt und eingeschlichen hatten.

Schon waren alle Gäste versammelt, und Desforges machte, Madelons Stelle vertretend, die Honneurs. Alle sehnten sich nach den Schüsseln und Flaschen, noch mehr aber nach der reizenden Madelon, die nicht sichtbar werden wollte.

Endlich verließ den Minos Laroque die Geduld; er hielt den verlegenen Desforges an einem Knopfe des Frackes fest, und fragte etwas pikirt: „Aber wo weilt denn unser Fräulein, unsere neue Sappho? wo ist sie?"

Und Desforges erwiederte lächelnd: „Ich bin das Fräulein, ich bin die neue Sappho!"

„Sind Sie verrückt?" erwiederte Laroque, vom Gelächter der Umstehenden akkompagnirt. Desforges öffnete aber lächelnd die Thür eines Nebengemaches, führte Madelon an der Hand heraus, stellte sie den Anwesenden als seine Braut vor, und Madelon erklärte zu allem Überflusse, daß sie heute ihr Vermählungsfest mit Desforges feiere.

Man setzte sich, man aß und trank reichlich. Am Ende des Mahles, als der Geist der Fröhlichkeit die Gesellschaft belebte und begeisterte, hob Desforges das Champagnerglas empor, und rief: „Edle Herren! Laßt mich zweimal hoch leben, denn ich bin nicht nur der glückliche Bräutigam, sondern auch die glückliche neue Sappho! Hoch leben die Journale und die Kunstrichter! Wahr aber bleibt's: Schönheit ist die Quelle der Dichtkunst, und Liebe lohnt besser, als alle Lorbeerkränze!"

Die Champagnerflaschen knallten in's allgemeine Lebehoch, und die holde Madelon vertauschte ihren Lorbeer gegen den Myrthenkranz.

Das Glück im Unglück

und

das Unglück im Glück.

Sonnabend war's; die Sonne ging unter, die Lichtkönigin im Purpurmantel. Aus dem Dorfe scholl die Abendglocke, die mit ihrer sonoren Stimme die Landleute von der Feldarbeit heimrief. Dem Rufe folgten zuerst die Weiber und Dirnen; es war ja so Manches im Hause zu fegen und zu scheuern, damit es am kommenden Sonntage gehörig schimmerte. Zunächst schritten die wohlhabenden Männer gemächlich einher, ihr Werkzeug theils auf die Schulter zurücklehnend, theils es mit lässiger Hand sich nachziehend. Die wenigsten von ihnen konnten der freundlichen Einladung des am Eingang in das Dorf winkenden Wirthshausschildes widerstehen. Zuletzt schlichen die dürftigsten Bauern schwerfällig einher, und zogen mit einem finstern Seitenblicke am lauten Bachustempel vorüber, mit saurer Miene selbst den ihnen versagten sauern Wein beklagend.

So waren denn die Felder ringsumher leer geworden. Nur Hilmer und sein Weib, das ärmste Ehepaar in der

ganzen Dorfgemeinde, arbeiteten noch rastlos fort; die drückendste Noth zwang sie zu verdoppelter Anstrengung ihrer Kräfte, um von der geringen Habe sich selbst und ihren kleinen Martin kümmerlich zu nähren.

Dieser saß jetzt am Raine eines schmalen Kartoffelfeldes unter einem großen Kirschbaume, und spielte mit den Kernen der zum Abendbrote genossenen Frucht. Der Knabe, schön und blühend, in Fülle der Gesundheit, sehr lebhaft, und dennoch weich und folgsam, war die Freude und der Trost der darbenden, aber doch immer auf bessere Zeit hoffenden Ältern.

Martin schaute jetzt mit seinen himmelblauen Augen zum Gipfel des Baumes hinauf, woran die rothen Kirschen im Abendroth wie funkelnde Rubine glühten. Er lächelte den saftigen Edelsteinen einige Minuten mit Entzücken entgegen, konnte endlich dem Gelüste nicht länger widerstehen, kletterte am Stamme hinauf, und schwang sich von Ast zu Ast, bis er den Gipfel erreicht hatte.

Als er diesen eben in Besitz nehmen wollte, da, wo die meisten und röthesten Kirschen ihm entgegen leuchteten, brach ein Zweig, und das Kind stürzte zu Boden. Die Mutter erblickte das Fallende noch im Luftraume; den Vater schreckte erst der dumpfe Schall des Falles. Beide eilten mit einem Schrei des Entsetzens zum Baume.

Das Kind lag auf dem Rücken, ohne ein Zeichen von Lebensregung. Wasser, Reiben der Schläfe, Anhauchen und andere Reizmittel einfacher Art brachten das Ohnmächtige wieder zu sich. Es öffnete die Augen und lächelte die Ältern

an, die es, noch zwischen Furcht und Freude schwankend, zuerst aufrecht hielten, dann wieder auf die Erde legten, die Glieder dehnten und wendeten.

Das Resultat der sorgfältigen Untersuchung schien sehr erfreulich, denn es zeigte sich keine Spur einer Verletzung in den äußerlichen Theilen. Mutter und Vater befragten nun den Knaben, ob er etwa innerlich irgendwo einen Schmerz fühle? Der Kleine verneinte durch Kopfschütteln. Man stellte noch mehrere Fragen an ihn; er beantwortete sie nur durch Mienen und Geberden.

Die Mutter hieß ihn sprechen. Er bewegte die Lippen, öffnete den Mund, aber kein Laut ging hervor. „So sprich doch nur ein Wort!" rief der Vater mit steigender Angst. Martin versuchte mit sichtbarer Anstrengung zu sprechen, aber vergebens! Er war stumm, und die Stummheit eine Folge der heftigen Erschütterung. Nur zu bald überzeugten sich die Ältern von der schrecklichen Gewißheit, und brachen in Wehklagen der bittersten Verzweiflung aus.

Der arme Knabe hatte statt der Worte nur Thränen für sein Unglück und für den Jammer der Ältern, die endlich in tiefes Schweigen versanken, und stumm mit dem Stummen langsam nach Hause schritten.

Kaum waren einige Tage verflossen, als schon ein neues Unglück sich zeigte. Der Knabe fing an, schwer zu hören, und ward endlich ganz taub. So hatte denn der Unglückliche in kurzer Zeit zwei der besten Wohlthaten des Schöpfers verloren: die Gabe, sich Andern mitzutheilen, und das Vermögen, die Mittheilung Anderer zu genießen. Dennoch fand

sich für ihn manche Arbeit, die er verrichten konnte, auch gut und willig verrichtete.

Aber noch war das Maß des Elends nicht voll. Ein neues Übel rückte heran. Martin litt seit einigen Tagen anhaltende Kopfschmerzen mit zunehmender Heftigkeit. Die kräftigen, kerngesunden Dorfbewohner pflegten, wenn Einen von ihnen etwa irgend ein kleines Übel befiel, wechselseitig ihre Ärzte zu sein; ein Geschäft, welches um so leichter mit glücklichem Erfolge zu verrichten war, als eigentliche Krankheiten hier unter die Seltenheiten gehörten, die meisten Leute sehr alt wurden und endlich am Alter starben. Ereignete sich etwa alle zehn Jahre ein Mal ein außerordentlicher Fall, so dehnte der Schmid des Ortes sein Bischen Thierarzneikunde auch auf die Menschen aus. Ein Kopfschmerz erschien den wackern Leuten als etwas so Geringfügiges, daß sie sich schämten, ein Mittel dagegen anzuwenden.

So ward denn auch Martins Leiden kaum der Rede werth geachtet, und er selbst gewöhnte sich allmälig, das von Niemanden beachtete Übel gleichfalls für nichts zu achten oder es wenigstens ohne Klage zu ertragen.

Mutter und Vater gingen, wie gewöhnlich, beim Grauen der Morgendämmerung an ihre Feldarbeit. Der kleine Martin war in der letzten Nacht auf seinem ziemlich harten Bette wach gelegen; dann überfiel ihn aber ein so schwerer Schlaf, daß er am Morgen das Weggehen der Ältern nicht hörte. Das war wohl schon öfter geschehen, er pflegte dann später nachzukommen, und erhielt auf dem Felde sein Morgenbrot und seine Arbeit.

Heute stand die Sonne schon hoch am Himmel. Martin kam nicht. Die Mutter ward ängstlich, und ging nach Hause. Sie fand den Knaben mit offenen Augen wach auf dem Bette liegend, stellte sich vor ihn, und bedeutete dem Taubstummen durch Mienen und Geberden, daß es Zeit sei, aufzustehen. Martin regte sich nicht. Die Mutter kreuzte ihm in steigender Angst mit der rechten Hand vor den Augen hin und her. Er äußerte keine Spur von einem erhaltenen Eindrucke. Jetzt durchzuckte das an allen Gliedern zitternde Weib ein Blitzstrahl des Entsetzens.

„Gott im Himmel!" schrie sie, die Hände ringend; „Gott in Deinem Reiche! Er ist blind! stockblind!" Sie warf sich laut schluchzend auf den erschreckenden Knaben, und schüttelte den Unglücklichen, der nun aus den erblindeten Augen die ersten Thränen ergoß, die sich mit den mütterlichen vermischten.

Nur der Gefühlsinn sagte ihm, daß wohlthätige Hände, also die mütterlichen, ihn aus dem Bette hoben und kleideten. Jetzt stand das bejammernswürdige Kind in seinem fürchterlichen Schweigen da, lautlos und gehörlos in Nacht gehüllt; aber desto lauter ergoß sich der Schmerz der Mutter in Wehklagen, und sie wiederholte immerzu die Ausrufungen: „Taub! stumm! blind! Unglückliches Geschöpf! Gränzenloses Elend!"

Endlich kam auch der besorgte Vater vom Felde zurück. Bei seinem Anblick brach das Weib in Wehgeheul aus. Der Schmerz überwältigte die Verzweifelnde in dem Grade, daß sie's nicht vermochte, dem Vater das neue Unglück zu mel-

den, sondern dieser es nur errathen mußte. Dem heftigsten Ausbruche des älterlichen Schmerzes folgte jetzt plötzlich das Gegentheil. Beide standen, die Hände gefaltet, die Augen aufwärts gewendet, starr und lautlos. Martin, von der Trauerszene nichts vernehmend, genoß das ihm früher gereichte Morgenbrot.

Martin war schön, gut, fleißig und geschickt. Die Ältern hatten ihre ganze Hoffnung auf ihn gesetzt, und in ihm schon die Stütze ihres Alters gesehen. Aber wie schnell wurden sie aus dem süßen Traume aufgeschreckt!

Und doch, was ist Glück? was Unglück? Ein Sprichwort sagt: „Der Schein trügt." Allerdings! aber nirgend mehr, als dann, wenn es sich um die Entscheidung der Frage handelt, was Glück oder Unglück, und wer glücklich oder unglücklich sei? — Und so ging es auch jetzt; denn da, wo die Getäuschten goldene Früchte des Lebens erwartet hatten, sproßten Disteln und Dornen auf; als aber das Maß des Elends voll zu sein schien, und die Armen weder Rath noch Hilfe wußten, hoben sich aus der Wüste ihres Lebens erst manche Freudenblumen empor.

Die Wohlhabenden in der Gemeinde, gerührt von dem Elende der Unglücklichen, vereinigten sich, jährlich einen bestimmten Geldbetrag für den, des Gesichtes und Gehörs und der Sprache beraubten Knaben zusammen zu legen. Bald nachher kehrte der Gutsherr mit seiner Familie von einer großen Reise zurück, und bezog seinen Landsitz im Dorfe, dessen schöne und gesunde Lage weit umher berühmt war. Martin, nun zum wohlgebildeten Jüngling erwach-

sen, wie die Knospe in einer stürmischen Nacht zur Blume, fand durch die Empfehlung des würdigen Pfarrers geneigte Aufnahme im gräflichen Hause, und wurde, zuerst ein Gegenstand des Mitleids, bald der Liebling der ganzen edlen Familie. Er selbst erhielt eine Pension, sein Vater die Stelle des Schloßgärtners, und die Mutter einen Dienst in der Meierei.

Nach einem halben Jahre, als der Spätherbst den Bäumen die letzten Blätter abstreifte, nahm der Graf den armen Martin mit sich in die Stadt. Es zeigte sich bald, daß der edle Mann mit dem unglücklichen Jüngling einen besonderen Plan hatte, und für ihn so väterlich sorgte, wie vornehme Herrn es zu thun pflegen, wenn sie einen Menschen von geringerem Stande und in dürftiger Lage einmal liebgewonnen haben, und für das Schicksal ihres erkorenen Schützlings sich interessiren.

So hatte der Graf beschlossen, Alles anzuwenden, um Martins körperlichen Übeln nach Möglichkeit, wenigstens zum Theile, abzuhelfen. Er zog mehrere der ausgezeichnetsten Ärzte zu Rathe, und man fing an, Mittel zur Herstellung des taubstummen Blinden anzuwenden; doch durften weder seine Ältern, noch sonst Jemand im Dorfe von dem Versuche, der ja so leicht ohne gewünschten Erfolg bleiben konnte, das Geringste erfahren. Ja selbst Martin wußte in der Hauptsache nicht, was man mit ihm vor hatte.

Die Ärzte erklärten einstimmig, daß der Verlust der Stimme und des Gehörs eine Folge der gewaltsamen Erschütterung innerer Theile durch den Fall vom Baume, und

auch der spätere Kopfschmerz, welcher das Erblinden verursachte, eben dadurch entstanden sei. Man ließ nun kein Heilmittel unversucht; man sparte weder Geld noch Mühe, und der Erfolg war der günstigste.

Die ausführliche Darstellung der ärztlichen Behandlung würde den Gang der Geschichte zu sehr unterbrechen; ich begnüge mich daher, nur das erfreuliche Resultat derselben zu erzählen. Die stufenweise Heilung der drei Übel geschah in der verkehrten Ordnung ihres Eintretens; es wurde nämlich zuerst die Blindheit gehoben, dann stellte sich das Gehör wieder ein, zuletzt die Sprache.

Den Jubel der Ältern, als Martin an der Hand des edlen Grafen zu der im Familiensaale versammelten Menge trat, wechselweise in die Arme der Mutter und des Vaters flog, Aug' an Auge schwelgend, mit wohlklingender Stimme sein Entzücken aussprach, und auch die Worte der über ihn Entzückten wie musikalische Harmonien verschlang, — dies vollständig auszumalen, bleibe der Fantasie meiner Zuhörer überlassen!

Was Martin, in seiner Entwickelung zurückbleibend, an Bildung versäumt hatte, wurde in kurzer Zeit nachgeholt. Der Pfarrer des Ortes, ein wissenschaftlich gebildeter und sehr wohlwollender Mann, gewann den Jüngling, der so großem Unglücke entgangen, herzlich lieb, veredelte sein weiches Herz durch die Lehren der Religion und der Moral, und bereicherte den Geist des Wißbegierigen mit interessanten Kenntnissen. Der Schulmeister nahm ihn als Gehilfen. Martins Einkommen vermehrte sich nun so beträchtlich,

daß seine Ältern sich noch nie so wohl befunden hatten; sie priesen nun das Unglück, aus dem ihnen und ihrem Sohne so viel Glück hervorsproßte. Reichliches Einkommen, Gesundheit, Vorzüge des Körpers und der Seele, Freunde und günstige Verhältnisse vereinigten sich zu des Jünglings Wohl, und die Liebe setzte dem Ganzen die Krone auf. Martin erhielt die einträgliche Stelle eines Ökonomie-Direktors der gesammten gräflichen Güter, und Felicitas, des Oberamtmanns reizende Tochter, wurde seine Gattin.

Glück über Glück! Aber — so wie aus düstern Morgennebeln der sonnenhellste Tag hervortritt, eben so erheben sich am heitersten Morgenhimmel dunkle Wolken, aus welchen Blitz, Donner und Regenströme herabstürzen.

Martin, der sonst wie eine unberührte Blume im einsamsten Thale geblüht hatte, mußte nun in ein Gewühl von Menschen und Geschäften treten, und fand sein weiches zartfühlendes Herz oft unsanft, widrig, oder kalt angetastet. In seiner frühern Abgeschiedenheit hatten nur gute Menschen ihn liebevoll umgeben. Nach diesen hatte er sich sein Ideal vom Menschen gebildet, und fand sich daher in seinen jetzigen Verhältnissen vielfach getäuscht. Allenthalben begegneten ihm Eigennutz und Selbstsucht, bald mit freier Stirne, bald verlarvt. Hier sah er die gierige Habsucht fremdes Gut an sich reißen, ohne daß er es zu hindern vermochte, während die Verschwendung ihre Güter wie unsinnig vergeudete, um endlich, von den Krallen der bittersten Noth an Leib und Seele zerrüttet, ihr Leben in Verzweiflung zu enden; dort blutete ihm das Herz, wenn Brüder, von Haß

entbrannt, sich als grimmige Feinde verfolgten, oder ehemalige Freunde an einander zu Verräthern wurden. Die Ränke des Ehrgeizes, Treulosigkeit in Liebesverhältnissen, Hochmuth der Reichen und der Dürftigen Selbstentwürdigung — alles dies erfüllte den Neuling im Leben mit Entsetzen. Er beeiferte sich für die gute Sache; er ermahnte zur Besserung; er half, um zu veredeln, sah aber größtentheils sein Bemühen vereitelt und fruchtlos, und fand sich da, wo er Gutes wirken wollte, gehindert und getäuscht, betrogen, verkannt, und mit Undank gelohnt.

Da setzte sich in seinem Innern allmälig tiefer Menschenhaß fest. Eine Eisrinde überzog sein Herz; er wurde stolz und hart, und fand nun Feinde von allen Seiten. Die Einen haßten in ihm den strengen Sittenrichter, der Alles tadelte, und den Klügling, der Alles besser verstehen wollte; die Andern den Unzufriedenen, dem man nichts zu Dank machen könne, während Viele ihm Rache schworen, weil er ihren eigennützigen oder unredlichen Forderungen nicht entsprach. Es gelang der Verleumdung, ihn dem Grafen als einen Halsstärrigen und Undankbaren im nachtheiligsten Lichte zu zeigen, und er wurde mit einem kleinen Gnadengehalte seines Dienstes entlassen. Seine Ältern starben vor Gram; sein Weib wußte sich auf eine heuchlerische Weise von ihm zu trennen. Er stand allein.

Unwillkürlich trugen ihn seine Füße nach dem Dorfe zurück, in dem er das Licht erblickt und verloren hatte. Niemand erkannte den Gealterten. Der edle Pfarrer war todt, der Schulmeister in ein anderes Dorf versetzt. Es trieb ihn

auf die Felder hinaus. Er wankte fort, und kam zu dem Kirschbaume, von dem er als Knabe herabgefallen war.

Da stiegen die Geister der Vergangenheit vor ihm auf, und er seufzte: „O wie glücklich war ich damals, als mein Unglück den höchsten Grad erreicht zu haben schien!"

„Eben dieses Unglück brachte mich ja den Guten näher, so wie mein Glück mich unter die Bösen drängte. Als ich selbst hilflos war, wetteiferte man, mir zu helfen; als ich aber selbst helfen konnte und wollte, zeigten sich mir nur Unwürdige. Mein Unglück machte mich den Menschen werth, mein Glück verhaßt. O wie glücklich war der stumme, taube, blinde Martin! Um den Stummen wurden nur liebvolle Worte gesprochen; der Taube fühlte die schönen Wirkungen des Mitleids, und dem Blinden fehlte nie ein leitender Arm!"

Indem er so sprach, warf die Glorie der Abendsonne ihre letzten Strahlen auf ihn. Er ließ sich am Kirschbaume auf die Knie nieder, hob die Hände empor, und sprach: „O Gott, der Du den Tag gemacht hast und die Nacht, Du schufst auch das Glück und das Unglück, schufst auch das Glück im Unglücke und das Unglück im Glücke! Wer hiernieden vermag zu wissen, welches von Beiden ihm besser frommt? Du, o Gott, lenkest Beides; und so will ich denn jenes muthig, dieses bescheiden ertragen!"

So sprach Martin Hilmer, und fand mit dieser Gesinnung bis zum letzten Lebenshauche das höchste Glück des Lebens: ein reines Gewissen, die Quelle der Gemüthsruhe.

Die dreizehnte Person.

Der Witwe des Justizraths Haberlein ging's nicht zum besten, weil sie zu viel hatte, nämlich zu viel Töchter, nämlich nicht weniger als sechs, denen es nicht an Reizen und Tugenden, auch nicht an Bewunderern, wohl aber an Vermögen und an Männern fehlte.

Die sechs Töchter gingen bis in's F, aber nicht in der musikalischen Scala, sondern in der alphabetischen; denn die jüngste hieß Adelgunde, die nächste Beatrix, die dritte Christina, die vierte Dorothea, die vorletzte Euphrosine und die älteste Felicitas.

In ihrem isolirten Zustande war jedes Mädchen mit sich selbst unzufrieden, und die alte Frau war's mit ihnen Allen.

Da gab's denn in der mystischen Zahl Sieben manches trübe Stündchen daheim, und die Töchterlein hatten jetzt zwei Hauptursachen, sich Männer zu wünschen: die erste, um Männer zu haben, die zweite, um des tagtäglichen König Verdruß-Spieles einmal los zu werden.

Das weibliche Sextett hatte auch wirklich gar viele Ungemächlichkeiten auszustehen. Zur Zeit mütterlicher und schwesterlicher Dissonanzen gab's der fatalen Szenen genug. Dann sah die erste dahin, die zweite dorthin, die dritte schmollte, die vierte weinte, die fünfte sang, und die sechste lachte vor Verdruß, zum Ärger aller Übrigen.

In solchen stürmischen Zeiten ging die Parteiwuth manchmal so weit, daß die Schwestern weder zusammen saßen, noch zusammen ausgingen, und die alte Frau dann alle zusammen dahin verwünschte, wo der Pfeffer wächst. War der Friede im Lande und die Harmonie vollkommen, dann traten wieder Störungen anderer Art ein. Gingen sie zusammen auf der Promenade, so hörten sie hie und da was von dem vakanten Halbdutzend flüstern. Traten sie in einen Gesellschaftssaal, so verlautbarte hie und da eine moquante Stimme etwas von dem stattlichen Einzug. Es kam so weit, daß der holde Schwestern-Verein in concreto öffentlich nicht mehr erscheinen konnte, und wenigstens die Hälfte abwechselnd für unpäßlich oder verhindert gelten mußte.

Wie viel besser haben's da die Frauen als die Mädchen! Eine Frau geht mit ihrem Manne, oft sogar quasi als Mann mit Mädchen, die ihre Freundinnen sind; denn sie nimmt von ihrem Manne, so wie sie ihn heirathet, alsogleich zwei Dinge an, seinen Namen und seine Courage; die letztere aber in verkehrtem Verhältnisse, nämlich so: hat der Mann viel Courage, so nimmt die Frau davon den kleinsten Theil; hat er aber wenig, so nimmt sie von dem Wenigen das Meiste. Daher kommt's, daß sich oft das schüch-

Bayerische Staats-Bibliothek München

ternste Täubchen, so wie die Flitterwochen vorüber sind, schon als Heldin zeigt, gleichsam als wäre der girrenden Zärtlichkeit von dem frühern Schnäbeln nur der pickende Schnabel noch übrig geblieben.

Indem ich nach dieser kleinen Exkursion in der Erzählung fortfahre, beginne ich sogleich mit dem Freudenruf: „Land! Land! Triumph! Triumph!“ Denn wir halten wirklich einen Heirats-Kandidaten schon fest, nämlich den Kammer-Sekretär Vollauf, welcher nun einmal mit Leib und Seele der Felicitas gehört, die ihn bei einer musikalischen Akademie gefangen nahm.

Ein altes Sprichwort sagt: „Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu.“ So geht's auch mit den Liebhabern, einer bringt den andern in's Haus. Der Kammer-Sekretär brachte den Ökonomie-Verwalter Zangler, dessen Herzens-Ökonomie Adelgunde zu verwalten übernahm.

Der Ökonomie-Verwalter introduzirte den Gerichts-Aktuar Volkmar, über welchen Beatrix die Gerichtsbarkeit des Cour d'Amour auszuüben anfing. Der Gerichts-Aktuar zog den Zoll-Inspektor Flaving nach sich, welchen Christina in Beschlag nahm. Der Zoll-Inspektor führte den Bataillenmaler Granatenfels ein, den Dorothea auf's Haupt schlug, vielleicht als Vorspiel der künftigen häuslichen Bataillen. Der Bataillenmaler endlich präsentirte den Professor Lorch, der zu Euphrosinen in die Schule ging.

So war denn Alles auf dem besten Wege, und die Schwestern, deren nun jede hatte, was sie wünschte, leb-

ten in der unerhörtesten Einigkeit. Ihrem harmonischen Beispiele folgten die sechs Brautwerber, und die alte Frau trieb die Freude so weit, daß sie sich vor Freude eine Indigestion zuzog und starb.

Nachdem die Trauerzeit glücklich überstanden war, kamen sämmtliche Parteien überein, die sechsfache Hochzeit an einem Tage, doch ganz unter sich allein, ohne alle fremde Gäste, auf dem Landgute des Ökonomie-Verwalters Zangler zu feiern. Schon war der priesterliche Segen gesprochen, schon saßen die sechs glücklichen Paare an einer splendid gedeckten und reich besetzten Tafel, freundlich bemüht, den kußmüden Lippen eine solidere Beschäftigung zu geben, und zu der Fülle der Herzen das Gleichgewicht der Mägen herzustellen. Der heitere Geist zufriedener Liebe jubelte umher, als jetzt plötzlich ein junger, schöner Mann in einer schönen Uniform hereintrat, so ungenirt, als wäre er ein uralter Bekannter und Freund vom Hause.

So wie der Ruhe- und Freudenstörer sich zeigte, bekam nicht nur die ganze Sache, sondern auch jedes Brautpaar sogleich ein anderes Gesicht, nämlich jede Braut ein sehr höflich-neugierig-verlegenes, jeder Bräutigam ein sehr düster-fixirend-verwünschendes.

Der Eintretende aber nahm von den finstern Gesichtern gar keine Notiz, sondern begrüßte zuerst die Damen auf das freundlichste, küßte jeder gemächlich die Hand, dann jedem Bräutigam flüchtig den Mund, sagte lächelnd: „Mit Erlaubniß!" und setzte sich an den untersten Platz der Tafel.

Die Brautherren fragten nun feierlich: „Wie kommen wir zu der Ehre?" — Er antwortete: „Die Ehre ist meinerseits!" ergriff mir nichts, dir nichts eine Weinflasche, füllte ein Glas, hob es aufstehend empor und rief: „Auf das Wohl des hochzeitlichen Sextetts!" — Diesen Aktus wiederholte der liebenswürdige Held dreimal, und leerte dabei das Glas jedesmal auf einen Zug. Als das vorbei war, ließen die Brautherren in ihrem eigenen und im Namen der erröthenden Damen die wiederholte Frage ergehen: „Wie kommen wir zu der Ehre?"

Der Gerichts-Aktuar sagte ganz leise zum Professor: „Eine dreizehnte Person; fatal!" Und der Professor flüsterte zurück: „Man fürchtet die dreizehnten Personen mit Recht; sie bringen nichts Gutes." Da sagte der Fremde: „Damit ich nicht ganz aus den Wolken gefallen scheine, so gebe ich mir die Ehre, in Kürze anzuzeigen, daß ich der Lieutenant Hirschhorn, und mit der Einquartierung, wie diese Schrift zeigt, hierher angewiesen bin."

Der ominöse Name Hirschhorn nöthigte sämmtlichen Bräuten ein verschämtes, sämmtlichen Brautherren aber ein sarkastisches Lächeln ab, welches der zweifach Belächelte gar nicht zu bemerken schien. Er nannte jeden Brautherrn mit Namen, und sprach mit jedem über sein Fach so vollkommen, als wäre es sein eigenes. Zuerst mit dem Kammer-Sekretär über kameralistische Gegenstände, wobei er jedoch meistens der liebenswürdigen Felicitas, die als Frau Kammer-Sekretärin kaum drei Stunden alt war, in die Augen sah. Dem Kammer-Sekretär wurde heiß, und einmal wetzte

er sogar auf dem Stuhle, als sich der Lieutenant im Anschauen der Braut selbst zu vergessen schien, die sich so ereiferte, daß ihre Wangen brannten, weil sie in der Kameralistik — als dem Lieblingsfache ihres Gatten — auch nicht fremd scheinen wollte, und daher alle kameralistischen Worte und Redensarten, die sie je gehört hatte oder gehört zu haben glaubte, auf das möglichstbeste zusammensetzte.

Nachdem Lieutenant Hirschhorn das Licht ihrer goldbraunen Augen eingesaugt hatte, wie schwarzes Tuch die Sonnenstrahlen einsaugt, ließ er von ihr ab, und der Kammer-Sekretär athmete wieder frei.

Der Lieutenant aber wendete sich mit der pfiffigsten Wendung an die ökonomieverwalterische Braut, die darüber nicht böse schien, obschon der ökonomieverwalterische Bräutigam ein Gesicht machte, als fiele ihn plötzlich eine Migräne an. Adelgunde, welche befürchtete, der Held möchte das nächtliche Angesicht des geliebten Gatten übel nehmen, und die Sache etwa gar bis zum Duell treiben, bot alle Freundlichkeit auf, um die Aufmerksamkeit des jungen Kriegsgottes auf sich zu ziehen. Beatrix aber, die Angetraute des Herrn Gerichts-Aktuars Volkmar, bemerkte, daß das ökonomieverwalterische Antlitz immer dunkler wurde. Sie entschloß sich daher großmüthig, den Martissohn von Adelgunden abzuziehen und auf ihr eigenes Territorium zu locken.

Hirschhorn ließ die Lockstimme nicht vergebens tönen, und wendete sich mit seiner ganzen Elektrizität zu Beatrix, welche den Blitzableiter vorstellte. Aber indeß

der Ökonomie = Verwalter seinen ehemaligen Frohsinn wieder fand, machte der Gerichts = Aktuar ein Gesicht, als würde ihm selbst sein Todesurtheil verkündet. Die Angst, den Falken bei seinem Täubchen zu sehen, betäubte ihn so sehr, daß er mit großer Geläufigkeit französisch zu reden anfing, in welcher Sprache er sonst immer sogleich in's Stottern und Stocken kam. Hirschhorn benützte das auf's Beste, und redete gleichfalls französisch mit größter Fertigkeit. Beatrix, dieser Sprache besonders hold, stimmte seelenvergnügt ein. Hirschhorn ließ nun in dieser fremden Rüstung ein ganzes Heer von Schmeicheleien gegen sie los, und war so schnellzüngig, daß der verstummende Aktuarius kein Wort davon verstand, und nur aus den erröthenden Wangen seiner Gattin den Sinn der erotisch-militärischen Leuchtkugeln zu entziffern vermochte. Der fatale Lieutenant schien aber beinahe keine weibliche Provinz unerobert lassen zu wollen, und lagerte sich jetzt mit Siegermienen zwischen dem Zollinspektor und der schmachtenden Christine. Er glaubte auf ihren Wangen, die nur der Wohnsitz der Grazien sein sollten, eine Spur von Melancholie zu sehen, und hielt es für die Pflicht ritterlicher Galanterie, seine Theilnahme zu bezeigen. Der betroffene Zollinspektor hätte ihm dieses Pflichtgefühl gern geschenkt, und stampfte mit dem Fuße, als der galante Ritter Christinens Hand ganz vertraulich zwischen seine beiden Hände nahm. Er zupfte Christinen, welche die Keckheit geduldig litt, zweimal am Kleide; diese aber merkte sie nicht oder wollte sie nicht merken, und ließ die Hand, wo sie war. Der verzweifelnde Zollinspektor wußte

sich nicht anders zu helfen, als daß er eine Flasche — wie aus Ungeschicklichkeit — mit dem Ellenbogen über den Tisch streifte. Hirschhorn sprang — der Flut zu entgehen — schnell auf, und saß eben so schnell zwischen dem Bataillenmaler und seiner auserwählten Dorothea, welcher er sogar etwas in's Ohr zu flüstern wagte, das die Verrätherin mit einem holden Lächeln erwiederte. „Das ist doch zu arg!" „Was fehlt Dir, mein Schatz?" rief die besorgte Dorothea. Er aber stürzte ohne Antwort zur Thür hinaus. Alle Männer eilten ihm nach. Professor Lorch, als der Letzte, wollte Euphrosinen, als die einzige noch Schuldlose, mit sich wegführen. Hirschhorn wußte aber so geschickt zu manövriren, daß der Professor zur Thür hinausgeschoben wurde, und zu seinem Leidwesen Euphrosinen in dem umschlingenden linken Arm des Unholds zurückbleiben sah. Die sechs Bräutigame gingen jetzt mit großen Schritten und langen Gesichtern im Vorsaale auf und nieder, aber ohne ein Wort zu reden. Jeder schien sogar die Blicke der Übrigen zu meiden. Wer weiß, wie lange die Stummheit gedauert hätte, wäre nicht zum Glück ein Bedienter und eine Magd mit den Deserttellern angekommen. Nun machte sich der verbissene Ärger Luft, und Alle schrien in demselben Augenblick, wie mit einer Stimme, ein donnerndes „Zurück!" —

„Verzeihen Sie!" — sagte die Magd, — „es ist ja das Desert."

„Zurück!" scholl's nochmal und zum dritten Mal.

Und die große Torte, als die Sonne des Desert-Systems, sammt den Backwerktellern und Obstkörbchen, als kleineren Fixsternen und Planeten, machte eine retrograde Bewegung nach der Küche.

Das tiefe Schweigen war einmal gebrochen, und nun sagte

Der Kammer-Sekretär. Ein sehr kecker, junger Herr!

Der Oekonomie-Verwalter. Ja, die Weiber!

Der Zoll-Inspektor. Und leiden wir das so geduldig?

Der Gerichts-Aktuar. Fiat justitia, pereat mundus!

Der Bataillenmaler. Bomben und Granaten!

Der Professor. Die Sache fordert Überlegung.

Der Kammer-Sekretär. Weiber und Geld sind das unsicherste Gut auf der Welt.

Ökonomie-Verwalter. Schöne Weiber sind ein reiches Feld, auf dem sich auch die Schmetterlinge einquartieren.

Gerichts-Aktuar. Fiat justitia, pereat mundus!

Bataillenmaler. Heute haben wir einmal die Kriegserklärung; die ehelichen Bataillen werden nicht ausbleiben.

Zollinspektor. Ich denke, wir machen den Lieutenant ordentlich Contraband.

Professor. Meine Herren! laßt mich gewähren! Ich will ihm eine Vorlesung halten, an die er denken soll.

Bataillenmaler. Und glauben Sie, daß er Ihnen zuhören wird?

Gerichts-Aktuar. Ich denke, wir wollen ihn zuerst verhören.

Zollinspektor. Vorher aber ihn gut untersuchen, ob er etwa — — —

Oekonomie-Verwalter. Was viel verhören und untersuchen? Wir fallen Alle zusammen über ihn her, wie das Hagelwetter über ein Getreidefeld, und —

Kammer-Sekretär. **Roma deliberante Saguntum perit.** Wir halten da eine Plenarsitzung und lassen den Wolf bei der Herde.

Das leuchtete Allen ein. Sie fanden es sogar thöricht, das Zimmer und die Frauenzimmer verlassen zu haben, beschloßen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, sogleich hineinzugehen, und den verliebten Lieutenant, als wäre gar nichts geschehen, zu umringen, und mit Freundschafts-Versicherungen und Liebkosungen so zu überhäufen, daß er weder zu Wort noch zu den Weibern kommen könne.

Sie horchten, hörten im Zimmer lachen, öffneten die Thür, — aber beim ersten Anblick, der sich hier präsentirte, flogen alle guten Vorsätze davon; denn der Herr Lieutenant sprang wie ein Kreisel unter den Frauen, umarmte und küßte eine nach der andern.

Jetzt brach das Ungewitter von allen Seiten los. Der Lieutenant aber stand wie ein Fels im Meere gegen Brandung, Sturm und Blitz. Die Damen stellten sich um ihn her wie Meernymphen. Im Augenblick, da die Gefahr

den höchsten Grad erreicht hatte, rief der Held aus seiner lebendigen Schönheitsverschanzung im Kommandoton ein gebieterisches „Halt!" hervor.

Und als dies Wort seine Wirkung nicht verfehlte, wendete er seine Rede an die ihn umgebenden Damen: „Bald wird der grimmige Tod mit den ihm angebornen Waffen würgen; bald wird das Schlachtfeld mit Leichen bedeckt sein: aber ehe noch Blutströme wie Kaskaden springen, und ein Hagelregen von Gliedern umherfliegt wie eine Handvoll Erbsen, so gesteht, ihr Schönen, vor den Augen der Welt, daß ihr sehr unrecht thatet, zu behaupten, eure vierstündigen Gatten, die vor Eifersucht wüthen, seien keiner Eifersucht fähig!" —

„Wie ist das zu verstehen?" fragte der Gerichts-Aktuar. —

„Scherz oder Ernst?" setzte der Kammer-Sekretär hinzu.

Darauf nahm Felicitas das Wort, und sprach mit hohem Pathos:

„Vernehmt und wisset denn! Durchdrungen von Bewunderung eurer unendlich großen Eigenschaften, und entzückt von dem seligen Bewußtsein eurer Liebe, vermißten wir nur Eines bei euch: — die Anlage zur Eifersucht, ohne welche — nach unserm unmaßgeblichen Erachten und Ermessen — wahre Liebe nicht bestehen kann. Wir legten unsere Besorgnisse in den Busen dieses edlen jungen Mannes nieder, und er war großmüthig genug, hieher zu eilen, um euch in höchst eigener Person auf die Probe zu stellen."

„Ihr wurdet eifersüchtig wie die Araber, ihr habt gesiegt, und wir sind nun eure zweifachen Sklavinnen. Umarmt den edlen Heldenjüngling!"

Und der edle Heldenjüngling trat zur Umarmung her, aber die sechs Edlen traten zurück. Da rief Felicitas: „Umarmt den Bruder sechs glücklicher Schwestern!" Jetzt wurde es Tag, bald auch heller Mittag. Der Bruder war wirklich Bruder. Die sechs Schwestern hatten, so wie ich selbst, der Erzähler, ihn verschwiegen, um den sechs Ehegatten am Hochzeittage und den Lesern dieser Geschichte mit ihm eine Überraschung zu machen. Während der starken Korrespondenz hatte jede Schwester ihren Geliebten und quasi Bräutigam dem Bruder als Ideal aller männlichen Vollkommenheiten gerühmt. Alle Briefe waren eben so viele Lobreden; aber jedem Hochgepriesenen fehlte nach Versicherung jeder Schwester — nur ein Erforderniß: die Anlage zur Eifersucht, von welcher bei Keinem die geringste Spur zu finden war. Nun stimmten aber die sechs Schwestern darin überein, daß ein Mann ohne Anlage zur Eifersucht keiner wahren Liebe fähig sei. Der brüderliche Lieutenant schrieb ihnen zurück: jeder Mann sei eifersüchtig, ihre Geliebten seien aber Männer, folglich eifersüchtig, welches er am Hochzeittage selbst genügend darthun wolle. Und so wurde das Spiel mit der dreizehnten Person und mit der Einquartierung verabredet.

Die sechs Herren wollten lange nicht daran, an den aus den Wolken gefallenen Herrn Bruder zu glauben; endlich mußten sie nachgeben, folglich müssen es auch die Leser.

Das zurückbeorderte Desert wurde jetzt auf gemeinschaftliches Verlangen hereingebracht und ein Toast nach dem andern getrunken. Der Herr Lieutenant reis'te nach glücklich beendigtem Experiment noch in der Nacht mit Extrapost ab, und die Brautpaare gaben sich am nächsten Morgen das Wort, künftighin alle Proben und Experimente als unsichere Dinge zu meiden, und die dreizehnten Personen als mögliche Friedens- oder Freudenstörer von ihren häuslichen Kreisen entfernt zu halten. — Soll diese Geschichte wirklich eine der erstern Veranlassungen gewesen sein, die dreizehnten Personen so verrufen und gefürchtet zu machen? Mag sein, ein leichter Scherz hat oft mehr geschadet, als der bitterste Ernst.

Das Elixir der Unsterblichkeit.

Alle Welt hat von dem berühmten Cornelius Agrippa gehört. Sein Andenken ist so unsterblich wie seine Kunst; alle Welt kennt diesen Tausendkünstler, der, ohne es zu vermuthen, während der Abwesenheit seines Meisters, den bösen Feind beschwor und seine Beute ward. Als die Kunde dieser wahren oder erlogenen Begebenheit laut wurde, verließen alle Schüler den Unglücklichen, alle seine Diener verschwanden zugleich. Nicht Einer blieb, um, indeß Cornelius schlief, die Kohlen des immer brennenden Feuers zu schüren, oder während er las, auf die Veränderung der Farben seiner Arzeneien zu achten. Alle Experimente mißlangen, weil zwei Hände nicht hinreichten, etwas Vollständiges zu Stande zu bringen. Die Dämonen der Nacht spotteten seiner, daß er nicht einmal einen einzigen Sterblichen in seinem Dienste festzuhalten vermochte.

Ich war damals sehr jung, sehr arm, und sehr verliebt, zwar seit einem Jahre der Zögling des Cornelius, doch abwesend zur Zeit, da jenes schauerliche Ereigniß sich

zugetragen hatte. Bei meiner Zurückkunft drangen meine Freunde in mich, ja nicht wieder bei dem Alchimisten einzutreten. Ich bebte, als sie mir die schreckliche Sage erzählten, und als Cornelius mir einen Beutel mit Gold anbot, wenn ich bei ihm bleiben wollte, kam es mir vor, als ob Satan selbst mich versuchen wolle. Meine Zähne klapperten, mein Haar sträubte sich, und ich lief davon, so schnell meine zitternden Knie es gestatteten.

Ich nahm die Richtung nach jenem Wege, zu dem es mich vor zwei Jahren jeden Abend hingezogen hatte, — nach einer silberhellen Quelle, an welcher ein schwarzlockiges Mädchen zu verweilen pflegte, dessen leuchtende Augen nach jenem Pfade hinblickten, auf welchem ich jeden Abend zu ihr kam. Ich wußte mich der Zeit, da ich Bertha nicht liebte, gar nicht zu erinnern; wir waren Nachbarkinder und Spielgefährten von Kindheit auf. Bertha's Ältern, gleich den meinigen von geringem Stande, aber achtungswürdig, fanden an unserer beiderseitigen Zuneigung Wohlgefallen. Ein bösartiges Fieber raffte Bertha's Mutter und Vater dahin. Die arme Waise würde im Hause meiner Ältern die liebevollste Aufnahme gefunden haben, unglücklicher Weise aber erklärte die Besitzerin des nahe gelegenen Schlosses, eine reiche kinderlose alte Frau, sie wolle das Mädchen an Kindesstatt annehmen. Nun wurde Bertha in Seide gekleidet; sie wohnte in Prunkgemächern und galt für ein vom Glücke begünstigtes Wesen. Ungeachtet der glänzenden Umstände, in welchen sie jetzt lebte, blieb Bertha doch dem Freunde ihrer frühern Tage treu und hold gesinnt. Sie

besuchte oft die Hütte meines Vaters, und als ihr dies verboten wurde, machte sie manchmal einen Spaziergang nach dem nahen Wäldchen, um mich bei der schattigen Quelle zu treffen.

Sie gelobte zwar oft, unserm alten Bunde mit mir treu bleiben zu wollen, allein — ich war noch immer zu arm, um an eine Heirath zu denken, und Bertha, von etwas stolzer und rascher Gemüthsart, wurde endlich überdrüssig, noch immer so viele, unserer Verbindung im Wege stehende Hindernisse zu sehen, und meinetwegen gequält zu werden. Erst nach einiger Zeit trafen wir uns wieder; man hatte in sie gedrungen, man wollte sie verheirathen. Sie beklagte sich bitter und ging so weit, meine Armuth mir zum Vorwurfe zu machen. Da erwiederte ich mit Heftigkeit: „Ich bin arm — aber ehrlich! Wäre ich es nicht, so könnte ich wohl bald reich werden.“

Über diese Äußerung stellte Bertha tausend Fragen an mich; sie ruhte nicht, bis ich ihr die Wahrheit bekannte; dann sagte sie, einen Blick der Verachtung auf mich heftend:

„Wie! Du gibst vor mich zu lieben, und Du fürchtest Dich, mir zulieb dem Teufel die Stirne zu bieten?“ —

Ich betheuerte, daß ich sie zu beleidigen befürchtete, wenn ich den Antrag des Alchimisten angenommen hätte; sie aber beachtete alles Andere nicht, und verweilte nur bei dem reichen Lohne, der mir zu Theil werden könnte. So von ihr zugleich beschämt und angefeuert, von Liebe und Hoffnung dahin gerissen, fing ich nun selbst über meine Furcht

zu lachen an, eilte mit leichtem Herzen zu den Alchimisten, erklärte mich bereit, seinen Antrag anzunehmen, und wurde sogleich in mein früher bekleidetes Amt wieder eingesetzt.

Ein Jahr verfloß. Ich legte mir ein nicht unbedeutendes Sümmchen zurück. Ungeachtet meiner sorgfältigsten Wachsamkeit entdeckte ich nicht die geringste Spur von einem Pferdefuß; auch ließ sich in der stillen Behausung des Alchimisten kein Geheul von bösen Geistern hören. Ich setzte meine heimlichen Zusammenkünfte mit Bertha fort; die Hoffnung lächelte mir — doch keine vollkommene Freude, denn Bertha bildete sich ein, Liebe und Klugheit seien nicht mit einander vereinbarlich; es beliebte ihr daher, beide in meiner Brust zu trennen. Sie war allerdings ein treuherziges Wesen, doch etwas kokett, ich aber eifersüchtig wie ein Türke. Sie kränkte mich oft, wollte aber nie Unrecht haben, sie reizte mich zum Zorne, und zwang mich dann, sie um Verzeihung zu bitten. Manchmal fiel es ihr ein, ich sei nicht genug unterthänig, dann bekam ich die Geschichte eines, von ihrer Beschützerin, der Schloßfrau, begünstigten Nebenbuhlers zu hören, und sie erzählte, wie viele andere reiche und vornehme Jünglinge ihr huldigten. Welche traurige Rolle spielte der arme Schüler des Alchimisten gegen jene Glanzgestalten!

Bei einem vorzüglich wichtigen und gefährlichen Experiment nahm Cornelius meine Zeit so sehr in Anspruch, daß ich die geliebte Bertha mehrere Tage nicht zu sehen bekam; denn ich hatte Tag und Nacht vollauf zu thun, das Feuer in den Öfen zu unterhalten und die

chemischen Zubereitungen zu bewachen. Vergebens erwartete mich Bertha an der Quelle. Die Stolze nahm mein Nichterscheinen für eine sträfliche Vernachlässigung, und als ich endlich einige, dem Schlafe kärglich zugemessene Minuten mir abstahl, empfing sie mich unfreundlich und entließ mich kalt mit der Drohung: „Ihre Hand möge eher jeder Andere erhalten, als Einer, der ihr zu lieb nicht an zwei Orten zugleich sein könne. Sie werde sich rächen." —

Und sie erfüllte die Drohung. Eine Jagdgesellschaft zog an meiner düstern Behausung vorüber. An Bertha's Seite ritt der, von der Schloßfrau begünstigte Freier, Ritter von Hochberg. Ich hörte meinen Namen nennen; ich eilte an das vom Rauch geschwärzte Fenster. Hohngelächter scholl mir entgegen, und die Augen der vorüberfliegenden Amazone schoßen Blitze auf mich herab.

Wilde Eifersucht entbrannte in meiner Brust, mit ihrem stärksten Gifte, mit ihren heftigsten Qualen. Ich vergoß im ersten Augenblicke bittere Thränen bei dem Gedanken, daß ich sie nicht mein nennen sollte; im nächsten Augenblicke aber rief ich tausend Verwünschungen über die Treulose. In dieser schrecklichen Gemüthsstimmung mußte ich das Feuer in den Öfen des Alchimisten schüren und die kleinste Veränderung bei der Zubereitung seiner Arzeneien bewachen.

Cornelius hatte drei Tage und drei Nächte hindurch kein Auge geschlossen. Er kämpfte mit übermenschlicher Stärke gegen die Gewalt des Schlafes. Seine Augen, deren Deckel stets herabzusinken drohten, auf die

Tiegel und Retorten geheftet, murmelte er: „Noch nicht zu Stande? muß ich noch eine Nacht opfern? — Lieber Junge! Du bist mir treu ergeben. Du hast die vergangene Nacht doch etwas Ruhe genossen; wende nun kein Auge von diesem gläsernen Gefäße! Es enthält eine rosenfarbige Flüssigkeit. In dem Augenblicke, da sie in's Bläuliche zu spielen beginnt, wecke mich sogleich! Bis dahin kann ich schlummern."

Er schlief ein. Sein ehrwürdiges Haupt sank auf die Brust; ich hörte ihn kaum athmen. Einige Minuten lang beobachtete ich das Gefäß; die Rosenfarbe blieb unverändert. Meine Gedanken schwärmten unstät umher, wanderten zu der Silberquelle und verweilten bei den entzückenden Szenen, die sich nicht mehr erneuern sollten. Tausend Dolche durchbohrten mein Herz, als das Wort: „Nicht mehr!" sich auf meinen Lippen halb bildete. „Falsches — falsches und grausames Mädchen! Nie wird sie mir so zärtlich zulächeln, wie jenem Albert. Unwürdige! Ich will nicht ungerächt bleiben; zu deinen Füßen sollst du deinen Albert sterben sehen, und du sollst fallen als Opfer meiner Rache! Sie hat gelächelt, verachtend, triumphirend; sie kannte mein Elend und ihre Macht. O daß der Himmel mir Gleichgültigkeit geben wollte! wie glücklich wäre ich dann!"

Ein heller Schimmer blitzte vor meinen Augen; ich hatte der Tinktur des Adepten vergessen. Erstaunen faßte mich. Flammen von wunderbarer Schönheit, heller als jene, die der Diamant ausströmt, wenn die Strahlen der Sonne auf ihn fallen, flogen von der Oberfläche der Flüssigkeit empor; der lieblichste Wohlgeruch verbreitete sich, das Gefäß

schien ein lebendiger Strahlenkreis. Der erste Gedanke, welchen diese herrliche Erscheinung in mir erweckte, war der: „Ich will, ich muß davon genießen.“ Ich setzte das Gefäß an meine Lippen: „Es wird mich heilen — von Liebe und Schmerz!“ — Schon hatte ich die Hälfte der Flüssigkeit mit gierigen Zügen getrunken, als Cornelius erwachte. Ich erschrack, das Glas entfiel meiner Hand, die Flüssigkeit flammte und funkelte über den Estrich. Cornelius faßte mich an der Kehle und schrie: „Schurke! Du hast die Arbeit meines ganzen Lebens zerstört!“

Noch wußte er nicht, daß ich von der Wundertinktur getrunken hatte. Er glaubte, und ich bestätigte ihn stillschweigend in seiner Meinung, daß ich das Gefäß von der Neugier gestachelt, aus dem Destillir-Ofen genommen habe, und daß ich es erschreckend über die hervorschießenden Flammen, fallen ließ. Ich zog ihn auch nie aus diesem Irrthume. Die Flammen erloschen, der Wohlgeruch verlor sich, der Philosoph wurde ruhig und hieß mich zu Bette gehen.

Ich will gar nicht versuchen, die Seligkeit jenes Schlafes zu schildern, welcher mich während der übrigen Stunden dieser merkwürdigen Nacht in die Freuden des Paradieses versetzte. Alle Worte wären zu schwach, um das Entzücken auszudrücken, welches mich bei meinem Erwachen erfüllte. Ich schwebte auf der Luft dahin; die Erde erschien mir wie ein Himmel, mein Dasein eine ununterbrochene Glückseligkeit. „Dies,“ sagte ich, „wird mich von der Liebe heilen; noch heute werde ich Bertha sehen, und sie soll ihren Liebha-

der achtlos und kalt finden, zu glücklich, um dem Zorne Raum zu geben, aber gleichgültig im höchsten Grade!"

Die Stunden flogen dahin. Cornelius fest überzeugt, daß seine Arbeit ihm gelungen sei, folglich wieder gelingen müsse, schritt auf's Neue an die Zubereitung seiner Tinktur. Er verschloß sich mit seinen Büchern, Heilmitteln und Spezereien, und ich genoß einen freien Tag. Ich kleidete mich sorgfältig, beschaute mich, statt des Spiegels, in einem alten, blanken Schilde, fand, daß ich sehr gut aussähe, und eilte aus den Mauern meines traurigen Aufenthaltes und der düstern Stadt, meine Seele voll Jubel, rings um mich her die Schönheit des Himmels und der Erde. Ich schlug den Pfad ein, der nach dem Schlosse führte; ich erblickte mit leichtem Herzen sein Thürmchen; meine Liebeskrankheit war gehoben. Bertha bemerkte meine Annäherung. Sie flog in dem Moment, da sie mich erblickte, wie ein Reh über die Marmorstufen herab, und eilte mir entgegen. Leider hatte aber auch eine andere Person, die hochgeborne Schloßdame, die sich Bertha's Beschützerin nannte, doch ihre Tirannin war, mich zugleich erblickt; sie hinkte keuchend von der Terasse herab; ein Page, so häßlich, wie sie selbst, trug ihr die Schleppe und fächelte ihr Luft. Die Alte keifte: „Ei, mein Fräulein! wohin so eilig? Geht doch in Euern Käfig zurück! Geier sind in der Nähe." —

Bertha faltete die Hände, ohne die Augen von mir abzuwenden. Der Kampf ihres Innern entging mir nicht. Zorn und Abscheu gegen die alte Hexe entbrannte in mir. Bisher hatte ich mich ihres Ranges wegen zurückgehalten,

nun aber beschloß ich, keine Rücksicht mehr zu beobachten. Ich war von meiner Liebe genesen und über alle Furcht erhaben. Ich schritt vorwärts und erreichte die Terrasse. Wie hold und lieblich erschien mir Bertha! Sie war schöner und reizender als je. Ich liebte sie nicht mehr — nein! ich vergötterte sie, ich betete sie an.

Noch diesen Morgen hatte die Schloßfrau in sie gedrungen, in die Vermählung mit meinem Nebenbuhler zu willigen; im Weigerungsfalle müsse sie das Haus mit Schimpf und Schande verlassen. Diese Drohung empörte den Stolz des Mädchens; als sie sich aber ihres unwürdigen Benehmens gegen mich erinnerte, und daß sie dadurch vielleicht den Einzigen verloren habe, in dem sie nun ihren wahren Freund erblickte, da ward sie von Schmerz und Reue ergriffen. In diesem Augenblicke erschien ich. „O mein Freund!“ sagte sie, „führe mich in die Hütte Deiner Mutter! Sogleich will ich die Üppigkeit und das glänzende Elend dieses Schlosses verlassen; führe mich wieder in die Wohnung der Armuth und des Glückes!“ —

Ich schloß sie, voll des Entzückens, in meine Arme. Die alte Frau verstummte vor Wuth, die erst dann auszubrechen vermochte, als wir schon eine beträchtliche Strecke des Weges zu meiner heimatlichen Hütte zurückgelegt hatten. Meine Mutter empfing die, dem vergoldeten Käfig entschlüpfte Flüchtlingin mit Freude und Zärtlichkeit; mein Vater bot ihr herzlichen Willkommen; es war ein Tag der Seligkeit, ohne der Beihilfe einer Wundertinktur zu bedürfen.

Bald nachher wurde Bertha mein Weib. Ich blieb nicht länger der Schüler des Alchimisten, doch stets sein Freund, und gedachte oft des Elixirs, womit Cornelius zwar nicht den beabsichtigten Zweck erreicht hatte, welches aber dennoch eine gewaltige und wohlthuende Wirkung auf mich hervorbrachte. Bertha wunderte sich oft über meinen leichten Sinn und meine ungewöhnliche Heiterkeit, da ich sonst ernst, oft sogar düster war. Sie liebte mich dieser Verwandlung wegen noch mehr, und die Freude beflügelte unsere Tage.

Fünf Jahre nachher wurde ich an das Bette des sterbenden Cornelius gerufen. Ich fand ihn todesmatt; der Rest des noch vorhandenen Lebens schien sich in seine Augen gezogen zu haben, die er auf ein, mit rosenfarbiger Flüssigkeit gefülltes Glasgefäß heftete.

„Siehe", sagte er mit schwacher, gebrochener Stimme, „sieh hier die Eitelkeit menschlicher Wünsche! Zum zweiten Male glaubte ich meine Hoffnung gekrönt zu sehen, zum zweiten Male ward sie vernichtet. Vor fünf Jahren hatte ich ein Elixir bereitet, Du weißt es, demjenigen gleich, welches vor uns steht, ein Elixir der Unsterblichkeit. Du zerschlugst mir das Gefäß, — und nun ist es zu spät!"

Er konnte nur mit äußerster Anstrengung sprechen und sank auf das Kissen zurück. Ich nahm das Wort und sagte, seinen Kummer zu mildern: „Geehrter Meister! gereicht es Dir nicht zum Troste, der Erfinder eines Heilmittels der Liebe zu sein?"

Er erwiederte mit kaum vernehmlichem Tone: „Ein

Heilmittel der Liebe — ein Heilmittel für Alles — ein Elixir der Unsterblichkeit! Tränk' ich es jetzt, so würde ich ewig leben!" —

Während er sprach, gab die Flüssigkeit einen goldenen Glanz von sich; ein mir bekannter Wohlgeruch verbreitete sich; Cornelius richtete sich auf; Stärke schien ihn auf wunderbare Weise neu zu beleben; er streckte die Hand aus; ein plötzlicher Knall erschreckte mich, — ein Feuerstrahl entflog dem Elixir und das Gefäß zersprang in tausend Stücke! Ich heftete meine Blicke auf den Alchimisten. Er war zurückgesunken, — die Augen verglast, — die Gesichtszüge starr, — er war todt!

Ich aber lebte, und sollte ewig leben! so sagte der unglückselige Alchimist, und ich glaubte einige Tage hindurch seinen Worten. Ich erinnerte mich der köstlichen Trunkenheit, die dem verstohlenen Genusse jener Tinktur gefolgt war; ich dachte an die, an Leib und Seele bei mir vorgegangene Veränderung, an das elastische Wesen des einen, an das ätherische der andern. Ich beschaute mich in einem Spiegel, bemerkte aber nicht, daß in meinen Gesichtszügen während der verflossenen fünf Jahre irgend eine Veränderung vorgegangen sei. Ich glaubte wirklich unsterblich zu sein.

Wenige Tage nachher mußte ich über meine Leichtgläubigkeit lachen. Die Wahrheit des alten Sprichwortes, daß kein Prophet in seinem Vaterlande etwas gelte, erprobte sich an mir und an meinem verstorbenen Meister. Ich liebte ihn als Menschen, ich ehrte ihn als Weisen, doch mußte ich lachen über den Gedanken, daß er den Geistern der Finsterniß be-

fehle, und daß der Pöbel eine so abergläubische Furcht vor ihm hege. Er war ein Philosoph, stand aber mit keinen andern Geistern in Verbindung, als mit solchen, die eine Hülle von Fleisch und Blut hatten. Sein Wissen war ein rein menschliches, und ein solches konnte die Gesetze der Natur nicht so beherrschen, daß es die Gewalt hätte, die Seele für immer in ihre fleischliche Behausung einzukerkern. Cornelius hatte einen geisterfrischenden Trank gebraut, berauschender, als Wein, duftreicher, als die köstlichste Frucht, einen Trank, dessen Kraft das Herz erfreute, die Glieder stärkte, doch ohne von langer Dauer zu sein; auch in mir äußerte sich ihre Wirkung bereits schwächer; ach! ein langes Leben war weit verschieden von der Unsterblichkeit. Ich erkannte nun deutlich, daß ich nichts Anderes, als das gewöhnliche Schicksal von Adams Nachkommenschaft — nur etwas später — zu erwarten habe. So viel war jedoch gewiß, daß ich ein wunderbar jugendliches Aussehen behielt, beinahe so, wie ich es als Jüngling von zwanzig Jahren hatte.

Wie erschrak ich aber, wenn ich meine Bertha ansah! Ihre Schönheit war verschwunden; ich schien ihr Sohn zu sein. Auch meine Nachbarn machten diese Bemerkung, und man fing an, mich den verzauberten Gelehrten zu nennen. Bertha wurde eifersüchtig und übellaunig, endlich auch zänkisch. Wir hatten keine Kinder, wir waren einander Alles in Allem; ich hing auch jetzt noch mit unverminderter Liebe an ihr wie ehemals.

In der Länge der Zeit wurde unsere Lage unerträglich. Bertha war fünfzig, — ich noch immer zwanzig Jahre alt, mein Benehmen jedoch viel älter. Ich tanzte zwar nicht

mehr, aber mein Herz flog mit den Tanzenden, während ich meine Füße unbeweglich hielt. Man fing uns zu meiden an, man erzählte sich, ich stände noch in geheimer Verbindung mit einigen Freunden meines ehemaligen Meisters. Die arme Bertha wurde bemitleidet, aber geflohen. Ich selbst ward ein Gegenstand des Schreckens und der Verabscheuung.

Was war zu thun? Wir saßen im Winter am Kaminfeuer, von der Armuth heimgesucht, indem Niemand die Erzeugnisse meiner Meierei kaufen wollte. Ich mußte oft meilenweit reisen, um mein Eigenthum an Orten abzusetzen, wo man mich nicht kannte.

So saßen wir denn am Kaminfeuer einsam beisammen, der Jüngling mit dem gealterten Innern und sein veraltetes Weib. Bertha drang neuerdings in mich, ihr die Wahrheit zu bekennen; sie wiederholte Alles, was man ihr je über mich gesagt hatte, sie machte ihre eigenen Bemerkungen dazu, sie beschwor mich, dem Zauberwesen zu entsagen, sie behauptete, daß graue Haare schöner seien, als meine kastanienbraunen Locken, sie sprach viel von der Ehrwürdigkeit des Alters, welche der Geringschätzung, die man den Kindern zeige, weit vorzuziehen sei, sie deutete sogar darauf hin, daß ich als Schwarzkünstler würde verbrannt werden, und daß es ihr, die ich in mein Geheimniß nicht einweihen wollte, bevorstehe, als Mitschuldige gesteiniget zu werden. Endlich drang sie in mich, ihr mein Geheimniß zu eröffnen, und sie an allen Vortheilen, deren ich selbst mich erfreute, Theil nehmen zu lassen; wo nicht, so sei sie entschlossen, mich an-

zugeben. Den Schluß machte sie dann damit, daß sie in Thränen zerfloß.

Bedrängt, wie ich war, hielt ich es für das Beste, die Wahrheit zu sagen; ich hütete mich aber, ja nur von einem langen Leben, aber nicht das Geringste von der Unsterblichkeit zu sprechen. Als ich mein Bekenntniß abgelegt hatte, stand ich auf und sagte:

„Und nun, meine Bertha, willst Du den Geliebten Deiner Jugend angeben? — Nein; Du wirst es nicht! Es ist aber ein hartes Loos, daß Du, mein armes Weib, leiden sollst durch mein Unglück und durch des Alchimisten verwünschte Kunst. Ich will Dich verlassen; Du hast Vermögen, und wirst Freunde finden, sobald wir getrennt sind. Ich scheide von Dir. Jung und kräftig, wie ich bin, kann ich arbeiten, und, unverdächtig und unbekannt, mein Brot mir verdienen. Ich liebte Dich in Deiner Jugend. Gott sei mein Zeuge, daß ich Dich in Deinem Alter nicht verlassen würde, wenn nicht Deine Sicherheit und Dein Glück es erheischte."

Ich nahm meine Mütze und schritt der Thüre zu; in einem Augenblicke fühlte ich mich von Bertha's Armen umschlungen und ihre Lippen auf den meinigen. „Nein, lieber Mann!" rief sie: „Du sollst nicht allein von hier fortziehen; nimm mich mit Dir! Wir wollen diesen Ort verlassen, und unter Fremden unverdächtig und sicher leben. Noch bin ich ja nicht gar so alt, um Dir Schande zu machen. Mit Gottes Hilfe werden auch die Reize Deiner unnatürlichen Jugend bald abnehmen, und Du wirst ein, Deinen

Jahren angemessenes Äußeres bekommen. Verlassen darfst Du mich auf keinen Fall!"

„Ich bleibe bei Dir," sagte ich, die Umarmung der guten Seele herzlich erwiedernd; „ich wollte ja nur Deinetwegen mich von Dir trennen. Ich bleibe nun als Dein treuer Gatte bis zum letzten Hauche meines Lebens bei Dir!"

Am nächsten Tage trafen wir Anstalten zur Auswanderung; wir verkauften unser Besitzthum, so gut es sich in der Eile und unter solchen Umständen thun ließ, nicht ohne Schaden, brachten aber doch eine Summe zusammen, die, wenigstens so lange Bertha lebte, für uns hinreichen konnte; dann verließen wir, ohne Abschied zu nehmen, unsere Heimat, und zogen nach einer abgelegenen Gegend im westlichen Frankreich.

Es war eine schwere Sache, die arme Bertha aus ihrer Heimat in ein fremdes Land mit fremder Sitte, fremder Sprache zu versetzen. Sie bemühte sich, die scheinbare Ungleichheit unseres Alters durch tausend weibliche Künste — rothe Schminke, jugendliche Kleidung und jugendliches Benehmen zu vermindern. Ich konnte ihr deßhalb nicht zürnen; trug ich denn nicht selbst eine Maske? Warum sollte ich mit der ihrigen schmollen, weil sie einen nicht so günstigen Erfolg hatte? Ich ward betrübt, wenn ich daran dachte, dies sei meine Bertha, die ich ehemals so zärtlich liebte, das schwarzäugige, schwarzlockige Mädchen mit dem bezaubernden Lächeln und dem schwebenden Gange, — dieses nun verschrumpfende, trippelnde, gezierte alte Weib! Aber ach! dieser Kontrast war ja nur meine Schuld; ich mußte sie beklagen. Ihre Eifersucht ruhte nie. Ihre vorzüglichste Be-

mühung ging dahin, zu entdecken, daß ich selbst, ungeachtet mein Äußeres das Gegentheil zeigte, zu altern anfange. Ich zweifle nicht, daß sie mich herzlich liebte, bin aber fest überzeugt, daß noch kein Weib auf Erden die Liebe zu ihrem Gatten auf eine so quälende Art zu erkennen gab. Sie wollte in meinem Angesichte Runzeln bemerken, in meinem Gange Abgelebtheit, während ich jugendlich kräftig einherschritt, ein Jüngling unter Jünglingen. Ich getraute mich kaum, irgend ein weibliches Wesen anzusehen; sie konnte aber nicht aufhören, allen Bekannten zu betheuern, daß mein frisches, blühendes Aussehen nur die Folge eines in meinem Innern liegenden Keimes baldiger Zerstörung sei. Meine Jugend, sagte sie, wäre nur eine verborgene Krankheit, die mir, wo nicht einen plötzlichen Tod, doch das Unglück drohe, eines Morgens mit schneeweißen Haaren und zur Erde gekrümmtem Rücken zu erwachen. Ich ließ sie reden, und konnte nicht umhin, ihr selbst Glauben beizumessen, kleinmüthig durch die Vorspiegelungen ihrer aufgeregten Fantasie.

So verlebten wir manches Jahr. B e r t h a wurde krankhaft und bettlägerig; ich pflegte sie wie eine Mutter ihr Kind. Sie ward mit jedem Tage mürrischer, und sang immer das alte Lied, wie lange ich sie überleben werde. Ich ertrug es mit Geduld; sie war ja mein in der Jugend, mein im Alter. Als ich endlich ihren Grabhügel mit Blumen bedeckte, vergoß ich bittere Thränen, ergriffen von dem schmerzlichen Gefühle, daß ich nun Alles verloren hatte, was mich an das Leben band. Ich glich dem Schiffer ohne Ruder und Kompaß auf stürmischer See; ich glich dem verirrten Wanderer auf unübersehbarer Heide, wo kein Grenzstein ihm zum

Wegweiser dient; nur der Tod war der Leuchtthurm, auf welchen ich meine letzte Hoffnung setzte.

Ich wiederhole denn meine erste Frage: „Bin ich unsterblich?" — Es ist wahrscheinlich, daß der Trank des Alchimisten kein ewiges Dasein auf Erden, sondern nur ein ungewöhnlich langes Leben bewirkt; ich hoffe es. Und überdieß genoß ich ja auch nur die Hälfte des Trankes. Bedurft' ich nicht des ganzen, um die Wirkung des Zaubermittels vollkommen zu machen? Die Hälfte des Elixirs der Unsterblichkeit getrunken haben, ist eben so viel, als zur Hälfte unsterblich sein.

Wer vermag aber die Jahre einer halben Unsterblichkeit zu zählen? Oft sinne ich nach, wie es möglich wäre, das Unendliche zu theilen. Manchmal glaube ich den Druck des herannahenden Alters zu fühlen. Ein graues Haar hab' ich auf meinem Haupte gefunden. Thor! klage ich darüber? Ja, die Furcht vor dem Alter und dem Tode schleicht oft eiskalt durch meine Adern, und je länger ich lebe, desto mehr fürchte ich den Tod, selbst, indem ich das Leben verabscheue. Ein solches Räthsel ist der Mensch! Ich habe auf die blaue Tiefe so manchen stillen Sees, auf so manchen gewaltig hinströmenden Fluß mit Wehmuth hingeblickt, und dabei ausgerufen: „Der Friede bewohnt dieses Gewässer!" Dennoch wandte ich meine Schritte, um noch einen Tag zu leben. Ich habe mir selbst die Frage gestellt: ob Selbstmord ein Verbrechen wäre für einen Menschen, dem sich nur auf solche Weise die Pforten einer andern Welt öffnen? Ach! selbst meine Mitmenschen konnte ich nicht für meine Brüder erkennen, denn meine unvertilgbare Lebenskraft und ihre ephemere

Existenz bildeten eine zu weite Kluft zwischen uns, alle Gemeinschaft hindernd.

So verlebte ich denn manches Jahr einsam, meiner selbst überdrüssig, nach dem Tode verlangend, doch nie sterbend, — ein sterblicher Unsterblicher! Weder Ehrgeiz noch Habsucht findet Eingang in meine Seele, und die glühende Liebe, die an meinem Herzen zehrt, ach! sie lebt da, unerwiedert und unfähig, sich zu ergießen, — nur mir zur Qual.

Noch diesen Tag sann ich auf Mittel, wodurch ich, ohne Selbstmord und ohne einen Andern zum Mörder zu machen, mein Leben enden könne, ein Mittel, dessen zerstörende Kraft das Menschengebilde nicht zu ertragen vermag, selbst, wenn sie mit der, mir eigenen Jugend und Stärke begabt wäre. So gedenke ich meine Unsterblichkeit in den Probiertiegel zu legen, und entweder für immer zu ruhen — oder unversehrt aufzutauchen, das Wunder und der Wohlthäter des Menschengeschlechtes.

Nichtige Eitelkeit bewog mich, diese Blätter zu schreiben. Ich wollte nicht sterben, ohne einen Namen zu hinterlassen. Drei Jahrhunderte sind verflossen, seit ich jenes unselige Elixir trank; ehe n o ch ein Jahr zu Ende geht, will ich ablegen diesen Leib, diesen engen Käfig für eine Seele, die nach Freiheit dürstet, will ihn preisgeben den zerstörenden Elementen; überlebe ich aber auch dieses Jahr, soll mein Name als einer der berühmtesten unter den Menschenkindern glänzen!

Die Welt ohne Menschen.

Eine Fiebernachts-Traumgeschichte.

I.

Mai- und Geburtsfest.

Am ersten Maitage hatte Heindal, der menschenfreundlichste und frohsinnigste aller Oberamtmänner, eine Gesellschaft von Frauen und Mädchen, Männern und Jünglingen, hellen Geistes und edlen Herzens, auf sein Landhaus zu sich gebeten. Nach Sonnenuntergange, als die kühlen Abendlüfte lustig in den mit weißen und rothen Blüten geschmückten Baumwipfeln spielten, versammelten sich die Gäste am Eingang des Rosenwäldchens; so hieß eine vom Oberamtmann mit der zärtlichsten Sorgfalt gepflegte Gartenpartie von Rosensträuchen und Rosenbäumen, die so dicht an einander standen, und sich so in die Länge und Breite ausdehnten, daß der Himmel über der, aus dem dichten Laubgrün aufglühenden Rosenfülle einen dunkelblauen Baldachin und im Hintergrunde eine Schlußdekoration von glänzendem Azur bildete, an welcher der mildleuchtende Mond wie ein freundlicher Schutzgeist der Eintracht schwebte.

Dem freudigen und freundlichen Lustwandel der versammelten Gäste folgte Spiel und Tanz im Freien; ein Abendschmaus im Gartensalon machte den Schluß des Festes. Heiter und liebreich saß die Gesellschaft um den kerzenhellen runden Tisch. Lebhaft bewegte sich das Gespräch; es verstummte aber plötzlich, als die Uhr des nahen Dorf-Kirchenthurmes mit dumpfen Schlägen die feierliche Mitternachtstunde verkündigte.

Nachdem der Schall verklungen war, stimmten wir Schiller's „Lied an die Freude" an, um den kaum geborenen Wonnemond würdig zu begrüßen. Heindal und sein allerliebstes Töchterlein Rosa sangen abwechselnd die Strophen, und nach jeder Solopartie fiel der Chor mit festlichem Jubel ein.

Unter so vielen und so gesprächigen Menschen war und blieb ich der einzige Ernsthafte und Schweigsame, denn ich fühlte mich unangenehm ermüdet, theils durch das eifrige Betreiben verdrießlicher Berufsgeschäfte während des ganzen Tages, theils auch durch einen forcirten Ritt. Vergebens bemühte sich das liebenswürdige Röschen, des Amtmanns Töchterlein, mich zu erheitern; vergebens begleitete sie jeden Vers ihrer Solopartien, worin eine Deutung auf unser Verhältniß zu finden war, mit dem lieblichsten Lächeln, über welchem die Strahlen aus ihren leuchtenden Augen wie Lichtfunken über die Spiegelfläche eines vom Abend beglühten Baches hinschwebten.

Ein fortwährender Wechsel von Frost und Hitze hielt meine Sinne gefangen; meine melancholische Stimmung wi-

derstand dem sonst so mächtigen Zauber. Dennoch wollte ich mich so eben ermannen, und dem guten Mädchen ihr zärtliches Bemühen mit einem dankenden Blick und Händedruck vergelten, als plötzlich alle Rosenfarbe von ihren Wangen verschwand. Sie wurde immer blässer und blässer, ihr Gesang immer schwächer und schwächer; plötzlich sank sie vom Stuhle. Ich wollte aufspringen, die Gesunkene emporheben, aber ach! ich fühlte meine Glieder erstarrt, keiner Bewegung fähig. Auch die Sprache war mir versagt.

Alle Anwesenden rannten durch einander, helfend oder Hilfe suchend. Der Eine klagte die feindselige Nachtluft an, ein Anderer die schreckende Geisterstimme der dumpfhallenden Thurmuhr, ein Dritter die Überreizung der Nerven durch den Enthusiasmus des Gesanges; ein Vierter meinte, Röschen habe etwas Unheimliches im dunkeln Hintergrunde des Gartens zu sehen geglaubt, und sei von dem plötzlichen Entsetzen überwältiget worden. Ich selbst, in Leibes- und Geisteslähmung versunken, verwünschte meinen Zustand und das feindliche Schicksal verwickelte mich in ein Chaos bombastisch-lächerlicher Redensarten, und ich ärgerte mich, daß ich alle diese unerhört schönen Phrasen Niemanden mitzutheilen vermochte. Meine pathetischen, in mich verschlossenen Gedanken thaten aber so wenig Wirkung, als alle Hilfsmittel, die man zu Röschens Belebung anwendete. Ach! sie erwachte nicht wieder.

Die nächste Szene, die auf dieses schreckliche Ereigniß folgte, war von höchst einfacher und stiller Art. Die Erinnerung sagt mir nämlich, daß ich in der Einsamkeit meines

Zimmers, welches mir glühend heiß zu sein schien, auf dem Bette lag und manchmal mit halbem Leibe emporfuhr, aber sogleich wieder zurückfiel. Während ich so mit mir selbst Ballon zu spielen schien, mein Leib Funken sprühte, die Augen brannten und die Schlaflosigkeit gleich einem bösen Geiste mich quälte, fiel meine ganze Aufmerksamkeit plötzlich auf mein schneeweißes Kopfkissen. Ich dachte daran, wie viel holde Stunden ich sanft ruhend auf demselben verträumt, und wie viel qualvolle Stunden ich hier auch schlaflos durchjammert hatte; der weich schwellende Polster erschien mir bald wie ein lebendes Wesen, Freund und Feind zugleich, und ich brach in folgenden Monolog aus:

„Du Schauplatz der widersprechendsten Gemüthsstimmungen! Du Schwanenbusen gränzenloser Freuden! Du Höllenpfuhl unendlicher Leiden! Du Zauberkahn, auf dem ich das Reich der Nacht manchmal blitzschnell durchflog, in dem ich aber auch manchmal wie in einer Sandbank stack! Du Ruheplätzchen, auf dem mir oft, wie dem Glücklichen, keine Stunde schlug, auf dem ich aber nicht selten auch die unzähligen Minuten schlafloser Nächte zählte, die kein Ende nahmen! Du Friedenstempel des Leibes und der Seele! Du Marterkammer der Finsterniß und der Schwermuth, der Zwietracht mit mir selbst und der Verzweiflung! Du Lilienbeet des Wohlbehagens und der Feenwelt! Du Tummelplatz der Stürme aller Leidenschaften! Du Äolsharfe hoffnungsvoller Wünsche Du flammender Scheiterhaufen der wild aufgeregten Fantasie! In welcher angenehmen Ermüdung eilte ich oft, den rastlosen Geschäften des Tages entschlüpfend,

oder von einem längern Spaziergang sanft ermüdet, oder aus einer fröhlichen Gesellschaft zurückkehrend, zu dir, du holdes Kopfkissen, legte mein schlaftrunkenes Haupt auf dich, und wiegte mich, glücklich wie ein fröhliches Kind, in heitere Gedanken ein, bis endlich ein süßer Schlummer meine Sinne betäubte, mich mit luftigen Zauberbildern umgaukelte, meine wachen Träume zu verwirklichen, und die innigsten Wünsche meines Herzens zu erfüllen schien! Wie gerne legte ich mein schweres Haupt auf deine Flaumenbrüstung, wenn körperliches Leiden mich zum Asyl des Bettes flüchten hieß! Wie viele Sorgen vergaß ich im Weichbilde deines Friedens, du narkotischer Freund! Wie viele Thränen, dem Undank und der Lieblosigkeit der Menschen geweint, hast du theilnehmend eingesaugt und getrocknet! Ich möchte dich küssen, du liebes Kissen, wenn ich so überdenke, wie viel ich dir zu danken habe. Alles, was du für die mir geleisteten Dienste verlangtest, war, daß ich deine Flaumen täglich aufrütteln, und dir öfter ein neues weißes Überkleid geben ließ. O daß man doch auch abgenützte Menschenherzen und verkrüppelte Menschenseelen auf eine ähnliche Weise in moralischer Beziehung eben so leicht herstellen, reinigen und verbessern könnte! Wie viele Leiden und Freuden, wie viele Wünsche, Hoffnungen und Entwürfe, die ich keinem Menschen offenbaren konnte, habe ich dir vertraut, du treuer, verschwiegener Freund! Wie oft warst du der einzige und der beste Arzt für meine Seelen- und Herzenswunden! Du sollst mir auch immer ein Kleinod bleiben bis zur letzten Stunde meines Lebens, sollst, liebes Kopfkissen, meinem Haupte

so lange die Ruhestätte des heiligen Schlafes, bleiben, bis du, wenn einst sein stiller Bruder, der sanfte Tod, an mein Krankenlager tritt, mein Sterbekissen wirst, von welchem mein letzter Hauch in die Lüfte, meine Seele zu Gott flieht!" —

Indem ich kaum die letzten Worte gesprochen hatte, erscholl Trauergeläute, und Grabgesänge ertönten dazwischen. Da fing mein apostrophirtes Kopfkissen sich auszudehnen und zu vergrößern an; es gewann allmälich die Gestalt eines glänzenden weißen Schwanes, der sich mit gewölbten Flügeln emporhob, mich wie auf einem Flaumenkahn forttrug, und sich endlich vor dem halbzerbrochenen Gitterthore eines Kirchhofes niederließ. Ich stieg aus. Ein schwarzer Leichenzug wallte nach dem Ort der Ruhe. Der Sarg wurde in die ausgehöhlte Grube hinabgesenkt. Nachgeworfene Blumen überdeckten ihn wie ein bunter Teppich. Alle Lebendigen entfernten sich dann bleich und stumm von dem frisch aufgeworfenen Hügel. Die Todtengräber schleuderten ihre Spaten in einen dunkeln Winkel des Beinhauses, und verließen, träg und gleichgültig durch das hohe Gras hinschreitend, den leeren Kirchhof.

Zuletzt schwankte der Oberamtmann Heindal hinaus, und rief mit dumpfem Schluchzen: „O mein Kind, mein gutes, holdes Kind!" —

Die hier Begrabene war — sein Röschen. Ich sank, keiner Thräne, keines Seufzers mächtig, in stummer Verzweiflung auf das Grab. Plötzlich erhob sich aus dem Todtenhügel, in aller Fülle und Glut ihrer Herrlichkeit, — eine Centifolie; auf einem ihrer Blätter standen, wie mit sanft

leuchtenden Mondstrahlen hingeschrieben, die folgenden Worte: „Todt ist das holde Mädchen, ausgestorben mit ihr die Welt; Du selbst aber bist bestimmt, die Reise durch eine Welt ohne Menschen zu machen, und das Still-Leben des menschlichen Nachlasses zu beschreiben. Entferne Dich denn sogleich vom Grabe, und durchwandere Städte und Länder! Sauge alle Sonnenstrahlen des Daseins in Dich, um in der Nacht Deines Schmerzes, wie der Karfunkel und die Katzenaugen in der Finsterniß, desto heller zu glänzen!"

Ich hatte den Rosenbefehl kaum gelesen, da trat ein bunt und sonderbar gekleideter Mann, der mich freundlich begrüßte und sich für den Fantasus ausgab, in den Kirchhof, stellte sich an Röschens Grab, und sprach, nachdem die Blätter der Centifolie einen Trauerchor gesungen hatten, mit einer äußerst wohlklingenden Stimme:

„Geburtstagsrede an Röschens Grabe."

„Meine lieben Herren und Frauen! Ich verstehe unter dieser Titulatur keine eigentlichen Herren und Frauen, sondern Zuhörer, nämlich Vögel, Käfer, Blumen, Kräuter, Grashalme, Steine, Abendwolken, Abendthau u. s. w., denen ich sämmtlich nicht nur Lebenskräfte, sondern auch ein eigentliches Gefühl für Schmerz und Lust, in so ferne es wenigstens ihre eigene Person betrifft, zutraue; denn ich kann mich nicht überreden, daß z. B. eine Blume, wenn man sie pflückt, abreißt oder abschneidet, keinen Schmerz empfinde, oder wenn Thau und milde Sonnenstrahlen auf

sie fallen, oder sanfte Lüfte sie hin und her schaukeln, kein erfreuliches Wohlgefühl genießen soll. Insbesondere ist es Ihnen, liebwertheste Blumen und Kräuter, wohl bekannt, was es heiße, geboren werden und sterben, indem Sie selbst in jedem Herbst den Schmerz erfahren, zu sterben, und in jedem Frühlinge das Vergnügen empfinden, wieder neu geboren zu werden."

„Indem ich daher eine Geburtstagsrede an Röschens Grabe halte, bin ich überzeugt, auf die Sympathie geneigter Zuhörer um so mehr rechnen zu dürfen, als ich es für eine ausgemachte Sache halte, daß sogar ein Stein, welchen ein böser Mensch einem guten an den Kopf wirft, mehr Schmerz empfindet, als der Böse, welcher ihn nach dem Guten schleudert."

„Der Lustgesang der Vögel, das fröhliche Summen der Käfer, insbesondere das Leuchten der Johanniskäfer und der Abendwolken, so wie die bunte Kleidung der Blumen, — sie machen auf mich einen solchen Eindruck, daß ich in einer lustigen Gesellschaft zu sein und meine Rede vor Wesen zu halten glaube, die so lebensfroh sind, daß sie, gleich den Kindern, gar keine Idee vom Sterben und vom Tode haben."

„Meine Rede ist aber nichts Anderes, als — ein Ausbruch, doch kein Tokaier-Ausbruch, sondern ein Ausbruch des Entzückens, welches sich nicht länger im gläsernen Brustgehäuse zurückhalten läßt. Wen sollte auch nicht ein ungeheures Entzücken ergreifen, wenn er in einer auserlesenen Gesellschaft vor vollen Schüsseln, vollen Flaschen und vollen

Herzen dasitzt, die insgesammt der Kochkunst, dem Weingebirg und der Menschheit Ehre machen? Dabei läßt sich aber der Vorzug der Herzen vor den Schüsseln und Flaschen nicht verkennen, indem diese immer leerer, jene aber immer voller werden. Leere Herzen gleichen der Windmühle, deren Flügel, vom Winde getrieben, unaufhörlich plappern, ein volles Herz gleicht aber dem vollen Weinfasse, welches, wenn man daran klopft, keinen Lärm macht, und eben dadurch zu erkennen gibt, daß es voll ist."

„Meine Rede soll also, um weder zu wortreich, noch zu wortarm zu sein, die Mitte halten zwischen Windmühle und Weinfaß."

„Ich habe mir für diese Rede einen Stoff erwählt, welcher zugleich der angemessenste, der reichste und der interessanteste ist, — nämlich den Geburtstag selbst, indem man am Geburtstage am liebsten und häufigsten vom Geburtstage selbst spricht, indem ferner der Geburtstag das ganze Leben hervorbringt und in sich enthält, und es ohne diesen Tag für uns gar keine andern Tage geben würde. Wir können uns wohl einen Palast ohne einen Eingang, ein vortreffliches Werk ohne einen Anfang denken, aber — kein Leben ohne einen Geburtstag, welcher der Buchstabe **A** im Alphabet unsers Daseins ist. Und so hat denn nicht nur der Mensch einen Geburtstag, sondern auch das Jahr, ja sogar die Welt, und nur ein Einziger hat keinen Geburtstag, der Einzige, der von Ewigkeit her ist und in Ewigkeit sein wird."

„Meine Rede selbst feiert heute gleichsam ihren Geburtstag, und bittet den glorreichen Geburtstag, der hier zum künftigen großen Wieder-Auferstehungs-Frühling, wie eine Blumenzwiebel in die Erde hineingelegt wurde, sie als ein schwaches, unwürdiges Andenken hinzunehmen, als eine Ephemere oder Eintagsfliege, die sich schon glücklich fühlt, wenn sie nur den Einen Tag durchlebt."

„Der Geburtstag ist das schöne Lebensprivilegium, welches Gott dem Menschen ertheilt, und welches daher auch von allen Menschen respektirt wird. Könnte so ein Geburtstag reden, so würde er sich vor allen seinen Tagesbrüdern glücklich preisen. Ich kann mir ihn lebhaft vorstellen. Es ist frühe Dämmerung. Er erwacht, reibt sich die Augen, streckt, auf rosafarbnen rauhen Wolken liegend, behaglich die Glieder, erblickt den großen Himmels-Solitär, die Sonne, an der Stirne des blauen Firmaments, und spricht: „Sei willkommen, heimatliche Erde, du holdes Reich des Daseins! Ich steige jetzt zu dir hinab, um einem Menschen, welchen Viele lieben, auch viele Freude zu bringen. Wie voll Sehnsucht sie mich schon erwarten! Und wie vergnügt der Geburtstags-Mensch erwachen wird, wenn er kaum die Augen geöffnet hat, und mich schon, in festliche Morgenroth-Galla gekleidet, vor seinem Bette stehen und so freundlich lächeln sieht, daß ein himmlischer Glanz das ganze Zimmer erfüllt! Dann tritt die holde Gattin ein, mit ihr die Söhne und Töchter. Jedes von ihnen hält eine Gabe in der Hand, die, so klein sie auch ist, für den Empfänger einen unendlichen Werth hat, so daß das Kleinste nun das Größte wird. Die

guten Kinder freuen sich aber doppelt, weil ohne den gebornen Vater sie selbst ungeboren wären; und die holde Gattin erhöht ihre Freude durch das edelstolze Gefühl, daß Er für Sie geboren war und Sie für Ihn. Ihnen, die das schöne Vorrecht des ersten Wunsches haben, folgen die Andern, die sich die nicht angeborne Liebe erst erwerben mußten. Nun ertönt ein harmonischer Chor von Herzenswünschen, vom lieblichsten Echo begleitet, welches aus jeder Brust wiedertönt und nachhallt. — Ich bin ein recht glücklicher Tag, und das freut mich um so mehr, als nicht alle Tage gleich sind, und, wie die armen Menschen es leider nur zu gut wissen, nicht alle Tage Sonntag ist. Auch habe ich das Glück, nur Einmal im Jahre zu kommen, und eben diese Seltenheit erhöht meinen Vorzug, denn Alles, was wir immer und täglich haben oder haben können, verliert seinen Werth." Ich will dem Geburtstage seine Freude nicht verkümmern; nur erlaube er mir die einzige Bemerkung, daß Manches geboren wird, was lieber nicht hätte geboren werden sollen. Man bezeichnet solche Wesen mit dem Namen Ausgeburt, weil diesen Ausgeburten die bösesten Eigenschaften angeboren sind, die zu ihrem eigenen Verderben und zum Unheil vieler Tausende gereichen. Für physische Gifte hat man Gegengifte, für die moralischen aber leider keine, oder wenigstens nicht hinreichend kräftige."

„Eine althebräische Sage spricht von einem eigenen Reiche der Ungebornen. In demselben schlummern ungeborne Nächte und Tage. Gott blickt von seiner Höhe auf die Schlummernden; er ruft sie nach seinem Gefallen; sie hören

den Ruf, und treten freudig in den Chor ihrer Schwestern im Reihentanze des Jahres ein. In diesem Reiche schlummern aber auch die Seelen der Ungeborenen. Dieses Reich ist still und formlos wie die Nacht. Die Ungebornen werden in der Dunkelheit im Mittelpunkt der Erde gebildet; da harren sie des Lichtes, wie jetzt alle Geschöpfe der Morgenröthe harren. Und so sagen wir denn von dem, der geboren wird, daß er das Licht der Welt erblicke. Wohl mag Mancher in jenem Reiche der Dichtung lange warten müssen; dafür hat aber der Schöpfer alles Gebornen, des Lebendigen sowohl als auch des sogenannten Leblosen, die Verfügung getroffen, daß Alles, was einmal geboren ist, nie mehr verloren geht, weder in der Körperwelt, noch im Geisterreich. Jede edle Empfindung, jeder große Gedanke, jede schöne That, — sie leben ewig, klingen ewig fort in der großen Harmonie des Weltalls, und werden gleichsam neu geboren, so oft sie eine verwandte Seele treffen. Und so ist denn die Ewigkeit der Seligen eine unaufhörliche, sich selbst erzeugende Geburt und Wiedergeburt des unvergänglichen Besten und Schönsten!"

„Kehren wir nun wieder zu unserer Erde zurück, so finden wir auch hier das große Geburtsfest ihrer Schöpfung; ihr Schöpfer selbst taufte sie mit den heiligen Worten: „Es werde Licht!" Und die Neugeborne, welche das Licht und sich selbst gleichsam zum Angebinde erhielt, sang den Freudenchor: „Und es ward Licht!""

„Sei aber unser erster Geburtstag auch noch so schön und freudenreich, noch schöner und freudenreicher ist unser zwei-

tes Geburtsfest, nämlich unsere Wiedergeburt, wo der Sarg die Wiege der Unsterblichkeit wird, und das Grab der Blumentopf, aus dem wir in den Himmel hineinblühen, aus unserer Asche, dem Phönix gleich, neuverjüngt hervorgehen, und aus der nächtlichen Todesgruft in das ewige Lichtreich eintreten."

„Röschen! holde Rosenknospe! Hier verblüht bist Du, um jenseits ewig zu blühen. Der Augenblick Deines irdischen Welkens ist der Augenblick Deines unvergänglichen Daseins! Heil Dir an Deinem Geburtsfeste! Zu Deinem Angebinde gibt Dein himmlischer Vater Dir die ewige Seligkeit.""

Der Redner verschwand plötzlich, wie ein Sonnenstrahl hinter Wolken. Vor mir stand die Inschrift der Centifolie.

Ich erhob mich vom Grabe, um, dem Zaubergesetze der Wunderblume gehorchend, die mir anbefohlene Reise sogleich anzutreten. Ich überzeugte mich auch bald von der Wahrheit dessen, was die Orakelblume mir verkündigt hatte, indem mir auf der langen Strecke des Weges, welchen ich, vom Kirchhofe kommend, zurücklegte, nicht eine einzige menschliche Gestalt entgegentrat, nicht ein einziger Laut der Menschenstimme mir entgegenscholl. So kam ich denn vor das Dorf hinaus.

II.
Die Elementar=Geister.

Kornfelder und Weinberge, Wiesen und Bäche, Häuser und Wäldchen zeigten sich mir ringsumher, aber, so sehr ich auch meine Augen anstrengte, — ein menschliches Wesen war nirgends zu erspähen. Vogelgesang auf allen Bäumen und Sträuchen, Brüllen, Blöcken und Bellen, Brummen und Summen auf allen Seiten, — aber kein Wort, kein menschlicher Laut.

Thür und Thor stand mir überall offen; Briefe, Tagebücher, Memoires, Manuskripte und Urkunden aller Bibliotheken und Archive, alle Schreibtische und Toiletten standen mir zu Gebote. Ich fühlte eine mir innewohnende Kraft, hundert Zeilen mit Einem Blick und tausend Blätter in Einer Minute zu lesen. Wie konnte mein Geist in allen diesen Schätzen schwelgen, auf einem Meere von Gedanken und Bildern schwimmen, und sich in die Abgründe der geheimsten Geschichten des menschlichen Herzens versenken! Zugleich ging in mir auch ein Stern der Hoffnung auf, mit dem ganzen Thier=, Pflanzen= und Mineralreiche in eine unmittelbare Verbindung zu treten.

Ungeachtet aller dieser schönen Erwartungen befiel mich dennoch ein banges Grauen. Das schmerzliche Gefühl des Geschiedenseins von allen Wesen meiner Art faßte mich wie eine eiskalte Todtenhand. Beklommen, verwirrt und betäubt, sank ich endlich, dem Übermaß der auf mich eindringenden Gefühle erliegend, in tiefen Schlaf.

Als ich erwachte, lag ich am Abhange eines hellgrünen Berges, vor dem sich ein eben so hellgrünes, freundliches Thal im Rosenschimmer des Abends ausbreitete. Hoch auf dem Gipfel des Berges stand ein Salamander; er glich einer aus einem Vulkan emporsteigenden Feuersäule. Der purpurne Morgenhimmel schien gegen den funkensprühenden Geist kaum blaß rosenfarb zu sein. Je glühender die Sonnenstrahlen auf ihn herabbrannten, desto feuriger und freudiger flammte die Glut des Feuergeistes empor. Im kühlen Thal schwebte eine freundliche Sylphide, weiß und blau geflügelt, zwischen blühenden Jasminlauben und über farbenschimmernden Blumen. Wo immer die Spielende hinflog, wurde sie von den Lustgesängen der Vögel begrüßt, und ein Regenbogenglanz, der von ihr selbst ausging, wölbte sich über sie. Auf der spiegelhellen Fläche eines klaren Sees schwamm eine sanfte Ondine, die sich behaglich auf den Wellen wiegte, und sich dann von Zeit zu Zeit an einen Rohrstängel des schilfumkränzten Ufers lehnte. Aus einer dunkeln, kühlen Grotte sprang plötzlich ein Gnome hervor, eine seltsame kleine Kreatur, die sonderbarste Mischung von einem Affen, einem Lappen und einem Grönländer. Auf der kaum zwei Fuß hohen Figur saß ein schwarzlockiger, dicker Kopf. Im braunrothen Gesicht funkelten schief geschlitzte, brennend schwarze Äuglein. Aus den vollen Wangen mit vorragenden Backenknochen trat eine schelmische, derbe Stumpfnase mit aufgeworfenen Lippen hervor, worunter ein spitziges Kinn satirisch in die Welt hineinstach. Lustigkeit und Schelmerei schienen in der drolligen Figur zu Hause zu sein.

Das lustige Erdmännlein schlug einige Mal hinter einander mit größter Schnelligkeit ein Rad, sprang wie ein elastischer Ball wieder in die Höhe, stemmte die Arme in die Seite und jauchzte dabei so gellend, daß es mir in den Ohren weh that. Die Silphide und die Ondine belustigten sich an seinem tollen Possenspiele, besonders an der Nachäffung menschlicher Geberden, worin das Duodezmännchen sich besonders gefiel. In tiefem Hintergrunde der Grotte lag ein anderer Gnome von höchst düsterm Wesen, der sich von der Elementargeister-Gesellschaft feindselig absonderte. Ein kurzer, aber sehr dichter schwarzer Bart umgab das bleichgelbe Gesicht, auf welchem Haß und Bosheit sich mit der tiefsten Schwermuth vereinigten. Die wildrollenden Augen blitzten wie glühende Kohlen aus dem Dunkel der Höhle hervor. Er stöhnte kläglich und stieß von Zeit zu Zeit Verwünschungen aus.

Die freundliche Silphide flog zwischen den Geistern von so verschiedenartiger Natur vermittelnd hin und her; sie bot alle Liebenswürdigkeit und den Reiz der sanftesten Beredsamkeit auf, um die Versammlung zur Eintracht und Heiterkeit zu stimmen.

Endlich erreichte sie ihren Zweck zum Theile, und es entspann sich zwischen den Elementargeistern folgendes Gespräch:

Der düstere Gnome. Und so wären denn wirklich alle Menschlein vom Angesicht der Erde weggeblasen? Prosit! Nur das Warum möcht' ich wissen.

Der lustige Gnome. „Man weiß es nicht." So lautet das Motto vor der Geschichte des Menschengeschlechtes.

Der düstere. Und weiß man auch nicht, was mit den Kindern des Staubes geschehen ist und wohin sie gekommen sind?

Der lustige. Man weiß dies eben so wenig, als tausend andere Dinge. Sie waren, sind aber jetzt nicht mehr; damit Punktum! Auf jeden Fall gibt's nun auf der Erde freien Spielraum.

Der düstere. Und Ruhe.

Salamander. Und lange Weile zum Vergehen.

Sylphide. Und ein ungestörtes Gedeihen für das Pflanzenreich, und eine freudige Existenz für die Thiere, die nun von keinem Menschen gefangen, gejagt, geplagt, getödtet und verschlungen werden, mithin nun ein längeres Leben unverkümmert genießen, keines gewaltsamen Todes sterben werden.

Der düstere Gnome. Falsch! Sie werden, sag' ich, einander nun selbst jagen und plagen, tödten und schmausen; denn das Vorrecht des Stärkeren und Listigeren besteht unter ihnen eben so gut, wie es unter den Menschen bestanden hat. Die Glut der Leidenschaften ist nicht erloschen; sie brennt fort, wie die Lava im Innern des Vulkans, und der Geist der Grausamkeit und der Zerstörung wird walten, so lange ein lebendiges Wesen existirt. Die sanfte Taube zürnt so gut wie der grimmige Tiger, und der Sperling verfährt gegen die Mücke so grausam, wie der Geier gegen den

Sperling, und wie die Pflanzen, deren jede der nächsten von ihrem Nahrungsstoff so viel entzieht, als sie will und vermag.

Salamander. Schelte mir Keiner die Leidenschaften! Ohne sie wäre das Menschenleben halb Schlaf, halb Tod gewesen. Stillstand und Ruhe ist ein Sumpf, in dem das Beste ersticken muß; durch Kampf und Glut reift und gedeiht aber das Herrlichste aller Art.

Ondine. Kampf und Glut? Weg mit den Unholden! Mord und Zerstörung ist ihr Werk. Mir ist die Größe selbst verhaßt, wenn sie auf Kosten des behaglichen, anmuthigen Still-Lebens errungen werden muß. Ich lobe mir das sanfte Hingleiten des spielenden Baches, das liebliche Schaukeln und Wiegen des spiegelklaren Sees. O wie freute ich mich ehemals, Menschen zu sehen, denen die Erde durch Ruhe, Mäßigung, Eintracht und friedlichen Genuß zur freundlichsten Heimat wurde!

Sylphide. Auch ich bin der Erdenheimat hold; man muß sich aber doch von Zeit zu Zeit mit leichten Flügeln über sie erheben können. Ich liebe das Sanfte, nur darf es nicht mattes, flaches, alltägliches Einerlei werden. Ich ruhe gerne auf Blumen, aber noch lieber schwebe ich über sie hin, denn schön ist das Leben zwischen Himmel und Erde, und glücklich vor Allen sind jene Wesen, welche beiden Elementen zugleich angehören.

Der lustige Gnome. Von allen Dem, was Ihr da fantasiret, war an der verschwundenen Schauspielertruppe der irdischen Tragikomödie nichts zu finden. Die Einen ge-

fielen sich in der Raserei, die Andern versanken in den Sumpf der gemeinsten Genüsse, die Dritten verloren sich in Träumen. Wohin ich blickte, sah ich nichts, als Thorheit, Narrheit oder Stumpfsinn. Je ernsthafter und wichtiger diese Menschenkinder sich geberdeten, desto nichtiger und läppischer waren ihre Handlungen, desto erbärmlicher die Resultate des ganzen Treibens. Ich mußte oft herzlich lachen, ihr Geister der Elemente, über eure großen Vorsätze zur Sublimirung der armseligen Menschlein. Seht ihr nun ein, wie fruchtlos euer Bemühen war? Thon bleibt Thon; darum hatten wir Erdengeister über sie die meiste Macht. Ich sah, daß mit ihnen nichts zu thun war, und begnügte mich also, sie zu lassen, wie sie waren, mich aber an den drolligen Marionetten nach Belieben zu belustigen. Sie haben uns Erdengeister in ihren Sagen und Märchen als neckisch und tückisch, mitunter sogar als schadenfroh und Unheil stiftend geschildert, ohne dabei zu bedenken, daß der größere Theil der Menschlein selbst nicht anders beschaffen war. Schade, daß diese Kreaturen ausgestorben sind! Ich habe ihnen manchen Schabernack gespielt, und ich muß jetzt noch lachen, wenn ich daran denke; ich bin indeß, wie ihr wißt, weder boshaft, noch ein Possenreißer von Profession; ich kann sogar recht modest sein. Wenn aber Gecken und Narren sich gar zu breit machten, dann lachte ich auch Jedem ohne Rücksicht und ohne Schonung in's Gesicht, und überließ mich meinem Hange zur Sartyre.

Der düstere Gnome. Ganz recht! Die Satyre mußte aber mit einer scharfen Geißel versehen sein. Empö-

rend war mir das Treiben dieser Menschen; es wäre mir nicht möglich gewesen, mich an ihnen zu erlustigen. Ich zog mich aus Menschenhaß in die Tiefen der Erde zurück; aber selbst da hinunter drangen sie, vom Goldburste geleitet, mit ihren Versuchen und Verbrechen.

Der lustige Gnome. Wer sich über Thoren ärgert, ist selbst ein Thor. Für eine Schreckenszene sah ich wohl hundert Possenspiele.

Sylphide. Unsere Ansichten sind von einander so abweichend, daß wir uns wohl schwerlich je vereinigen werden. Fahren wir aber mit unserm Gezänke noch länger fort, so kann dies keine andere Folge haben, als daß wir uns umsonst erbittern.

Ondine. Was beginnen wir aber nun auf der menschenleeren Erde?

Sylphide. Seht doch! Liegt nicht am Abhange des Berges hier eine menschliche Gestalt?

Der düstere Gnome. Vermuthlich ein Todter.

Der lustige Gnome. Nein; er bewegt sich, er öffnet die Augen, er lebt.

Der Salamander, die Sylphide und die Ondine brachen in ein Freudengeschrei aus, in welches der düstere Gnome einen dumpf hallenden Wehruf einmischte. Ich wußte nicht, ob ich träumte oder wachte; die Elementar-Geister lächelten und lachten über meine Verlegenheit. Nachdem ich mich von meinem Staunen erholt hatte, begrüßte ich die Gesellschaft mit gebührender Höflichkeit, und wurde von ihr,

mit Ausnahme des düstern Gnomen, freundlich bewillkommt. Der lustige Gnome fragte mich, wie es denn komme, daß ich so ganz allein auf dem Angesicht der Mutter Erde wie eine überwinterte Fliege herumkrieche? Ich erzählte ihm den Vorfall beim unterbrochenen Maifeste und den von der Centifolie erhaltenen Auftrag, die Reise durch eine Welt ohne Menschen nicht nur zu unternehmen, sondern auch zu beschreiben.

„Prosit!" sagte das Erdmännlein mit einem possirlichen Rundsprunge: „Vergiß dabei nicht mich und meine Herrn Kollegen, die gesammten Erd-, Luft-, Wasser- und Feuergeister, mit der unparteiischen Würdigung eines honetten und wohl qualifizirten Geschichtschreibers auftreten zu lassen!"

Ich versprach es, und bat die Dämonen zugleich um ihre gütige Unterstützung und Mitwirkung. Sie besprachen sich mit einander, dann schwebte die Sylphide zu mir und sagte: „Unsere Hilfe soll Dir zu Theil werden, wenn Du sie verdienen wirst. Vor der Hand wollen wir uns darauf beschränken, Dir, wenn Du etwa in Gefahren gerathen solltest, beizustehen, damit Du Deine Reise und die Reisebeschreibung gehörig vollenden kannst. Nun geh' und versuche Dein Glück allein, ohne Dich vom Glücke verblenden oder vom Unglücke verzagt machen zu lassen; denn wisse, Du wirst sonderbare Dinge sehen und hören, wirst auch so seltsame Abenteuer bestehen, so unglaubliche Ereignisse aus allen drei Reichen der Natur erfahren, daß Du Dich oft wirst recht zusammen nehmen müssen, um mit Ehren daraus zu kommen. Auf Wiedersehen!"

Damit verschwand die Geistergesellschaft. Ein unsichtbares Wesen gab mir einen Wanderstab in die Hand; ich ergriff ihn, und setzte wohlgemuthet meine Füße in Bewegung.

III.

Der musikalische Muselmann. — Klagen einer Kremonesergeige.

Am Ende des Dorfes erblickte ich ein Landhaus im elegantesten Style gebaut; die freundliche Außenseite mit ihren glänzend weißen Wänden, hellgrünen Jalousien und dem rothen Ziegeldache zog mich an. Ich trat ein, stieg die sehr reinlichen Stufen einer mit schlankem Marmorgeländer versehenen Treppe hinan, und kam in einen lichten freundlichen Saal. Die mit Schweizergegenden bemalten Wände erregten meine Aufmerksamkeit; es waren Freskogemälde von einer Schönheit, wie ich sie noch auf keinem Gemäuer gesehen hatte.

Indem ich mich im Anschauen der Jungfrau und des Schreckhorns und mancher Sennenhütte vertiefte, schien es mir, als ob ich unter meinen Füßen ein leises Knarren vernehme. In demselben Augenblicke bemerkte ich am entgegengesetzten Ende des Saales einen prächtigen Divan und auf dem Divan — zu meinem nicht geringen Erstaunen, — einen reich gekleideten Türken, der mit übereinander geschlagenen Beinen in voller Bequemlichkeit halb saß, halb lag, aus einem langen Pfeifenrohre Tabak schmauchte, die eine

Hand streichelnd an den glänzenden schwarzen Bart hielt, und mich mit seinen großen, weit vorragenden, glotzenden Augen fixirte.

Der erste Eindruck, welchen diese überraschende Erscheinung auf mich machte, war eine Aufwallung des Zornes gegen die lügenhafte Rose, die mir verkündet hatte, daß ich der letzte Mensch sei und in dieser Eigenschaft zu reisen habe; ich suchte mich aber sogleich zu fassen, verbeugte mich mit zuvorkommender Höflichkeit gegen den stolzen Türken, welchen ich für den Eigenthümer des Hauses hielt, und bat ihn, mein unangemeldetes Eintreten nicht übel zu nehmen und gegen den ungeladenen Gast nicht ungehalten zu sein; zugleich versicherte ich, daß ich, wenn meine Gegenwart ihm lästig falle, bereit sei, mich augenblicklich wieder zu entfernen.

Ungeachtet meiner eleganten Redensarten und eines Schwalls von Komplimenten beliebte der hochmüthige Morgenländer keine Miene zu verändern, bis mich endlich die Geduld verließ, und ich mich zum Abschied anschickte. Der Unwille über den Unhöflichen machte, daß ich etwas stärker auftrat, wobei ich einen Stoß an meinen rechten Fuß fühlte; ich hatte aber kaum einige Schritte gethan, als der Türke vom Divan aufsprang und mir nacheilte. Ich wendete mich, und erwartete seine Ankunft. Nun stand ein Trotziger dem andern gegenüber, Brust gegen Brust, und die wildrollenden Augen auf einander geheftet. Ich beobachtete jedoch, ungeachtet meiner innern Gährung, die anständigste Mäßigung und fragte nur, etwas sarkastisch: „Mein Herr Türke! ver-

stehen Sie deutsch?" Der Barbar aber, statt aller Antwort, zog seine Damaszenerklinge aus der goldenen Scheide, um mich **sans façon** niederzusäbeln.

Das war denn doch zu arg! Ich ergriff seinen rechten Arm, und bemühte mich, ihm das krumme Mordschwert zu entreißen; er hielt es aber so fest, als wäre nicht nur dieses Todeswerkzeug, sondern auch der Arm und die Hand von Stahl. Er fing nun sogar an, den Säbel gewaltig zu schwingen, und hörte nicht auf, seine Hiebe zu beiden Seiten gegen mich zu führen, benahm sich aber dabei, zu meinem Glücke, in seiner blinden Wuth so ungeschickt, daß er mir nicht einmal die leichteste Wunde versetzte.

Ich gab mir, unbewaffnet, wie ich war, alle Mühe, ihn durch das Unterschlagen beider Beine zu Boden zu werfen; ich umschlang ihn mit beiden Armen; aber — o wie schnell verschwand mein gerechter Zorn gegen die mörderischen Angriffe, als mir aus dem Bauche des umarmten Unholds plötzlich die Ouvertüre von Mozart's **Clemenza di Tito** entgegen scholl, und mich überzeugte, daß mein Feind ein harmloses Automat und sein Schwert ohne Schneide sei. Ich untersuchte nun den Fußboden und entdeckte eine verborgene Springfeder, die, sobald ich darauf trat, den unschuldigen Bekenner von Mahomets Lehre gezwungen hatte, vom Divan aufzustehen und mich mit dem Schwerte anzufallen. Ich untersuchte auch seine Hüften, und fand an der rechten gleichfalls eine Feder, welche durch den Druck meiner Umarmung aus der, in seinen Bauch einquartierten musikalischen Seele so entzückende Melodien ertönen ließ, daß ich,

von einer unersättlichen Hörbegierde ergriffen, die Hüfte des Muselmannes so lange drückte und folterte, bis er mir eine Reihe von Meisterstücken der Tonkunst zum Besten gegeben hatte.

Endlich dachte ich doch daran, den zur höchsten Begeisterung aufgeregten Virtuosen wieder zu beruhigen; ich versetzte der Springfeder auf dem Fußboden mehrere Tritte, bis einer derselben die gewünschte Wirkung hervorbrachte, Mustapha eine retrograde Bewegung machte, sich majestätisch dem Sofa näherte, und seine vorige Stellung einnahm, indeß ich mich an seine Seite setzte.

Indem ich nun so nachdachte, weß Geistes Kind der Eigenthümer dieses Hauses gewesen sein möge, wie viel Schrecken und Vergnügen der harmonische Muhamedaner seinen Gästen schon verursacht haben könnte, und wie es doch Schade sei, daß er nun als ein unnützes Möbel ungebraucht nach und nach vermodern sollte, gerieth ich auf den Einfall, ob es denn nicht möglich wäre, das ausgestorbene Menschengeschlecht durch Automaten zu ersetzen.

Während ich, diesen Gedanken verfolgend, mit starken Schritten auf und nieder ging, hörte ich im Nebenzimmer etwas knallen wie ein Pistolenschuß; den Knall begleitete ein Nachklang von mehreren Saiten-Instrumenten.

Ich trat in das Nebengemach, und, siehe da! ein rührender Anblick stellte sich mir dar. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch, mit vier Notenpulten bestellt, auf welchen die Stimmen eines Quartetts von Beethoven lagen. Der Zustand, in welchem ich die vier Instrumente

erblickte, erregte mein volles Mitleid. Die bestäubte Viola ruhte auf dem Tische, die Sekund-Violin auf dem Notenpulte; das Violoncello lehnte sich an einen Stuhl, und die Kremoneserin des Primspielers lag wie ohnmächtig auf dem Boden.

Ich bemerkte bald, daß die so eben gesprungene G-Saite des Violoncells jenen Knall verursacht habe, welcher mich in das Nebenzimmer rief. Ich hob die staubumflorte Kremomoneserin mit der zärtlichsten Sorgfalt vom Boden auf, und legte sie zur Cousine Viola auf den Tisch. Entzückt über das unerwartete Zusammentreffen, gaben Beide, indem ihre schöngewölbten Hüften sich berührten, die wohlklingendsten Freudentöne von sich.

Dieses so seltene freundschaftliche Benehmen von zwei ausgezeichneten musikalischen Genies that mir im innersten Herzen wohl. Aber welches Erstaunen ergriff mich, als die Kremoneserin plötzlich ein schönes Adagio zu singen anfing, und mir mit hinreißenden Melodien dankte, deren Töne wie Zauberworte zu mir sprachen. Manchmal schien der Schmerz ihr die Stimme zu hemmen: sie schluchzte, und konnte die Töne nur gewaltsam Staccato und pizzicato herausstoßen, dann weinte sie in geschliffenen Noten, daß es einen Stein erweichen mochte. Endlich aber strömten ihre feurigsten Empfindungen auf einmal dahin, bald arpeggirend, bald in vollen harmonischen Akkorden. Dies vermochten die übrigen Instrumente nicht länger stillschweigend auszuhalten; sie stimmten sämmtlich ein, trugen ein volltönendes Adagio vor,

fielen dann in ein feuriges Allegro ein, und schloßen mit einem jubelnden Prästo.

Nun war die Reihe des Dankes an mich gekommen; er bestand aber nicht in Worten, sondern in nassen Augen und heißen Küssen, welche ich jeder der vier Virtuosinnen gab. Die Kremoneserin, die nun einmal im Zuge war, konnte sich in das Schweigen nicht hineinfinden; sie erbot sich, mir die ganze Geschichte des durch sonderbare Ereignisse unterbrochenen Quartetts zu erzählen. Ich nahm den Antrag der gesprächigen Virtuosin mit Freuden an, und sie begann in A-Moll, von welchem sie bald in andere Tonarten überging, um mich mit der ganzen Geschichte so bekannt zu machen, wie sie folgt:

Der Eigenthümer dieses Hauses war ein besonderer Liebhaber der Quartett-Musik. An seinem letzten Geburtstage beschloß die Frau Gemalin ihn mit drei neuen Quartetten von Beethoven zu überraschen. Es wurden daher nebst andern Gästen auch zwei vorzügliche Violinspieler und ein exzellenter Violoncellist geladen. Die Viola war das Lieblings-Instrument des Herrn vom Hause, welcher in ihrer Behandlung, einige Schwächen abgerechnet, eine besondere Stärke besaß. Auch hatte kein Tonsetzer zu besorgen, daß ihm der gute Mann durch brillante Zusätze das Werk überlade und entstelle; er hatte vielmehr die unschuldige Passion, hier und da etwas wegzulassen, wie z. B. schwierige Passagen, was ihm die Toleranz der Zuhörer auch nie übel nahm. Nachdem die Gäste schon beim splendiden Mittagsschmause der Küche wie dem Keller die aufrichtigsten

Lobsprüche faktisch ertheilt hatten, begab sich die begeisterte Gesellschaft in das Nebenzimmer, wo die Noten schon auf den Pulten lagen. Welche freudige Überraschung bemächtigte sich nun des Herrn vom Hause, als er Beethovens neue Schöpfung erblickte! Die nächste Umgebung sah ihn zwar augenblicklich erblassen, als die Neugierde ihn angetrieben hatte, die Violastimme zu durchblättern, und er ein etwas schwieriges Solo nebst einer Variation für sein Lieblingsinstrument erblickte; er faßte sich jedoch bald, lächelte, und rief dem Hauspudel ein paar scherzhafte Schimpfworte zu.

Das Allegro des ersten Quartetts erhielt ungetheilten Beifall, welcher sowohl dem Kompositeur als den Virtuosen galt. Dem Herrn vom Hause war dabei nur die einzige kleine Fatalität begegnet, daß man der Viola wegen gewisser Äußerungen einen etwas zweideutigen Karakter zuschrieb; dies aber war nicht seine Schuld; nein! es fiel ganz allein seiner Frau zur Last, welche ihrerseits gleichfalls wieder Entschuldigung verdiente, da sie die Viola in der besten Absicht erst am Morgen des festlichen Tages hatte neu besaiten lassen. Den veredelten Schafdärmen, noch ungewohnt des Kunstzwanges einer geregelten Stimmung, war die Spannung, in welcher sie sich befanden, gar zu unbequem; sie suchten sich daher ihre peinliche Lage zu erleichtern, und ließen immerzu von dem ihnen aufgedrungenen Höhengrad etwas nach. Dies verursachte einige kleine Dissonanzen, worüber der vorlaute Primist die Nase rümpfte, und der Sekundspieler des unterdrückten Lachens wegen im Gesichte purpur-

roth wurde, während der Violoncellist in der lobenswürdigsten Gemüthsruhe mit edlem Anstande verharrte.

In geringer Entfernung vom musikalischen Tische stand ein anderer, mit Gläsern und Flaschen bedeckt. Der sanguinisch-cholerische Primist und der phlegmatische Violoncellist nahmen nach jedem Stücke des Quartetts eine kleine Herzstärkung zu sich. Diese wiederholten kleinen Herzstärkungen wirkten aber auf die überreizten Nerven des exaltirten Violinisten endlich so gewaltig, daß sein Spiel immer ausdrucksvoller und hinreißender wurde, bis endlich die vereinigte Macht der Begeisterung und der Herzstärkung ihn so gewaltig angriff, daß er ohnmächtig vom Stuhle fiel.

Der sentimentale Sekundspieler saß schon lange auf glühenden Kohlen, weil er der hübschen Schulmeisterstochter, die er Vormittags kennen lernte und sogleich als die Einzige, für ihn geschaffen, erklärte, ein Rendez-vous nach der Vesper hinter der alten Schießstätte feierlich zugeschworen hatte. In der Voraussetzung, daß der Primist sich unmöglich vor einer Stunde erholen könne, benützte er die Gelegenheit, entwischte in der ersten Verwirrung, fand die Wartende, und vergaß in dem holden Schäferstündlein nicht nur die musikalische, sondern die ganze Welt überhaupt so vollkommen, daß aus dem halben Stündlein drei volle Stunden wurden. Als er endlich zurückkam, waren nebst dem Primisten die meisten Gäste schon weggefahren; nur der Violoncellist saß, sein Instrument zwischen den Beinen haltend, noch auf seinem Stuhle — aber schnarchend. Der Herr

vom Hause ging im Zimmer traurig auf und nieder, das unterbrochene Quartett beklagend. —

Ich dankte der Kremoneserin für die Mittheilung; und verließ das Haus.

IV.

Erstes Auftreten des Thierreiches. Der hochmüthige Affe und der geniale Pudel.

Als ich in den Hof herab kam, scholl mir eine ganze Symphonie von Thierstimmen entgegen. Das Sonderbarste dabei war, daß ich diese Stimmen so gut verstand, als wäre jedes Thier mit einer mir bekannten Sprache begabt, und jeder Ton ein Wort, welches Ideen und Empfindungen mit Bestimmtheit ausdrückte.

Ich ging zuerst in den Stall. Zwei kräftige Ackergäule, und zwei wohlbeleibte Kühe gaben mir durch Stimme und Mienen ihre Freude über mein Erscheinen, zugleich aber auch einiges Befremden über die Neuheit meiner ihnen fremden Gestalt zu erkennen. Ich machte die Pferde von den Stricken, die Kühe von den Ketten los, womit sie an die Krippen befestigt waren. Die Kühe schritten sogleich mit sanftem Gebrülle wohlbehaglich langsam zur Thüre hinaus, und wandelten einer mit üppigen Graswuchse lockenden Wiese zu, welche vermuthlich ihr gewöhnlicher Weideplatz war. Den Kühen folgten die zwei stattlichen Ackergäule; sie schauten im Hofraume umhersuchend, erblickten den wohlbekannten Pflug, stellten sich vor denselben, standen

einige Minuten still, setzten sich dann in Bewegung, und schritten vorwärts im Wahne, sie zögen den Pflug, der ihnen zur täglichen Feldarbeit nachfolge. Ich überließ sie ihrem angenehmen Irrthume.

Aus dem Hintergrunde des Hauses schimmerte mir ein schönes Gärtchen entgegen. Ich war kaum eingetreten, als ich einen großen Käfig erblickte, aus dem mir eine bunte Schar von Singvögeln ein freudiges Willkommen zurief. Ich öffnete dem geflügelten Orchester das Messingpförtchen ihres Drahtpalastes. Viele benützten sogleich die Gelegenheit und entschlüpften in's Freie, indeß einige mit philosophischer Gemüthsruhe dem gewohnten Aufenthalte treu blieben.

In dem Augenblicke rannte mir ein Pudel entgegen; es war ohne Zweifel der emeritirte Hauspudel. Er sprang winselnd und wedelnd an mir hinauf, und überhäufte mich mit Liebkosungen. Sein ehrliches Gesicht gewann ihm im ersten Augenblicke meine Zuneigung. Man konnte es dem treuen Thiere ansehen, welches Entzücken der langentbehrte Anblick eines menschlichen Wesens ihm verursachte, und wie glücklich es sich fühlte in dem Bewußtsein, nun wieder einem Herrn anzugehören. Er gab auch durch Mienen und Geberden den festen Entschluß zu erkennen, mich als seinen Gebieter zu verehren, und als treuer Diener bei mir auszuharren bis in den Tod. Gerührt von dieser liebenswürdigen Zudringlichkeit, gab ich seinem heißen Wunsche nach, und ernannte ihn zu meinem Diener und Gefährten. Der freudetrunkene Pudel nahm den Zipfel meines Kleides in seine dankbare Schnau-

ze und zog mich mit freundlicher Gewalt durch einen Baumgang nach einem grünen Rasenplatze, in dessen Mitte ein mit Blumenbeeten umgebener runder Säulentempel von weißem Marmor prangte. Auf einem hohen Piedestal stand die Statue der Göttin der Weisheit.

Welcher drollige Anblick stellte sich dar! Auf dem Schilde der Minerva saß — ein Affe! Rings um ihn her hatten sich zwei große Kater, ein kolossaler Hofhund, an dessen Halse noch ein Stück des abgerissenen Strickes hing, ein stolzer Pfau, ein gravitätischer Haushahn mit einigen Gattinnen, ein zahmes Reh, ein Kakadu, ein Bock und eine Ziege gelagert. Die ganze Versammlung hörte dem Affen, der eine Rede an sie hielt, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Ich trat, von meinem vierfüßigen Genius gezogen, leise hinzu, und vernahm, von den Zuhörern unbemerkt und von Erstaunen versteinert, noch folgende Worte des Sprechers im Unterhause:

„Was ich sage, ist über allen Zweifel erhaben. Wisset: Der gelehrte französische Alterthümler M o r i n hat eine gründliche Abhandlung geschrieben, worin er beweist, daß die p a t a i s c h e n G ö t t e r der Phönizier eigentlich A f f e n waren. Man weiß zwar von diesen pataischen Göttern nichts weiter, als daß man von ihnen etwas mehr als nichts weiß, und daß sie sehr klein, auch von sehr unlieblicher Gestalt waren. Immerhin! Auf jeden Fall geht hieraus doch so viel hervor, daß die Affen wenigstens von einem der vorzüglichsten Völker der Vorzeit als Götter verehrt wurden, und das genügt. Unsere Voreltern waren also dunkle Göt-

ter. Da nun aber im Olymp die Verjährung nach dem römischen Gesetze nicht eingeführt ist, so sind wir, als Nachkommen der pataischen Götter, gleichfalls Götter. Einen ferneren Beweis unserer hohen Stellung auf der Stufenleiter der Wesen finden wir auch darin, daß Affen den berühmten Gott **Vulkan** gesäugt, genährt und erzogen haben, und daß er ihnen eigentlich seine ganze Bildung verdankte.

Die Ägypter, hört! gingen in der Verehrung des Affengeschlechtes so weit, daß sie drei Affenstädte hatten, wo den Affen eigene Tafeln mit Früchten und andern Lieblingsspeisen gedeckt wurden. Ich weiß sogar aus guter Quelle, daß die Portugiesen auf der Insel Ceylon einen Affenzahn fanden, für dessen Einlösung die Einwohner siebenmal hundert tausend Dukaten bezahlen wollten. Ich frage nun: Wenn schon der Zahn, ein so winziges Theilchen von einem Affen, solchen Werth besitzt, welchen ungeheuern Werth muß erst ein ganzer Affe, welchen — alle Grenzen übersteigenden Werth das ganze Affengeschlecht haben! — Nach diesen Bemerkungen und Thatsachen brauche ich wohl kaum noch anzuführen, daß ein Affe in der ägyptischen Stadt Alexandria seinen eigenen Tempel und seinen eigenen Priester hatte, und daß wir Affen in einigen Gegenden Ostindiens noch jetzt in besondern Tempeln göttliche Verehrung genießen *).

*) Die historischen Daten zu den obigen Citaten liefern: **Herodot**, im 17. Buch seiner Geschichte; Natalis Comes im Vulkan; — Vossius in seinem Werke von der Idolatrie im 75. Kapitel des 3. Buches, und **Stolberg** im 13. Bande seiner Geschichte der Rel. J. Chr. —

Mit einer auf's Höchste gesteigerten Begeisterung fuhr der Affe mit kreischender Stimme und unter gräßlichen Grimassen fort:

Sein oder Nichtsein, — das ist nun die Frage!
Ich bin! das ist gewiß; doch — was ich bin —
Da steckt's! das ist noch immer ein Problem,
Und beinah' zweifl' ich an mir selbst.
Bin ich ein Gott? ein Mensch? ein Affe?
Es sei! Ich will nun aus Bescheidenheit
Kein Gott, ich will ein Mensch nur sein.
Dies zu beweisen wird mir leicht.
Die Menschen äffen Vieles nach!
Wenn sie nachäffen, sind sie Affen,
Und sind die Menschen Affen, nun —
So folgt d'raus, daß die Affen Menschen sind,
Wo nicht, doch wenigstens die Stellvertreter
Des ausgestorbenen Geschlechts.
Und doch, nehm' ich die Sache recht genau,
Will mancher Skrupel sich in mir erheben.
Bin ich ein Affe noch? bin ich
Zur Menschenwürde vorgerückt?
Ich schwanke wie auf einem Schiff,
Ich taumle wie ein Trunkener.
Seh' ich den Affen an und sein Talent,
So scheint es mir, er sei ein Mensch;
Seh' ich des Menschen tolles Treiben an,
All' die erbärmlichen Schauspieler, die
Als Helden auf der Breterbühne prunken,
Nach abgelegter Maske Schatten sind,
Als die Schriftsteller, die sich auf den Kopf,

Die Leser auf die Schaukel stellen,
All die Nachbeter fremder Meinungen,
Nachahmer fremder Thorheit, fremden Unsinns,
So manchen Kleinen als des Großen Affen,
So Manchen, gar wetteifernd mit dem Vieh —
Da scheint mir, daß der Mensch der Affe ist.
Bedenk' ich, wie der Mensch trotz der Vernunft,
Dem hellen Licht, — so oft im Dunkeln tappt,
Bedenk' ich, wie der Mensch, trotz dem Gefühl
Für Recht und Wahrheit, Vorurtheilen fröhnt,
Irrthümern huldigt aller Art,
Und Frevel, himmelschrei'ndes Unrecht oft
Verübt, — o dann behaupt' ich fest und kühn,
Daß, was er auch als Mensch erschaffen, er
Sich selbst entmenscht hat, folglich aufgehört,
Ein Mensch zu sein; dagegen aber
Bleibt das Geschlecht der Affen stets sich selbst
Und der Natur getreu, und thut nur das,
Was es thun soll, was es zu thun vermag.
Der Mensch ist immer wandelbar,
Der Affe bleibt sich immer gleich;
Der Mensch entartet, doch der Affe nie.
Wir Affen äffen nicht dem Menschen nach,
Nein! wir verspotten ihn, wir zeigen ihm,
Was er vermag, das können wir auch leisten.
Wir malen, wir rasiren, sind Schauspieler,
Versehen manches nützliche Geschäft
Im Hause, wiegen Kinder, tragen Holz,
Und unser Meisterstück in der Erziehung:
Die Affenlieb', ist aller Welt bekannt.
Nun aber kommt erst die Hauptsache noch,

Und liefert wohl den Hauptbeweis
Von meines Anspruchs Giltigkeit:
Wir Affen sind, die Menschen sind nicht mehr!
Der Lebende, wie Schiller sagt, hat Recht.
Vernehmt es denn, ihr unvernünft'gen Thiere:
Es ist gewiß; ich bin ein Mensch;
Und wer's bezweifelt, ist ein Vieh!

Indem der Redner so sprach, trat ich plötzlich vor, und rief mit zornglühendem Antlitz und mit einer gewaltigen Donnerstimme:

Verruchter Affe! frevelhaftes Thier!
Wenn du ein Mensch bist, wer bin ich?—

Der Affe, verblüfft durch die unerwartete Erscheinung eines Menschen, verzog sein grinsendes Gesicht zähnefletschend in ein bittersüßes Lächeln, und wendete mir verächtlich den Rücken zu. Indem ich die verwegene Kreatur beim Kopfe fassen wollte, sprang plötzlich der düstere Gnome aus einem Dorngesträuche hervor, umarmte den Unhold auf das zärtlichste, überhäufte ihn mit ungeheuren Lobsprüchen, die zugleich bittere Sarkasmen auf die Menschen waren, und versicherte ihn, er habe in Allem, was er sagte, vollkommen Recht; denn die Menschen seien von jeher Affen gewesen; der Affe sei die bitterste Satyre auf den Menschen, stehe also höher als der Mensch, sei folglich der eigentliche Mensch, vulgo Waldmensch genannt, ich selbst sei aber nichts als ein menschliches Automat und zu traurigem Andenken an die sogenannte Menschheit auf Erden zurückgeblieben. Ich dachte bei diesen Worten des menschenfeindlichen, boshaften Gnomen an

meinen musikalischen Türken, der mich mit dem Säbel mitten aus einander hauen wollte, plötzlich aber eine himmlische Musik aus seinem heidnischen Bauche ertönen ließ, und ich beschloß, das Beispiel des Ungläubigen nachzuahmen, dem frevelhaften Hochmuthe des Affen zu verzeihen, ihn mit Sanftmuth eines Bessern zu belehren, dann aber mit seiner und seiner Brüder Beihilfe meinen Lieblingsplan auszuführen, und als ein neuer Prometheus menschliche Automaten als Menschen-Surrogat zu bilden.

Ich sprach daher zu dem hochmüthigen Affen nur die wenigen Worte:

„Du bist in gewisser Hinsicht allerdings mit dem Geiste der Zeit fortgeschritten, in dem es, leider! liegt, daß Jeder über seine Sphäre hinausdringen, um eine Stufe höher stehen und mehr scheinen will, als er wirklich ist. Dadurch haben Viele sich selbst zu Grunde gerichtet und vernichtet. Es wird dir, mein lieber Affe, nicht besser ergehen als ihnen. Jetzt bist du doch Etwas, und zwar eben das, was du sein sollst, und wozu du geschaffen warst; dann aber wirst du weder Affe sein noch Mensch, sondern ein erbärmlicher Zwitter.“ —

Dem Affen schien die Wahrheit dieser Vorstellung einzuleuchten; der düstere Gnome, der an allem verrückten Unwesen eine Freude hatte, zog ihn aber mit Trugschlüssen in den Irrthum immer tiefer hinein, und führte ihn fort, um eine Versammlung des Affengeschlechtes zu veranstalten, und mir für den Fall, daß ich meine Menschheit behaupten

und sie den Affen nicht überlassen wollte, Fehde anzukündigen.

Dagegen versprachen mir die übrigen Repräsentanten des Thierreiches, mein angebornes Recht zu vertheidigen, und in kurzer Zeit ein zahlreiches Heer zu meiner Disposition zu stellen. Pferde und Elefanten sollten die Stelle der schweren Kavallerie vertreten, Dachse und Maulwürfe das Sappeur- und Mineurkorps; als fliegende Granaten und Bomben sollten Falken, Geier und Habichte sich brauchen lassen, die Schlangen als Feldschlangen. Fische aller Art würden den Marinendienst versehen, Schiffe und Seesoldaten zugleich vorstellen. Zugvögel könnten das Geschäft des Quartiermeisterstabes und das Rekognosziren übernehmen. Alles übrige vierfüßige Thiervolk würde den Infanterie-Dienst, Strauß und Kamehl das Fuhrwesen besorgen.

Auf solche Weise wäre denn ich, der noch vor Kurzem so viel Schönes von dem friedlichen Zustande der Erde nach dem Aussterben des kampflustigen und streitsüchtigen Menschengeschlechtes geträumt hatte, ohne — ja sogar gegen meinen Willen, plötzlich in einen blutigen Krieg verwickelt worden. Ich schauderte bei dem Gedanken, dankte meinen ungebetenen Anhängern auf das verbindlichste für ihre Bereitwilligkeit, bat aber, die Sache vor der Hand auf sich beruhen zu lassen. Sollten die Affen wirklich einen Angriff wagen, so wäre es ja noch immer an der Zeit, sich zur Wehre zu setzen.

Mit dieser Erklärung verließ ich das Haus. Der Pudel folgte mir.

Wir mochten kaum einige Schritte gegangen sein, als von allen Seiten Hunde herbeikamen, mich freundlich bewillkommten und sich uns anschloßen, so daß wir bald eine ansehnliche Karawane bildeten, und ich mich vor der mir nacheilenden, mich umspringenden, umbellenden, umtanzenden Menge kaum zu retten wußte. Als meine Verlegenheit eben den höchsten Grad erreicht hatte, erwachte zu meinem Glück unter dem Gefolge eine ungeheure Eifersucht um den Vorzug meiner Gunst, denn der Hund ist, wie Jean Paul bemerkt, mehr Menschenfreund als Hundsfreund. Die Eifersüchtigen fingen an zu knurren, dann zu beißen und zu raufen, endlich gar eine förmliche Schlacht zu liefern. Ich benützte den Augenblick des grimmigsten Kampfes und entwischte. Der treue Pudel folgte mir.

Ich hatte mich aber kaum ein paar hundert Schritte vom Schlachtfelde entfernt, als einige der Streitenden meine Flucht bemerkten, das Schlachtfeld sogleich verließen und mich einholten, als ich mich eben auf einem Hügel gelagert hatte, um das Ende und den Erfolg der Bataille abzuwarten. Ich hob Steine auf, um die Ankömmlinge zu verjagen; der Pudel stellte sich aber vor mich hin, und sagte mit ehrfurchtsvollen Geberden und Mienen: „Mein Herr und Gebieter! mäßige Deinen gerechten Zorn! Diese meine Kameraden, die jetzt uns zurennen, sind sehr ausgezeichnete Hunde. Dulde sie immerhin in Deinem Gefolge! Sie werden Dir manchen Vortheil bringen, manche geistreiche Unterhaltung verschaffen.“ —

„Geistreich?“ erwiederte ich mit ironischem Lächeln.

„Erlaube (sagte der Pudel), daß ich Dich mit meinen Herren Kollegen näher bekannt mache! Jene beiden stattlichen Vierfüßler sind die unsterblichen Hunde des unsterblichen Cervantes, nämlich Scipio und Berganza. Mein Herr Vetter dort ist der berühmte Pudel Ponto des berühmten Humoristikers Hoffmann. Er unterhält sich eben mit Thümel's hypochondrischem Mops, der ihm manches Interessante von seiner Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich erzählt und sein schwarzes Gesicht dabei in tausend Falten legt. Welcher Kontrast gegen jenen großen Haushund, aus dessen ruhigen Gesichtszügen Ehrlichkeit und Treue hervorleuchten! Ich brauche Dir wohl nicht erst zu sagen, daß dieser edle Hund derjenige ist, der, wie Dir aus Homer's Odyssee bekannt sein wird, der Erste und Einzige war, welcher den — nach so vielen Irrfahrten in seine Heimat zurückkehrenden Herrn Ulysses wieder erkannte und ihm begrüßend entgegen eilte. Jener kolossale Hund dort war der Gefährte des Aubri Mont-Didier. Treue und Heroismus haben ihn zum Ideal aller Pudel gemacht. Er wurde nach dem Tode seines Herrn auf mehrere deutsche Bühnen zu Kunstleistungen engagirt, wo er seine frühere Heldenthat mimisch-plastisch mit ungeheurem Beifall darstellte. Er ist eben in einem Gespräche über dramatische Kunst mit jenem stolzen Bullenbeißer begriffen, welcher schon unter dem Nero in Rom die Bühne betrat, und sich insbesondere durch jene Rolle unsterblich machte, da er den Tod eines Vergifteten mit der ungeheuersten Gräßlichkeit darstellte. Welche Schläge, welches Fasten mögen da vorhergegangen sein, eh' er eine solche Kunsthöhe er-

reichte! Jener abbrevirte Hund dort ist das närrische Windspiel des berühmten Herrn von Münchhausen, das sich die Füße durch vieles Laufen so abkürzte, daß es endlich aus einem Windspiele ein Dachshund wurde. Gellert's Phylax und Tiek's Stallmeister lassen sich von ihm eben die Geschichte seiner wunderbaren Verwandlung erzählen. Der kleine schwarze Pudel, welcher ganz allein steht und ein dumpfes Geheul ertönen läßt, ist der sogenannte Hund des Armen, welcher das einzige Wesen war, das hinter dem Sarge seines von aller Welt verlassenen Herrn mit gesenktem Haupte einherschritt, der Beerdigung beiwohnte und auf dem einsamen Grabhügel verweilte. Die Kupferstiche haben ihn gebührend verewigt, so wie jene ungeheure Dogge, die einst im Hospitium auf dem großen St. Bernhard diente, und vielen Wanderern, welche in der Gefahr des Erfrierens waren, das Leben rettete. Einmal lud sie sogar ein im Schnee gefundenes Kind sich auf den Rücken, und trug die schlummernde Unschuld, die von der drohenden Todesgefahr nicht die leiseste Ahnung hatte, in das Hospitium, wo die, vor Entzücken beinahe wahnsinnige Mutter den geretteten Liebling mit zärtlichem Ungestüm an das Herz drückte." Ich unterhielt mich nun mit den vom Hauspudel mir vorgestellten berühmten Coriphäen des Hundsgeschlechtes, die mir über ihre ehemaligen Herren: Ulysses, Cervantes, Thümel, Hoffmann u. s. w. sehr interessante Aufschlüsse gaben, wofür ich sie am Schlusse mit dem Kompliment erfreute, daß das Hundsgestirn durch sie sehr glänzende Trabanten erhalten werde. Ein allgemeines Beifallsgebell belohnte mich für diese Floskel. Ich nahm es ihnen nicht übel, da ich aus der Erfahrung wußte, daß

selbst unter den Menschen schönklingende leere Redensarten oft mehr wirken als die inhaltsschwersten Worte.“ —

Die Mittagssonne brannte auf meinen Scheitel herab. Ich retirirte mich vor ihren feurigen Pfeilen in einen nahestehenden dichten Wald, wohin sämmtliche Honoratioren des Hundegeschlechtes mich ehrerbietig begleiteten. Ein Rudel Hirsche und Rehe nebst andern Bewohnern des Laubpalastes geriethen beim Anblick der fremden Gäste in einen panischen Schrecken, und ergriffen in blinder Eile die Flucht. Als sie aber merkten, daß Niemand sie verfolge, hielten sie stille, und ließen mich ruhig an den Graben kommen, jenseits dessen sie Halt gemacht hatten. Ich stellte ihnen mein Gefolge als Wesen vor, die das blutige Jagdspiel verabscheuten und nach einem höhern Ziele strebten, dann überraschte ich sie mit der trostreichen Nachricht, daß das Menschengeschlecht ausgestorben, und ich der letzte Mensch, doch kein Jagdliebhaber sei, weder den Thieren noch dem Glücke jemals nachgejagt, auch die Menschen nie gegen einander gehetzt habe, indem diese armen Kinder der Erde ohnedies von ihren Leidenschaften, den grimmigsten Jagdhunden, oft zu Tode gehetzt werden.

Diese Rede wurde mit vielstimmigem Beifalle aufgenommen; dann trat ein großer, mit stattlichem Geweihe prangender Hirsch vor, mit der Bitte, daß es mir gefallen möge, mich auf seinen Rücken zu setzen. Gekrümmte Rücken verfehlen selten ihren Zweck.

Ich stieg auf; er trug mich wie im Triumphe herum, und ich empfing die Huldigung aller Hirsche und Rehe. Ich war eben im Begriffe, ihnen ein Civilisirungs- und Orga-

nisirungs-Projekt vorzulegen, als plötzlich der boshafte Gnome mit einer Schar kleiner und großer Affen dahersprengte, um, wie er mir zurief, mich und meine Anhänger zum Gegenstande einer Parforce-Jagd zu machen. Hirsche und Rehe ergriffen die Flucht; der Hirsch aber, auf dem ich als Triumphator saß, flog allen übrigen vor.

Er setzte mit mir über Gräben und Bäche; dennoch saß ich auf seinem Rücken aufrecht, da ich mich an beiden Geweihen fest hielt. Endlich aber sprengte der Flüchtling unter einem Eichbaume hindurch, und ein tief herabgebogener Ast gab mir einen so gewaltigen Schlag, daß ich herabpurzelte und bewußtlos am Boden lag.

Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich am Fuße eines mit Gras und Blumen bewachsenen Hügels. Der Purpurschein der schönsten Morgenröthe beleuchtete die Gegend rings umher. Über mir schwebte ein lieblicher Sylphe, der mir mit seinen weißen und himmelblauen Flügeln kühlende Luft zufächelte. Neben mir kniete die freundliche Ondine; sie hielt eine kleine Alabasterurne, aus welcher sie mich mit frischem Wasser besprengte und mir die Schläfe wusch. Der Salamander stand über mir und fing die blendenden Strahlen der emporglühenden Sonne auf, damit sie mir nicht gerade in die Augen fielen. Der fröhliche Gnome wackelte geschäftig daher und brachte mir ein, von belaubten Zweigen geflochtenes und mit frischgepflückten Früchten gefülltes Körbchen zum labenden Frühstück. Der boshafte Erdgeist war nicht da; die Andern hatten ihn weggejagt, als er eben mit einer Affenhorde gekommen war, um mich, ohne die heiligen

Rechte des Schlafes und des Unglücks zu ehren, binden und fortschleppen zu lassen, der Himmel weiß, wohin! Als ich mich vollkommen erholt und gestärkt hatte, überraschten mich die guten Elementargeister auf das freudigste, indem sie mir erzählten, was sie mir während meines Schlummers bereiteten. Sie hatten nämlich allen leblosen Wesen, sowohl den Naturkörpern als den von den Händen der Kunst bearbeiteten Gegenständen durch ihre Zauberkraft das Vermögen verliehen, sich mir durch Sprache mitzutheilen, so daß ich durch sie nicht nur die Geschichten dieser unbelebten Objekte, sondern sogar die Begebenheiten ihrer Besitzer, mithin manche sehr interessante Geheimnisse der ausgestorbenen Menschheit erfahren würde. Ich dankte ihnen auf das herzlichste und versicherte, daß ich mich nun als den König der Schöpfung betrachte, da mir eine Macht zu Theil geworden, deren sich bis jetzt noch kein Mensch erfreute, die Macht, selbst mit leblosen Dingen besser zu konversiren, als ich es ehemals mit den lebendigen Wesen zu thun vermochte. Die wackern Elementargeister begabten mich sogleich mit den zu meiner Amtirung nöthigen Talismanen; die Ondine gab mir ein Fläschchen mit Wasser aus der Hypokrene, der Sylphe ein Gefäß mit Sauerstoffgas, der Salamander einen in ein magisches Brennglas gebannten Sonnenstrahl, der fröhliche Gnome eine Wünschelruthe, welche aus drei Lotosblumen vom See-Möris und sieben Mohnblättern aus der Grotte des Trophonius bestand.

Die Geister verschwanden. Ich erblickte in der Nähe einen Hain von Myrten und Cypressen, dem ich mich nä-

herte. Indem ich diese Bäume und die üppige Vegetation der Umgegend betrachtete, kam es mir vor, ich sei in Italien. Ich war kaum in das Innere des Haines getreten, als mir aus dem schauerlichen Dunkel die Trümmer eines römischen Grabmals von weißem Marmor entgegenglänzten; daneben stand eine baufällige Hütte. Ich beschloß, meinen ersten Versuch zu machen, das Leblose zum Sprechen zu bringen, indem ich die Marmorruinen mit Hypokrenenwasser besprengte, und den eingeschlossenen Sonnenstrahl darüber hingleiten ließ mit den Worten: „Sprecht, Ruinen! wer seid ihr? Erzählt mir eure Geschichte!"

Sogleich trieb sich vor mir ein wunderbares Chaos von Gestalten, Farben und Tönen herum, das sich allmälig zu ordnen anfing. Ich sah und hörte nun so viel, daß ich in einen Taumel gerieth wie Einer, der zum ersten Male auf einem Schiffe geschaukelt wird. Endlich war mir's, als zöge eine Reihe optischer Erscheinungen an meinen Augen vorüber, und eine Stimme, die bald aus den Wolken, bald aus der Erde zu kommen schien, gab mir dazu einzelne Erklärungen und Aufschlüsse. Was ich nun theils sah, theils hörte, erzählte ich am nächsten Abend den Elementargeistern mit meinen eigenen Worten auf folgende Weise, wobei ich, nach meiner schriftstellerischen Gewohnheit, dem ganzen Ereigniß den Titel gab:

„Schicksale eines römischen Grabmals."

„Der Held dieser Geschichte ist kein Mensch, sondern des Menschen letzte Behausung, nämlich ein Grabmal, und zwar ein römisches."

Die Einheit des Orts ist in dieser Erzählung auf das genaueste beobachtet; die Einheit der Handlung und der Zeit aber wird mit Füßen getreten, denn es läuft in derselben eine ganze Reihe von unzusammenhängenden Szenen durch eine ganze Reihe von Jahrhunderten fort, und aus dem Ganzen geht nur so viel hervor, daß die Gräber ihre Schicksale eben so gut haben wie die Menschen.

Auf dem hochgescheiterten Rogus stand, mit Purpurdecken bis an's Gesicht belegt, das Paradebett, auf welchem der Leichnam des Septimius ruhte, umgeben von einer Fülle der köstlichsten Spezereien des Orients. Publius, der entartete Sohn des Todten, schwang die Fackel; Verwandte und Sklaven folgten seinem Beispiel. Von so vielen Fackeln entzündet, flammte der Holzstoß plötzlich empor. Glutroth brannte der Himmel, vom Leichenfeuer angestrahlt. Nach drei Stunden erstarb das Feuermeer auf der Erde und am Himmel. Die Asche des Todten wurde gesammelt, in die Urne gelegt, die Urne selbst von einem feierlichen Zuge begleitet, in ein großes Grabmal an der appischen Straße außerhalb Rom beigesetzt.

Mitternacht breitete ihre schwarzen Schwingen über Berg und Thal. Im tiefen Schweigen des Todes zog ein toller Schwarm, der herzlose Sohn als reicher Erbe an dessen Spitze, mit Fackeln, Wahnsinnigen und bösen Geistern ähnlich, zum Monumente hin. Die Unholde kamen von der nächsten Villa, wo sie das Leichenmal hielten. Trunken von Wein und Übermuth tanzten und heulten sie um die Wohnung des Todes, deren dunkle Marmorwände, vom Fackel-

licht angeflammt, feuerroth wie die Wogen des Phlegeton erglühten. Die Rasenden schleuderten zum Schlusse der Leichenfeier die Fackeln über das äußere Gemäuer in den innern Raum hinein, und entfernten sich unter gellendem Gelächter, wobei sie freche fesceninische Lieder sangen.

Sie sind verschwunden. Das entweihte Heiligthum des Todten steht trauernd im friedlichen Nachtdunkel. Ein schwacher Schimmer nähert sich; es ist Julia, die Tochter des edlen Septimius. Sie trägt in der zitternden Hand eine Fackel; zwei Sklavinnen und ein alter Sklave folgen der Trauernden. Sie bringt den Manen des Vaters die Weihegaben; sie benetzt den Boden mit Wein und Milch; sie bekränzt den Aschentopf mit Cypressenzweigen, auf welchen die Thränen kindlicher Liebe wie Morgenthau schimmern, da die fromme Tochter, als Aurorens Rosenwangen den Himmel erhellen, seufzend das Grabmal verläßt, um den Rückweg anzutreten. Eine Reihe von Jahren hindurch stand nun die Todtenwohnung in friedlicher Stille. Endlich wählte eine Schar von Räubern sie zu ihrem Aufenthalt. Das ruhige Asyl ward nun auf die frechste Art entweiht; die Beute der Beraubten ward in den Hallen und Gemächern des Grabmales aufgethürmt. So schwelgten die Frevler, bis in einer Nacht, wie auf den Wink erzürnter Todesgötter, in Mitte der tollsten Ausschweifungen, denen sich die Schwelger überließen, ein Theil der innern Marmorwand niederstürzte, Einige tödtete, Andere schwer verletzte. Von Grauen und Entsetzen ergriffen, entflohen die Ungeheuer, indem sie sich von der rächenden Strafe verfolgt glaubten. Nun blieb das Grab-

mal lange Zeit ein Gegenstand scheuer Ehrfurcht. Nicht einmal der Fuß eines verirrten Wanderers betrat die Vorhalle; denn der Anblick der herabgefallenen Mauerstücke erfüllte Jeden mit Grauen."

„Endlich wurde Italien von nordischen Barbaren überschwemmt. Eine Schar von den wilden Horden des grausamen Hunnenfürsten Attila stieß in der Nähe des Monuments auf den Rest einer zerstreuten römischen Legion, die sich beim Anblick der an Menge ihr weit überlegenen Feinde in den Palast des Todes wie in eine Veste warf, um den silbernen Adler, das Heiligthum der Legion, in Sicherheit zu bringen. Die Barbaren stürmten. Ein blutiger Kampf begann. Leichen bedeckten den innern Raum, als wären dem Todten hier feierliche Todesopfer geschlachtet worden. Die Barbaren mußten endlich den römischen Kriegern weichen, welche für Ehre und Vaterland kämpften. Die wilden Horden flohen. Die Römer, deren größter Theil gefallen war, begruben den silbernen Legionsadler unter der Urne des Todten, und verließen mit wehmüthiger Freude den Schauplatz ihres Ruhmes und ihrer todten Kriegsgefährten."

„Bald nachher wurde das Grabmal eine Freistätte der verfolgten Liebe. J u l i a, die unglückliche Tochter des Römers, dessen Asche hier ruhte, liebte einen edlen Jüngling, welcher jedoch ihrem entarteten Bruder P u b l i u s verhaßt war, da dieser die schöne Schwester einem seiner frechen Genossen, einem reichen Wüstling, zur Gattin bestimmte. Vergebens hatten J u l i a und der geliebte V a l e r i u s Alles versucht, des frevelhaften Bruders Einwilligung zu gewin-

nen. Er ließ die Schwester auf eine Villa in der Nähe des Grabmals bringen, wo sie, bis zum Tage der Vermählung mit dem ihr aufgedrungenen Bräutigam, wie in einem Gefängnisse verwahrt wurde, gleich einem Lamme, das zum Schlachtopfer bei einem nahen Feste bestimmt ist. Den armen Valerius ließ er Nachts von Sklaven überfallen, ihn mit Stricken binden, und den Gebundenen in das innerste Gemach des Grabmals bringen, worin die Urne mit der Asche des Vaters stand. Hier sollte der hilflose Jüngling verschmachten. Schon lag Valerius den dritten Tag, gefoltert von den wüthendsten Qualen des nagenden Hungers und des glühendsten Durstes, in dem engen, schwülen Grabgemache am Fußgestelle des Aschentopfes, ohne Nahrung, ohne einen frischen Hauch des Lebens, ohne Tag und Nacht unterscheiden zu können. Konnte Etwas seine Leiden noch vermehren, so war's der entsetzliche Gedanke an Julia's Schmerz, der ihm noch größer erschien, als sein eigener.

Indeß war der Vorabend eines fürchterlichen Tages gekommen, an dem die unglückliche Julia mit dem verhaßten Bräutigam vermählt werden sollte. Noch immer hatte sie gehofft, Valerius werde ihren Aufenthalt erfahren, und zu ihrer Befreiung herbeieilen. Sie hoffte von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde; ach! der Ersehnte kam nicht, und eine an Wahnsinn gränzende Verzweiflung ergriff die Leidende. Myrta, die zu ihrer Wartung beigegebene Sklavin, die sonst nur dem Eigennutz und dem Leichtsinn fröhnte, ward endlich vom Anblick solcher Qualen ge-

rührt. Das Gefühl der Menschlichkeit erwachte. Der Aufseher der zu Julien's Bewachung bestimmten Sklaven war Myrta's Liebhaber. Ihren dringenden Bitten gelang es, den rohen Menschen zu bewegen, daß er Julien aus der Villa entweichen ließ, die nun entschlossen war, ihren Valerius aufzusuchen, und keine Gefahr zu scheuen, um entweder ihn zu finden oder den Tod.

Schon war sie, von Myrta begleitet, in die Nacht hinausgetreten. Von der Furcht beflügelt, eilte sie nach dem nahen Grabmal des Vaters, welches der Verfolgten bis Tagesanbruch eine Freistätte gewähren sollte.

Als die Wanderinnen in die Nähe des Grabmales gekommen waren, entzündete Myrta die mitgebrachte Fackel an der Glut, welche sie in einer Vase trug. So traten sie scheu und bebend in die Wohnung des Todes. Julia sank auf ihre Knie, umschlang den väterlichen Aschentopf, und betete mit Inbrunst um Hilfe und Rettung. Lautloses Schweigen herrschte rings umher. Plötzlich stöhnte ein leises, dumpfes Ächzen, welches aus der Erde emporzudringen schien. Myrta stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und wollte fliehen; Julia aber, obschon erblassend und von Schauern durchdrungen, blieb still und unbeweglich. Endlich sprach sie mit fester Stimme, wie von Begeisterung ergriffen: „Geist meines Vaters! Du hast mich vernommen; Du wirst mich schützen, Du wirst mich retten!" Sie hatte kaum diese Worte gesprochen, als eine Stimme, in welcher Wehklage und Entzücken sich vereinigten, den Namen Julia rief. Julia sprang auf, entriß der zitternden Sklavin die

Fackel, und schritt mit vorgehaltener Leuchte um die Urne herum. Ihr Fuß stieß an etwas; sie starrte hinab, prallte zurück. „Eine Leiche!" schrie Myrta. In diesem Augenblicke fiel das volle Licht der Fakel auf den Liegenden, und Julia erkannte den Geliebten. Mit vieler Mühe gelang es ihr und der Sklavin, die Bande des beinahe Verschmachteten zu lösen. Entkräftung und Entzücken bedrohten ihn mit dem schnellsten Tode. Ohnmacht raubte ihm die Sprache und das Bewußtsein, und Julia erlag der Verzweiflung, den Geliebten im Augenblicke des ersehnten Wiederfindens zu verlieren. Regungslos, einem Todten gleich, lag Valerius auf der Erde. Julia lehnte ohne Besinnung an der Urne; erst nach längerer Zeit erwachte sie aus ihrer Betäubung, während an Valerius noch kein Zeichen des Lebens zu bemerken war. Mit äußerster Anstrengung gelang es endlich den schwachen weiblichen Kräften, den Bewußtlosen aus dem schwülen Grabmale in die Vorhalle zu ziehen. Der Einfluß der freien Luft wirkte so günstig, daß sich ein stärkeres Athemholen zeigte. Julia benützte unter den zur Libation für den Todten mitgebrachten Weihegaben die Milch, um die Stirne und die Schläfe des Geliebten zu waschen. Er öffnete die Augen; Julia vermochte ihm wenige Milchtropfen in den Mund zu bringen. Bald konnte sich Valerius aufrichten; endlich erholte er sich in dem Grade, daß er Juliens Schicksale vernehmen, und seine eigenen ihr erzählen konnte. Den nächsten Tag mußten die Liebenden noch in der Todesstätte zubringen. Milch und Honig, die mitgebrachten Weihgeschenke, nebst den wenigen Früchten, welche Myrta

von den, vor dem Monumente gepflanzten Bäumen pflückte, waren ihre karge Nahrung.

Als der zweite Morgen dämmerte, verließ sie das Grabmal. Von ihren ferneren Schicksalen ist nur so viel bekannt, daß sie nach einigen Wochen die Wohnung des Todes als Gatte und Gattin wieder betraten, und daß die Glücklichen durch eine lange Reihe von Jahren an dem Tage, da sie sich einst hier gefunden hatten, die Urne des Vaters mit den segnenden Thränen der innigsten Freude benetzten, während holde Kinder den Boden mit Blumen bestreuten.

Längst schon hatte die Urne auch die Asche der glücklichen Gatten, ihrer Kinder und Enkel aufgenommen; auch das Römerreich in Westen und Osten war zerfallen und ein neues Italien aus der Asche hervorgegangen. Andere Generationen und andere Straßenzüge waren gekommen. Durch diese gänzliche Umgestaltung geschah es, daß das Grabmal nun dicht an eine Heerstraße zu liegen kam. Ein industriöser Italiener wußte das alte Monument mit geringen Kosten in eine Herberge zu verwandeln, und die Gemächer des Todes zu einer Wohnung für Zechbrüder einzurichten. Der Aschentopf des Septimius wurde, mit Epheu und Weinreben umwunden, auf die Vorderseite des flachen Daches gestellt. Das lärmende Geschrei der Trunkenheit tobte jetzt da, wo ehemals die tiefste Stille geherrscht hatte. Der Gastwirth Bufforni vergaß aber bald, daß er Wirth, nicht Gast sei. Er gesellte sich zu den Gästen, spielte und zechte den ganzen Tag, bis er betrunken zu Bette ging, und wälzte die Sorge für die Wirthschaft auf die Schultern seiner uner-

müdeten Gattin, die, nachdem sie einige Jahre hindurch zum Lohne für ihre rastlosen Beschwerden nichts als Mißhandlungen geerntet hatte, endlich den Tod als den Befreier von ihren Leiden segnete. Jetzt hielt der zügellose Buffoni kein Mittel für unerlaubt, um sich zu helfen, so gut es sich thun ließ. Um diese Zeit besuchten ein paar verkappte Banditen die verrufene Herberge. Sie fanden an dem schändlichen Wirthe den Mann nach ihrem Wunsche. Er nahm den Antrag, seine Herberge zum Stappelplatz ihrer Beute zu machen, gegen einen mäßigen Antheil an Gewinn mit Freuden an. Das niederträchtige Gewerbe trug reichliche Zinsen, wurde aber durch einen eingefangenen Banditen, der sich sein Leben erkaufen wollte, an die Obrigkeit verrathen. Soldaten umringten Nachts die Herberge; die Banditen verramelten Thür und Thor, schoßen aus den Fenstern, und wehrten sich mit dem Muthe der Verzweiflung. Erst nach einem hartnäckigen Kampfe wurden sie besiegt. Das Gebäude ward zertrümmert, und der Arm der strafenden Gerechtigkeit ergriff die Frevler. Die Getödteten, sowohl Soldaten als Banditen, wurden hier begraben, und der vom Dache herabgefallene Aschentopf des Septimius ward auf den gemeinschaftlichen Grabhügel gestellt. Nach Verlauf mehrerer Jahre wurde der Überrest des alten Grabmals wieder zu einer Wohnung für Lebendige zugerichtet. Eine arme Winzerfamilie bezog dieselbe, und machte sie durch ihren reinen Lebenswandel zu einen Tempel der Unschuld, welchen zu verschönern die Natur selbst alle ihre Kräfte aufbot. Die ganze Ruine ist mit Goldlack überblüht.

Östlich im Vordergrunde ranken fröhliche Weingärten empor, und aus einer unversehrt gebliebenen Rotonda springt ein silberner Quell hervor. Im Hintergrunde erhebt sich der Berg Albano. Der Überrest dieses an Schicksalswechseln so reichen Monuments, führt nun den Namen Casa rotonda, trauert jedoch in seiner schönen Umgebung, von keinem menschlichen Wesen bewohnt, denn ach!

Die Winzerfamilie starb aus.
Leer blieb das Todtenhaus,
Bis endlich die Zeit das Leblose auch
Ueberließ des Todes zerstörendem Hauch;
Denn was die Erde trägt, besteht nimmer;
Es sinkt der Mensch in's Grab, das Grab in Trümmer!

V.

Marionetten-Belebung.

Ich beschloß die Nacht in der Rotonda zuzubringen, um von hier aus am nächsten Morgen die schöne Umgegend zu durchwandern, und den Albano zu besteigen, dessen Gipfel die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten. Als ich mich der Rotonda näherte, bemerkte ich einen großen hölzernen Kasten. Die Neugierde reizte mich, den Deckel zu öffnen, und siehe! ich erblickte ein vollständiges Marionetten-Theater, hübsche Dekorationen mit den dazu gehörigen Coulissen und Versetzstücken, Wolkenwägen, Flug-, Blitz- und Donner-Maschinen, Quellen u. dgl.

Am meisten interessirten mich die Marionetten selbst. Der grämliche Pantalon und sein leichtfertiges Töchterlein Colombina, der lustige Schelm Harlekin, der zärtliche Liebhaber Leander, der eben so träge als dumme Pierrot, der Signor Dottore von Bologna und Scapin, sein schelmischer, listiger Diener, der Spaßmacher **Pullicinella**, der Spießbürger **Brighella**, der Eisenfresser **Truffaldino**, der treue, doch alberne **Scaramuzzo**, ein mürrischer, alter Zauberer, und Andere dieses Gelichters lagen hier friedlich beisammen. Die fantastische Gesellschaft erweckte mir solche freundliche Erinnerungen aus der Jugendzeit, daß ich mich nicht enthalten konnte, mit ihnen ein kleines Drama aufzuführen, wobei ich zugleich Dichter, Schauspieldirektor, Schauspieler und auch Zuschauer war. Endlich erwachte in mir der schon früher gehegte Lieblingsgedanke an eine Automatenbelebung, und ich kam gar auf den Einfall, die Rolle eines zweiten Prometheus zu spielen, das heißt, in aller Bescheidenheit, einen Versuch zu machen, ob es mir nicht gelänge, die Puppen durch die von den Elementargeistern mir verliehenen Zaubergaben zu beleben, und die Erde mit phantastischen, aber doch menschenähnlichen Wesen zu bevölkern. Ich öffnete zuerst das Gefäß mit dem Sauerstoffgas und ließ Lebensluft heraus; diese hatte sich kaum verbreitet, als sich an den Körpern der Marionetten hie und da eine Bewegung zeigte; hierauf hielt ich das Brennglas über sie, auf welches die Strahlen der untergehenden Sonne fielen; der in das magische Glas gebannte Sonnenstrahl verband sich sogleich mit seinen Lichtverwandten, und wirkte mit ihrer Bei-

hilfe so mächtig, daß die Marionetten, wie aus einem Zauberschlafe erwachend, sich erhoben, aufrecht standen, sich streckten, die Köpfe in die Höhe richteten, mit den Armen freudige Luftstreiche machten, einander erkannten und begrüßten. Um meiner Person mehr Ansehen zu geben, nahm ich die von dem Gnomen erhaltene Wünschelruthe in die Hand, und schwenkte die Lotosblumen und Mohnblätter über die Häupter der neubelebten Künstlergesellschaft. Dieser Talisman äußerte eine Wirkung, die mich selbst in Erstaunen und in Bestürzung setzte, denn während das luftige Gesäusel, wie eine Äolsharfe tönend, über die Figürchen dahin schwebte, wurden diese immer größer und größer, bis sie endlich die völlige menschliche Leibeshöhe erreicht hatten, und als meines Gleichen vor mir standen, jedoch mit allen Zeichen der Submission, als Geschöpfe, die mir ihr Dasein verdankten und meine Befehle erwarteten.

Harlekin machte einige Rundsprünge und Burzelbäume, stellte sich auf den Kopf, dann wieder auf die Füße, und neckte seine Kunstgenossen, denen er manche Hiebe mit seinem hölzernen Säbel austheilte, auf die muthwilligste und possierlichste Weise, worüber Einige in gellendes Gelächter, Andere in Schmähworte ausbrachen.

Als Alles ruhig wurde, ersuchte ich den buntscheckigen Harlekin, mir nähere Nachrichten über die Gesellschaft mitzutheilen. Er zog den weißen, runden Hut ab, gestikulirte mit dem geschornen Kopfe, schob die schwarze Halbmaske vor dem Gesichte hin und her, krümmte den, mit der bunten Jacke bekleideten Leib in rastloser Beweglichkeit mit ka=

tzenartig graziöser Gewandtheit, und sagte, indem er sich vor mir so tief verneigte, daß er mit dem Kopf die Erde berührte, und dabei hinten mit den hochgeschwungenen Füßen ausschlug: „Herr und Meister! Wir Alle, wie Du uns hier siehst, sind nur sogenannte stehende Masken, eigentlich also Nichts, und dennoch auch Alles, in so fern man uns nicht blos in bestimmte Karaktere einmauern, sondern uns vergönnen will, nach Fantasie und Laune zu extemporiren, wodurch unser Muthwille sogar einen gewissen Grad von Genialität gewinnen kann, die uns in den Stand setzen würde, die anmuthigsten Komödien aus dem Stegreife aufzuführen. Ich habe daher oft gewisse Schauspieler, die von ihren bleiernen Direktoren in stabile Rollenfächer eingemauert und so zu sagen, angeschmiedet werden, herzlich bedauert, und es ganz natürlich gefunden, daß sie allmälich alle Kunst- und Lebenslust verloren, und in einen brillanten Mechanismus übergingen. Jetzt sei es mir vergönnt, noch ein paar Wörtchen zur Beleuchtung meiner geringen Wenigkeit in biographischer und künstlerischer Hinsicht beizufügen! Mein Ur-Ur-Ur-Großvater lebte schon zur Zeit des blinden Heidenthums, und war in der alten Stadt Rom einer jener Mimen, die auf der Bühne mit geschorenem Kopfe auftraten, ein Schwert von konischer Gestalt trugen, das zu nichts taugte, barfüßig gingen, und deßhalb auch Barfüßler *) genannt wurden. Nachdem das Römerreich zerfallen war, konnten es meine Vorfahren nicht über's Herz bringen, ihr

*) **Planipedes.**

altes Gewerbe und ihr altes Vaterland zu verlassen. Sie blieben in Italien, und übernahmen auf dem Theater ausschließend das Rollenfach der Possenreißer, Schalksnarren und Luftspringer, wobei sie sich eine gewisse, das Volk belustigende Keckheit erlaubten, und sich nicht immer der gewähltesten Ausdrücke bedienten. Damals nahm meine Familie den Namen Arlechino an. Im Anfang der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, so ungefähr um's Jahr **1560**, erhob sie sich zum Rollenfache der Bedienten, zuerst der dummen, dann der Schelme — mitunter Spitzbuben, die aber dabei so lustig, lebendig, so gewandt und pfiffig waren, daß man sie recht gerne sah. So ging das Gewerbe vom Vater auf den Sohn über, bis auf den heutigen Tag. Nur Einer meiner Vettern, ein unruhiger Geist, wanderte mit seinen Söhnen nach Frankreich aus, nannte sich Arlequin, und nahm ganz den galanten Karakter der Franzosen an. Was nun unmittelbar mich selbst betrifft, so bin ich ein Chamäleon, das alle Farben und Gestalten annimmt, und unter der Leitung eines guten Schauspiel-Direktors in der Kunstkomödie ein sehr brauchbares Subjekt wird."

Als Harlekin geendigt hatte, trat Pantalon vor, ein Greis von sehr hagerer Gestalt mit gekrümmtem Rücken und kummervollem Angesichte, schwer athmend, oft hustend. Er trug einen langen Mantel von schwarzer Farbe mit kurzen Oberärmeln und umgelegtem schwarzen Kragen, eine lange Weste und eine faltenreiche Strumpfhose von rother Farbe. Sein schwarzer Bart umgab die ganze Kinnlade, vorn in der Mitte in eine Spitze zusammenlaufend. An die

rothen Strümpfe schloßen sich gelbe Pantoffel; eine schwarze Mütze mit langer Spitze diente zur Kopfbekleidung. Er trocknete sich die Augen mit einem weißen Tuche, und sprach dann mit einer dünnen, trockenen Stimme: „Ich bin ein zärtlicher, aber unglücklicher Vater, ein strenger, doch gerechter Herr, aber — ach! ein von Allen betrogener Mann, ja ein Mann, geboren, um von allen Seiten betrogen zu werden! Ich habe mich nun auch schon daran gewöhnt, daß es mir zum Bedürfniß geworden ist, betrogen zu werden, und daß mir, wenn ich einmal nicht betrogen werde, wirklich etwas fehlt. Zum Glück sind Harlekin und Kolombine immer sorgfältig darauf bedacht, meine Galle zu reizen, weil sie wissen, daß ich ohne täglichen Verdruß so wenig leben kann, als ohne das tägliche Brot. Der Verdruß setzt mich dann in eine Begeisterung, welche den Funken des in mir schlummernden Kunsttalentes zu einer solchen Flamme anfacht, daß ich echt poetisch improvisire. Dazu kommt noch jene fatale Reizbarkeit eines alten Herzens, welches immer jung bleibt, folglich leicht Feuer fängt, wodurch denn meine geringe Person einen gewissen haut gout erhält, der nicht mißfällt. Dies tröstet mich auch für all den Kummer, welchen meine leichtfertige Tochter Kolombine und ihr nichtswürdiger Liebhaber, der Erzspitzbube Harlekin, mir verursachen. Was übrigens meinen Husten und die etwas schnarrende Nasenstimme betrifft, so wollet Euch, mein Herr und Meister, daran nicht stoßen, denn Beides ist eine natürliche Sache und gehört mit zum Kostüm."

Während der gute alte Herr seine ehrfurchtsvolle Ver-

beugung machte, sprang die leichtfertige Kolombine blitzschnell über seinen rechten Arm, welchen er beim Abschiedskomplimente ausgestreckt hielt. Sie drehte sich, auf Einem Fuße stehend, fünfzigmal nach einander im Kreise, machte dann einen schalkhaften Knix und sagte: „Mein guter Vater hat Recht; Harlekin ist und bleibt ein Schelm; aber ach! der Spitzbube ist mir nun einmal in's Herz gewachsen, und wir Beide sind für einander geboren. Wir nehmen das Leben so leicht, als möglich, und unsere Ansichten sind die heitersten. Veränderlich in Allem, sind wir doch höchst standhaft in der Veränderlichkeit. Dem Neuen ungemein hold, bleiben wir dessen ungeachtet gegen einander stets die Alten. Das Leben ist uns ein hellblauer Himmelsraum, über welchen die Liebe wie ein Regenbogen hinschimmert, dessen Farben bald erblassen, bald wieder hoch auflodern. Ich liebe meinen Vater Griesgram sehr, aber den Frohsinn noch mehr, und wenn Pantalon mich manchmal schilt, und Harlekin mich manchmal kränkt, so ist das recht gut, weil ich sonst zu glücklich wäre, und leicht übermüthig werden könnte. Die gute Laune ist bei mir zu Hause, indeß kann ich auf dem Theater doch recht hübsch schmollen und allerliebst zanken, mitunter sogar traurig sein und weinen, nur darf es nicht lang dauern, denn mein Thränenquell versiegt so schnell wie der Thau, welchen die Sonne auftrinkt. Ihre Dienerin, mein Herr!"

Ein Luftsprung und sie war weg wie eine bunte Seifenblase.

Seufzend trat der blondlockige, zierlich gekleidete Lean-

der hervor mit seinem hübschen, aber nichtssagenden Gesichte, weiß und roth wie Milch und Blut. Er blickte nach der verschwundenen Kolombine wie ein Kind nach der zersprungenen Seifenblase, legte die rechte Hand auf das Herz, während er mit der linken eine aus dem Auge hervorquellende Thräne zerdrückte, und sagte dann mit einem tiefen Seufzer: „So ist sie, die holde Göttin des Leichtsinns! Sie gaukelt über das Leben dahin, wie der flüchtigste Lichtstrahl, und ach! je leichter sie Alles nimmt, desto schwerer fällt es mir auf das Herz. Die zärtlichsten Geständnisse meiner unendlichen Liebe erklärt sie für Unsinn, meine heiligsten Schwüre für Langweiligkeit, und wenn ich vor Empfindung weine, will sie sich gar todt lachen. Und dennoch behaupte ich: Es gibt keine Liebe ohne Seufzer, und Thränen sind ihr Schmuck. Und so bin ich denn der zärtlichste, aber auch der unglücklichste aller Liebhaber auf Erden, ein Muschelthier, welches Perlen erzeugt, die, gleich meiner Liebe, ein Krankheitsstoff sind, ein Seidenwurm, der sich selbst in seinen Tod einspinnt, während der frevelhafte Harlekin Freuden erntet, wo ich Thränen gesäet habe. Mag indeß die Treulose thun, was sie will! Gegenliebe kann sie mir versagen, aber daß ich sie liebe, kann sie doch nicht hindern. Lieben und seufzen muß ich, und sie bleibt mein Ideal. Kann ich Dir, o Herr und Meister! mit meinen zärtlichen Ergießungen, mit meinen Seufzern und Thränen auf der Bühne dienen, so stehen sie Dir sämmtlich zu Gebote, und Du sollst im ganzen Gebiete der dramatischen Poesie keinen treueren Liebhaber finden, als mich. — Übrigens hat mein Unglück, das ewige

hitzige Fieber der Liebe, mich so zahm gemacht, daß ich, an Kolombinen's Mißhandlungen gewohnt, Strenge und Härte geduldig ertrage; nur Eines kann mich in Zorn bringen, nämlich der Vorwurf: ich sei als Liebhaber ein langweiliger Patron." Er zog sich mit einer artigen Verbeugung zurück, und barg sein Gesicht in das weiße Sacktuch.

Leichtfüßig sprang der listige, schelmische Scapin hervor, mit der einen Hand den trägen und dummen Pierrot nach sich ziehend, mit der andern den treuen, doch sehr albernen Scaramuz, über welche Beide der Führer sich die Miene einer Superiorität und Protektion gab. Er selbst, als Bedienter des Doktors Graziano von Bologna, trug eine hellfarbige Livree und ein bortirtes, dreieckiges Hütlein. Scaramuz und Pierrot, Beide in Pantalon's Diensten, stellten das Sinnbild der Dummheit vor, mit dem Unterschiede, daß Pierrot mehr die träge, gedankenlose Dummheit repräsentirte, Scaramuz die immer bewegliche Unbesonnenheit. Ihr Äußeres zeigte das Gegentheil von einander. Scaramuz hatte ein rundes, volles, rothes und glänzendes Gesicht mit dem Ausdrucke der albernsten Übereilung. Ein schwarzes, mit buntfarbigen Bändern verziertes Wams, ein kurzes, schwarzes Beinkleid und ein Mäntelchen von gleicher Farbe, und Schuhe mit rothen, hohen Absätzen und grün seidenen Hosen gaben dem Wicht ein komisches Ansehen. Beim Anblick des Pierrot konnte ich mich des lauten Lachens nicht enthalten. Sein aufgedunsenes, kreidefärbiges, schläfriges Gesicht, die halbgeschlossenen, glanzlosen Augen, die schlaff herabhängenden Arme, die vor Faulheit

steifen Füße, mit welchen er weit schreitend wie auf Stelzen ging, und das unaufhörliche Gähnen machte ihn zu einer vollkommenen Karrikatur. Dazu paßte auch seine ganze Kleidung: sehr weiten, weißwollenen Hosen, eine lange, weiße Jacke mit sehr weiten Ärmeln und einer Reihe ungeheuer großer Knöpfe, ein schwarzer Ledergürtel um die Mitte des Leibes, eine breite Leinwandkrause um den Hals, und eine spitzige, weißwollene Kopfmütze.

Scapin, dessen Zunge und Füße ein **mobile perpetuum** waren, nahm das Wort, und sprach: „Mein Herr und Meister! Erblicke hier die drei Vergleichungsstaffeln der Bedientenschaft! Der Positivus Pierrot ist die personifizirte Dummheit, halb Mensch, halb Auster. Im wachen Zustande kennt er sich kaum vor Schläfrigkeit, und im Schlafe kommt er erst zu sich selbst, ohne es zu wissen. Er hat die Gabe, mit offenen Augen und Ohren weder zu sehen noch zu hören. Er geht immer wie im Traume herum, und sein Verstand könnte nur durch eine Reihe von Pausen dargestellt werden. Er ist weder schlecht, noch gut, noch mittelmäßig, denn er ist eigentlich nichts, oder der Schatten von einem Wesen, das nicht existirt. Übrigens ist er seinem Herrn treu, so wie das Wasser naß ist, und er hätte gewiß den besten Willen, wenn er nicht willenlos wäre. Sein größtes Verdienst besteht darin, daß man sich an ihn sehr attaschirt, wenn man ihn viel um sich hat, und ihn doch nicht im Geringsten vermißt, wenn er nicht da ist, denn seine positive Dummheit hebt sich gegen seine negativen Eigenschaften total auf, wodurch er denn für den Ernst zwar wenig oder nichts

ist, für den Scherz aber viel oder Alles werden kann. Scaramuz ist der Komparativ eines Bedienten, eine menschliche Miskulanz, worin sich der Verstand zur Albernheit wie **1** zu **5** verhält. Er wäre aber viel verständiger, wenn er nicht das Unglück hätte, sich für klug und pfiffig zu halten. Er glaubt daher Alle zu foppen, während er von aller Welt gefoppt wird. Gibt ihm sein Herr einen Auftrag, so läuft er fort, wenn er kaum die Hälfte davon vernommen hat, oder er läßt den Herrn sprechen, denkt dabei an etwas Anderes, und entfernt sich dann in der Meinung, Alles haarklein zu wissen. Dabei hat er die Sucht, Alles besser zu verstehen, als Andere. Er will daher immer raffiniren, macht Projekte auf Projekte, und will seine Hand überall im Spiele haben. So viel muß man ihm aber auf jeden Fall zugestehen, daß er das Wenige, das ihm die Natur verliehen hat, so oft und so thätig umkehrt, wie ein Höckerweib ihren Kram, von dem sie, so dürftig die Ware und der Absatz auch sind, dennoch ihr Leben fristet. Auch hat er die gute Eigenschaft, durch die vielen Konfusionen, die er allenthalben verursacht, sehr viel komische Auftritte zu veranlassen, wodurch er in langweiligen Gesellschaften die ersprießlichsten Dienste leistet, und nicht selten mehr Effekt hervorbringt, als eine zirkulirende, freigebige Tabaksdose, oder ein naseweises Kind vom Hause, oder ein menschenfreundlicher Haushund. Daß ich übrigens den Bedienten-Superlativ mir selbst vorbehalten darf, muß ich mir gnädigst zu erlauben bitten, indem ich als dienstbarer Geist der Herrlichkeit freiwillig entsage, und den Kariatiden und Persanen

gleiche, welche als Stützen der Paläste erscheinen. Ich besitze die Kunst, meinen jeweiligen Herrn, im Nothfall, durch List, Witz, Keckheit und Erfahrung in Verlegenheit zu setzen, und aus der Verlegenheit zu ziehen, für ihn, wenn er selbst es nicht gerne thut, zu denken, für ihn Geld einzunehmen oder auszugeben, und überhaupt alle Rollen zu spielen, je nachdem die Umstände es erfordern. Sie wollen hieraus gefälligst ersehen, daß mein Rollenfach eigentlich das vielseitigste, ja, so zu sagen, allumfassend ist, mithin ich alle übrigen Schauspieler entbehrlich mache."

„Genug des Geschwätzes und der Prahlerei, Du armseliger Sklave!" rief Dottore Graziano, indem er in seinem schwarzen Staatskleide feierlich vortrat, den Scapin zurückschleuderte, und die Perücke, die der entfliehende Schelm ihm verschoben hatte, gravitätisch zurecht setzte. „Müßiggänger," sagte er, „mögen Worte verschwenden; der Weise kargt mit der Zeit. Ich bin Doktor der Rechte und zugleich Doktor der Heilkunde. Jede Krankheit ist ein Unrecht, welches die Natur dem Menschen zufügt; ich trete dann als Arzt, das ist, als Rechtsfreund, auf. Geneset er, so hat er durch mich den Lebensprozeß gewonnen; stirbt er, so hat er ihn verloren, und es findet nicht einmal eine Appellation Statt. Und so kommen die Einen in meine Hände, wenn sie über einen bürgerlichen Rechtsstreit, den ich für den Gegner siegreich führte, krank werden, die Andern, wenn ein verstorbener Erblasser mein Patient war, und ich die Erben gegen einander vor Gericht vertrete. Arzneien sind für den Körper, was die Gesetze für Geist und Seele sind:

bald Präservative, bald Heilmittel; ich schreibe daher Dupliken, Repliken und Rezepte mit gleicher Fertigkeit, und da die Welt eine große, tragi-komische Schaubühne ist, so behandle ich alle Leute als Schauspieler, die meine Mühewaltung entweder mit Geld oder mit dem Leben bezahlen müssen. Hieraus geht von selbst hervor, daß ich ein großer Mann bin, vor dem selbst der Tod Respekt hat, weil er ohne mich der Niemand, ja ein Unding wäre, so wie alle Menschen mir mit Ehrfurcht begegnen, indem ich die Einen durch einen Aktenstoß tödte, die Andern durch ein Rezept, und auf diese Art so starke Theatercoups hervorbringe, daß Kunst und Natur um meinen Besitz einander in die Haare gerathen. O Herr und Meister! wie glücklich bist Du, in mir einen Mann zu besitzen, der allein ein ganzes Theater-Personal aufwiegt! Ich bin Dein, und durch mich ist Dein die Welt!"

Graziano trat langsam und mit würdevollem Anstande zurück. Er hatte sich kaum entfernt, als eine andere komische Figur, schwer auftretend, mir entgegen trabte. Das Erste, was ich an ihr bemerkte, war, daß ein Buckel hinten und vorne sie verunstalte. Sie trug ein hemdartiges, mit Fransen eingefaßtes Oberkleid von weißer Wolle mit weiten Ärmeln, welches ein schwarzer Ledergürtel um den Mittelleib zusammen hielt. Das ganze Oberkleid war mit Herzen von hellrothem Tuche besäet, das Beinkleid von gleichem Stoffe und gleicher Farbe. Den Kopf schmückte eine spitzige, weißwollene Mütze mit einem rothen Büschel, den Hals eine Leinwandkrause. Eine schwarze Halblarve mit einer krummen,

spitzigen Nase von gleicher Farbe bedeckte mehr als die Hälfte des Gesichtes. Die Figur begann in ziemlich bäurischem Dialekt: „Ich kann nicht, wie der langweilige Doktor Graziano, die Leute um ihr Recht und ihr Leben bringen; ich bin nur ein Spaßmacher, rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und belustige Diejenigen, die es nicht genau nehmen, durch mein Bischen Mutterwitz, so gut es gehen will. Ich denke mir, wer gerne tanzt, dem ist bald gegeigt, und wer gerne lacht, dem ist bald ein Spaß gemacht. Ich lache selbst gerne, denn über das Lachen geht nichts auf der Welt; es macht gesund und vergnügt. Ich habe noch keinen Menschen gekannt, der nicht lieber lachen wollte, als weinen. Darum, lieber Impressario! mache das Lachen im Theater immer zur Hauptsache! Kommen die Zuschauer nach Hause, so finden sie bald genug Ursache zum Weinen. Merkest Du, daß sich zu viel Ernst oder gar eine fatale Langweile einstellt, so laß mich auftreten! Die lächerliche Dummheit hat ihr sicheres Publikum. Ich bin Pulcinello, privilegirter Spaßmacher." — Pulcinello entfernte sich mit schallendem Gelächter, und sagte im Weggehen zu einem ältlichen, ernsten Manne, der ein im Geschmacke des Mittelalters verfertigtes, mit grünen Bändern besetztes Kleid trug: „Mein lieber Spießbürger! so oft ich Dich ansehe, möchte ich mich todt lachen! Ich benütze diesen Augenblick, um Dir zugleich Gruß und Abschied zu bieten, solider Brighella!"

Brighella ließ sich aber nicht irre machen, sondern pflanzte sich kräftig vor mich hin, und sagte: „Ich stehe zu

Deinen Diensten, wie die Übrigen; denn ob man sein Gewerbe, um sich redlich zu nähren, auf der Breterwelt oder auf der wirklichen treibt, das ist einerlei. Ich bitte Dich aber, Alles hübsch beim Alten bewenden zu lassen, und hüte Dich vor allen Neuerungen, wie vor dem bösen Feind! Wenn der Mensch sein tägliches Essen hat, und am Sonntage gar Braten und Wein, was will er denn mehr? Das Alltägliche, heute wie gestern, ist das Sicherste und Beste, was der Mensch sich wünschen kann. Man braucht weder zu weinen noch zu lachen; ruhig bleiben, darüber geht nichts. Mit dem Raffiniren kommt nichts heraus. Insbesondere hüte Dich vor der Absurdität, die man G e n i e nennt, und jage Jeden fort, der ein Genie sein will! Bleibe beim alten Leisten! Es kommt nichts Besseres."

Brighella that einen Schritt vorwärts, um noch etwas zu sagen; ein bewaffneter Mann mit klirrendem Säbel ergriff ihn aber am Arme, und schrie:

„Zurück, ihr schleichenden, langweiligen Schnecken! ihr erbärmliches Spaßmacher-, Bedienten- und Krämervolk! — Signor Impressario! jagt diese Lumpen zum Teufel, und folgt meinem Rathe! Das Leben ist ein Krieg Aller gegen Alle, und die Bühne muß ein Bild des Lebens sein. Gebt Ihr einförmige, friedliche Familienstücke, so schlafen Euch die Zuhörer ein, und das Theater bleibt leer. Das Publikum will gerüttelt sein, und sieht die Soldateska, die ihm im wirklichen Leben viel Verdruß macht, auf dem Podium sehr gerne, besonders, wenn hübsch links und rechts marschirt, getrommelt und gepfiffen, gesoffen, geschossen und

d'rein gehauen wird! Lärm und Getöse — das frischt auf! Sturmlaufen, brennende Häuser, lustige Lager mit Liedern und Weinfässern — **che Gusto**! Gebt fleißig militärische Stücke, und Ihr werdet stets ein volles Haus und eine volle Kasse haben! Das versichere ich Euch, ich, der Capitano Truffaldino."

„Hör' auf zu schwadroniren, Du Eisenfresser!" rief ein alter Zauberer, eine ehrwürdige Gestalt, in einem langen, schwarzen Talar. Er strich einige Mal den schneeweißen Bart, der bis zum Bauche herab hing, und sagte mit hohler, dumpfer Stimme: „Fürchte Dich nicht vor mir, lieber Impressario! denn ich bin ein guter Zauberer und dabei ein armer Narr. Guten Menschen und guten Zauberern geht's meistens schlecht. Es gab einmal eine goldene Zeit für uns; die hat aber aufgehört, seitdem die erwünschte natürliche Magie so gewaltige Fortschritte gemacht hat.

Ich ging einmal selbst, als Bauer verkleidet, in einen Salon, wo ein solcher natürlicher Magikus sein Höllenspektakel trieb. Die Haare stiegen mir vom Kopfe empor, und ich knirrschte so grimmig mit den Zähnen, daß sie mitten auseinander brachen. Was für Kunststücke der Satan machte! Dinge, die uns vor der Nase lagen, waren im Augenblick verschwunden, und meilenweit entfernte Gegenstände erschienen plötzlich, wie aus der Luft geflogen. Wir sahen's mit unsern Augen, wie er Dinge zu Boden warf, die in tausend Stücke zerbrachen, wie er sie aber aufhob, so unverletzt, so ganz waren, als wären sie gar nie zerbrochen gewesen. Er fraß lebendige Kröten, und verschlang einen kale-

kutischen Hahn sammt den Federn. Er verwandelte eine Katze in ein Fräulein, einen galanten jungen Herrn in einen Esel. Er spie helle Flammen aus dem Munde. Mir stand der Verstand stille! Endlich beschwor er sogar die Todten, und eine Legion Geister erschien auf seinen Ruf. Aber — wer schildert mein Entsetzen, als ich unter ihnen mein böses Weib erblickte, einst eine junge Zauberin, dann eine alte Hexe! Ich that einen lauten Schrei, und entfloh. Schallendes Gelächter folgte mir. Ich erkannte nun klar, daß unsere Zaubermacht hinterm Geist der Zeit zurückgeblieben und die natürliche Magie ihr über den Kopf gewachsen sei. Das Übel hat wirklich einen solchen Grad erreicht, daß sogar die Zauberromane aus der Mode gekommen sind, und die Zauberer auf dem Theater lächerlich gemacht werden. Da mag der Teufel Zauberer bleiben, ich nicht! Ich bin der Zauberei müde und überdrüßig. Mein letztes Zauberstück sei nun, daß ich die ganze Gesellschaft hier — mich selbst nicht ausgenommen — verschwinden lasse.“

Er rief nun mit dumpfem Gebrüll: „Hol' euch Alle der Teufel!“ In dem Augenblick verschwand die ganze Schauspieler-Gesellschaft, und schwarze Nacht umgab mich.

VI.

Des Lebens Licht- und Schattenseite.

Als ich wieder erwachte, lag ich einsam auf einem grünen Hügel, welchen der Rosenschimmer des Abends umfloß. Die Sonne neigte sich zum Untergange. Vor mir wandelten über eine fruchtbare, weite Ebene zwei liebliche, milde Genien: Licht und Schatten. Der Lichtgenius, auf dessen goldenen Flügeln die Farben des Regenbogens spielten, schwebte fröhlich einher; er wurde aber mit jeder Minute blässer, und lagerte sich endlich, matt und erschöpft, in ein Gebüsch am Abhange des Hügels. Der dunkle Genius schlich langsam und melancholisch aus einer Grotte hervor. Zwischen Beiden entspann sich ein Gespräch, welches die auffallendsten Kontraste der Lebensansichten entwickelte.

Der Lichtgenius fing nach einem freundlichen Gruße zuvorkommend an: „Ich bin sehr heiter gestimmt. Wie schön ist die freudige Natur in ihrer Strahlenglorie!"

Der dunkle Genius erwiederte: „Ruhe und Stille sind doch das Beste, das Beste für Menschen und Geister. Ich lobe mir die Dunkelheit und ihren Frieden."

Rasch fiel der Lichtgenius ein: „Streben ist Leben. Je heller, je freudiger; je frischer, je besser! Ich liebe es, rastloses Treiben um mich her zu sehen."

Während dieses kaum angefangenen Gespräches näherte sich eine dritte Gestalt, die von jedem der beiden Sprechen-

den etwas an sich hatte; es war die Peri der **Dämmerung**. Sie ließ sich leise auf das Gebüsch nieder, welches über die Grotte hinsäuselte, mischte sich mit einer ihr vorzugsweise eigenen Traulichkeit in das Gespräch, und sagte:

„Was ihr da von einander scheiden wollt, läßt sich wohl vereinigen. Laßt mich Vermittlerin eures Zwistes sein! Diese stille, schöne, feierliche Stunde ist zur Versöhnung wie geschaffen. Vielleicht gelingt's."

Lichtgenius. Es ist nicht möglich, sich mit dem schweigsamen, finsteren Wesen zu vertragen. Seine Welt- und Lebens-Ansichten sind zu trübsinnig. Noch vor Kurzem hat er behauptet, das irdische Leben der Menschen sei ein aufgedrungenes trauriges Geschenk des grausamen Schicksals.

Dämmerung. Schattengestalt! glaubst du das wirklich?

Der dunkle Genius. Der Mensch — er sei nun glücklich oder unglücklich — ist auf jeden Fall zu beklagen; denn das Unglück drückt ihn nieder, das Glück aber verderbt ihn vollends, und wird also für ihn ein wahres Unglück. Und hat er sich auch durch das Unglück endlich zum Glück hinaufgearbeitet, so gleicht er einem siegenden Helden, der in dem Augenblicke, da man ihm den Siegeskranz auf das Haupt setzt, an der Verblutung stirbt.

Lichtgenius. Ich will das Gegentheil zeigen. Glück und Unglück — Beide sind dem Menschen heilsam. Das Glück macht ihn lebensfroh. Der Lebensfrohe ist gut, und wer gut ist, thut auch Andern Gutes. Das Unglück aber

läutert das Innere des Menschen, es stärkt und erhebt die Seele, und macht erst fähig, das Glück zu genießen.

Der dunkle Genius. Frage den Tag, frage die Nacht! Sie werden Dir sagen, wie viele der besten Menschen das Glück verderbte und zerstörte.

Dämmerung. Da habt ihr denn Beide, wie gewöhnlich, zugleich Recht und Unrecht, indem ihr immer nur Extreme aufstellt. Wenn der Mensch das Unglück nicht ertragen kann, und das Glück nicht zu gebrauchen weiß, so ist ihm das Eine so schädlich wie das Andere; erhält er sich aber im Unglück standhaft und rein, im Glücke besonnen und edel, so gereichen Beide zu seinem Wohle.

Der dunkle Genius. Standhaft und rein? Besonnen und edel? Wie kann der arme Mensch das bleiben? Hier, wo die Täuschung ihn umnebelt, wo die Verführung aus tausend Rosenbüschen lockt, das Böse in den lieblichsten Gestalten erscheint und alle Leidenschaften den Verblendeten in ihrem Wirbeltanze hinreißen!

Lichtgenius. Mancher erreicht wohl das Ziel nie, weil er zu heftig darnach jagt, so wie Mancher dem Unglück eben deßhalb entgegen stürzt, weil er es zu ängstlich flieht. Ich möchte diese Thorheit dem Fehler der Übertreibung gleich stellen, wodurch Tugenden oft zu Untugenden und die besten Genüsse verderblich werden. Ich möchte einem solchen Menschen immer zurufen: „Behaupte Dich selbst, und lerne die schwere, aber herrliche Kunst, Widerstand zu leisten ohne Haß gegen die Menschen und ohne Trotz gegen Dich selbst!“ Einem Menschen, der dies über sich vermag, werden die

Übel der Täuschung schwinden; er wird in den Rosenbüschen der Verführung auch die lauernden Schlangen gewahren und die Häßlichkeit des Bösen auch durch die schönste Larve erkennen; er wird von den Leidenschaften sich beflügeln, nicht aber wie ein Rasender sich im wilden Taumel fortreißen lassen. Alle Menschen stehen auf Höhen; die immer nur herabschauen, faßt betäubender Schwindel; aufwärts blicken stärkt das Auge und erhält aufrecht.

Der dunkle Genius. Wenn nur die Erfahrung nicht so viel gegen Deine Ansicht einzuwenden hätte! Wenn nur Mutter Nacht nicht so viele Thränen der Unglücklichen in ihrem Schooße verbergen müßte! Für einen heitern Morgengesang hörst Du hundert nächtliche Ausbrüche der Verzweiflung.

Lichtgenius. Wie düster Du Alles siehst! Denkst Du nie an die Freundschaft?

Der dunkle Genius. Sie dient gerne dem Vortheil und dem Ehrgeiz.

Lichtgenius. Sage vielmehr: Freundschaft entsagt dem Vortheil, veredelt den Ehrgeiz, und die Sonne der Liebe schmilzt das Eis der Selbstsucht.

Der dunkle Genius. Sage vielmehr: Liebe und Freundschaft sind nur Wirkungen derselben Ursache — des Egoismus! Der Liebe huldigt der Mensch, weil sie ihm die schönsten Stunden des armseligen Lebens gewährt; der Freundschaft aber, weil er bald ihrer Theilnahme, bald ihres Trostes bedarf. Gebieten Laune oder Eigennutz, so verläßt er die Geliebte und verräth den Freund.

Lichtgenius. Und doch ist eben derselbe Mensch, den Du so entwürdigest, für Liebe und Freundschaft der höchsten Begeisterung und durch sie der höchsten Aufopferung fähig. Beide sind, gleich uns, Genien des menschlichen Lebens, welches durch sie eine ewige Aurora erhält. Liebe führt den weinenden Säugling lächelnd in's Leben; Liebe drückt dem scheidenden Greise bei seinem letzten, den Himmel anlächelnden Blicke weinend das Auge zu. Durch Liebe macht der Mensch ein anderes Wesen sich eigen; ohne Liebe wäre er auf das Traurigste hiernieden, — auf die Selbstliebe beschränkt, ein Eisgebirge, das in der Dezembersonne funkelt. Das Kind, der Jüngling, die Jungfrau, Gatte und Gattin, selbst der Greis, — jedes liebt, liebt auf seine eigene Weise, doch immer schön. Liebe und Freundschaft sind zwei verschiedene Farben eines Sonnenstrahls. Selbst in seinen Leiden ist der Mensch noch schön oder kann es doch sein, und eben darin liegt der Beweis, daß Schmerz und Wonne der innigsten Vereinigung fähig sind.

Die Dämmerung, immer gelassen und besonnen, überdachte, was die streitenden Genien vorgebracht hatten, und sagte dann:

„Hört nun auch mich! Liebe und Freundschaft gedeihen zwar im menschlichen Leben größtentheils nur so wie eine Blume, die aus einem heißen Klima in ein kaltes versetzt wird, wo sie wohl aufwächst, doch nicht mit der Farbenglut in dem Duft ihrer Heimat. Beide werden selten das, was sie, ihrem herrlichen Wesen nach, werden könnten; aber auch in ihrer Unvollkommenheit sind sie noch

immer schön. Oft täuschen sie; aber selbst ihr Wahn ist lieblich, ihr Irrthum verzeihlich, ihr Fehlen der Verzeihung nicht unwürdig. Der Mensch, der von Liebe und Freundschaft niedrig denkt, entadelt sich selbst; der sich aber von Beiden zu erhabene Ideale bildet, pflegt in der Folge zu klagen, daß er die Sonne, die ihn wärmt, nicht mit den Händen erreichen kann. Hört denn aber das strahlende Gestirn auf zu sein, wenn es von Gewitterwolken verdeckt ist? — Daß der Donner rollt, daß des Blitzes Flamme ras't, es ist die Wirkung der Sonne; wer aber möchte deßhalb, daß keine Sonne geschaffen sei? — Niemand fordere von Liebe und Freundschaft mehr, als sie hiernieden gewähren können; Jeder ertrage ihre Mängel und Leiden, weil er auch ihre Vorzüge und Freuden genießt.

Der dunkle Genius. Ich will nicht lieben, um nachher nicht hassen zu müssen. Kann die Liebe nicht volle Befriedigung gewähren, so entsage ich ihr, denn ihre Schmerzen sind größer als ihre Wonne. Ich bleibe allein und genüge mir selbst. Den Menschen zeigen Liebe und Freundschaft, er sei nun durch sie glücklich oder unglücklich, nur in seiner Schwäche; und hält er sie auch von sich fern, wie kann er den Reizungen der übrigen Leidenschaften entgehen? dem Neide, dem Ehrgeize, der Verleumdung, der Habsucht, dem Hasse und der Rachsucht? Sie gehen umher wie brüllende Löwen und suchen, wen sie verschlingen. Wehmuth umnachtet meine Seele, wenn ich all der zahllosen Frevel gedenke, die sie verursacht, all der Thränen, die sie erpreßt, all des Blutes, das sie vergossen,

all des Schönen und Guten, das sie auf Erden zerstört haben!

Lichtgenius. Mir — denk' ich mich in das Wesen des Menschen hinein — mir erscheinen die Leidenschaften keineswegs so furchtbar. Mögen die Unholde immerhin da sein! Ein böser Traum mag nur für den böse Folgen haben, der an seine wirkende Macht glaubt. Ich bin bestimmt, den Menschen Himmel und Erde zu erleuchten. So höre denn, Du schwermüthiger Geist der Nachtseite des Lebens! höre, wie ich nun im Namen des Menschen zu Dir sprechen will. „Was kümmert (sagt er) mich der Neid? Er zehrt sich ab, hager und bleich, während ich blühe und lächle; er kränkt sich über fremdes Wohl, während ich über den Selbstquäler scherze. Er schadet mir so wenig als mein eigener Schatten. Der Ehrgeiz, wenn er sich auf das Gute richtet, ist mir willkommen und treibt mich zum Besten Anderer und meiner selbst an. Viel des Herrlichen würde ohne ihn nicht vollbracht, ja nicht einmal begonnen. Setzt er aber verkehrter Weise all sein Thun und Trachten auf Schlechtes und Schädliches, so weckt er auch meine ganze Gegenkraft auf; ich stelle mich dann rüstig wieder hin und freue mich, Gutes schon dadurch zu vollbringen, daß ich das Schlechte verhindere, das er thun will. Feinde haben, hat sogar seine gute Seite, wenn man nur den Muth nicht verliert. Oft wären die größten Geister klein geblieben, hätte nicht das Streben Anderer nach falscher Größe in ihnen die wahre erweckt. — Die Verleumdung mag mich immerhin schwarz malen, die Farbe hält nicht und ich werde mich, ihr zum Ärger, wieder rein waschen, eh' sie sich's versieht. Die Hab-

sucht mag mit gierigen Krallen Gold und Gut an sich reißen, wie der Raubvogel seine Beute; ich verachte Gold und Gut keineswegs, aber den Frohsinn eines reinen Herzens achte ich unendlich höher als Beide; denn ohne ihn sind alle Schätze der Erde nichts, und der Arme ist deßhalb, ungeachtet mancher Leiden, bei seinen Kartoffeln doch glücklicher als der Reiche bei seinen Juwelen. — „Der Haß könnte mir nur dann wehe thun, wenn ich ihn verdiente. Ich denke aber so: „Der Schlechte ist des Hasses unwerth, der Gute über allen Haß erhaben. Zudem ist, den Haß versöhnen, ein süßes Geschäft, und das Gelingen nicht so schwer, als Manche glauben, die stets lieber versöhnt werden, als versöhnen wollen. — Die Rache mag immerhin mit Feuer und Schwert anstürmen; der Ruhige weiß den Streichen ihrer Wuth zu entgehen, und der Schuldlose hat in seinem eigenen Heroismus die beste Ägide. Jeder Stern, der an Gottes Himmel glänzt, ist dem Schuldlosen ein Sinnbild der Reinheit und des ihn entflammenden Muthes." — So glaube ich aus der Seele des bessern Menschen gesprochen zu haben.

Dämmerung. Ich stimme Jedem von euch theilweise bei. Die Leidenschaften können dem Menschen eben so verderblich als nützlich werden, so wie selbst die schädlichsten Gifte, mit Gegengiften versetzt und zweckmäßig gebraucht, oft eine heilsamere Wirkung hervorbringen, als die edelsten Kräuter. Überhaupt denke ich mir die Leidenschaften des Menschen als ein kräftiges, wildes Volk, das einem weisen Regenten unterthan ist, der die angeborne Kraft nicht unter-

drückt, ihnen aber auch kein Toben und Wüthen, kein Sengen und Brennen gestattet. Und also soll's auch sein! Wollen sie ihre Kraft mißbrauchen, so muß ein Höherer, — der Geist, — sie in ihre Schranken zurückweisen. Je tiefer und voller der Strom, desto besser; doch müssen Dämme da sein, die ihm das verwüstende Austreten wehren. Dann sind die Leidenschaften nicht so schrecklich, als Du, Schattenbruder, sie siehst, aber doch fürchterlicher, als das heitere Lichtwesen es glauben will, weil der Eine immer nur die dunkle und böse Seite aller Dinge und Verhältnisse bemerkt, der Andere nur die schöne und gute betrachtet. Daher so viel Einseitigkeit und Übertreibung in den Ansichten und Ansprüchen! Daher unter den Menschen alle Diejenigen, die nur gute oder böse Geister zulassen, nur empörende Laster oder übermenschliche Tugenden kennen und schildern, aber keine Mittelwesen, keine Mittelgattungen. Gefalle sich, wem's beliebt, in den Extremen von Lichtgemälden oder Nachtstücken! Ich lobe mir die Mondscheingemälde im menschlichen Leben, welches doch größtentheils aus einer Verschmelzung von Licht und Schatten besteht, die bald als Abenddämmerung zur Nacht hinab, bald als Morgendämmerung zum Licht hinauf fährt.

Indem die wunderbaren Wesen also sprachen, breitete die Nacht ihren schwarzen Mantel über die Schöpfung aus, sie, die alles Leben zur Ruhe gehen heißt, um ein neues Leben in vollkräftiger Fülle hervorzubringen, und im Schoße des tiefsten Dunkels, wo die Vernichtung zu thronen scheint, den Tag mit seinen Millionen Lichtstrahlen, Gestal-

ten und Farben bildet. Unter dem Schleier der Nacht versinkt der rastlos geschäftige Mensch mit seinen Leiden und Freuden, mit der Gesundheit des Leibes und der Seele, so wie mit dem Heere seiner körperlichen und Gemüthskrankheiten, in den Schlaftod und in der Traumwelt äffende Nichtigkeit, während alle Elementarkräfte an der Bildung der irdischen Natur arbeiten, und oft in einer Nacht Schöpfungen auf und in der Erde entwickeln, dem Menschen zur Bewunderung oder zum Entsetzen, daß er ausruft: „Gott! Du bist groß im Vernichten wie im Schaffen!" —

VII.

Die ausgestorbene Stadt und das Nasenkabinet.

Im Glanze des schönsten Sommermorgens lag eine große Stadt vor mir mit ihren Wällen, Thürmen und Palästen. Die respektable Gesellschaft der Marionetten und Elementar-Geister, die sich unerwartet wieder eingefunden hatte, zog so fröhlich einher, wie ein Schwarm von Ansiedlern, die in ein Eldorado einzufallen gedenken. Das vielstimmige Getöse wurde jedoch nach und nach immer leiser, als wir in die Vorstädte einrückten, in deren ausgestorbenen Straßen das tiefste Schweigen herrschte. Mich selbst ergriff diese Grabesstille am stärksten. Ich sah Menschenwohnungen und keine Menschen;

ich sah in den Häusern offene Fensterflügel, aber kein heraus-schauendes Menschenantlitz; ich hörte keinen Laut der Menschenstimme; ich blickte nach den Thürmen, — keine Glocke erfreute mich durch einen Klang, und die Zeiger der Thurmuhren standen unbeweglich. Selbst die gellendste, schnarrendste Menschenstimme hätte mich jetzt mehr erfreut, als sonst die wohlklingendste Stimme eines Barytons; selbst das mir sonst so verhaßte Wagengerassel wäre mir jetzt angenehm gewesen. Aber Alles war und blieb stumm.

Als wir unter der Wölbung eines gewaltigen Stadtthores dahin wandelten, widerhallten die Schritte der sehr gemischten Karawane dumpf und schauerlich. Am Schranken der Thorwache lehnten die Feuergewehre, wie gewöhnlich, in den Holzeinschnitten; und die Fahne flatterte im Windhauche, es war aber kein Soldat zu sehen. Ich nahm eine Flinte in die Hand, spannte den Hahn, und drückte — das jetzt unschädliche und unnütze Mordinstrument los, mit Blitz und Knall. Die erschrockenen Marionetten schrien laut auf, die Thiere ergriffen die Flucht. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, die zitternde Furcht wieder zu beschwichtigen.

Wir rückten vorwärts; der Heereszug gerieth aber in's Stocken, indem am Eingang in eine schmale Gasse ein umgeworfener Leichenwagen uns den Weg versperrte, dessen Pferde sich vermuthlich nach vergeblichem Harren selbst frei gemacht hatten, als der lang erwartete Sarg, aus Mangel an Leichenbestattern, nicht zum Trauerwagen gebracht wurde. Dieses letzte Leichenbegängniß konnte wahrscheinlich nur

dann vor sich gehen, wenn der Tod sich selbst auf den Bock gesetzt und die Stelle des Leichenbestatters und des Todtengräbers zugleich versehen hätte.

Indem ich mir dieses dachte, kam der Tod wirklich aus einem Hause, und trug, gleich einem Lastträger, einen Sarg wie einen Koffer auf dem Rücken, setzte ihn auf die Erde, lief mit geschäftiger Eile von einem Haus ins andere, brachte Särge auf Särge, und stellte sie in der Form von Piramiden und Obelisken hoch über einander. Als er uns erblickte, grüßte er freundlich nickend und sagte: „Ein schönes Stück Arbeit! Und das ist doch nur eine einzige Gasse einer einzelnen Stadt. Die Sache geht mich wohl eigentlich nichts an; ich leiste nur das Officium boni viri. Ich möchte gern Alles, was die ci-devant-Menschen bemakelt, entstellt und verwirrt haben, nun in Ordnung sehen; nur deßhalb lege ich mir die herkulische Arbeit auf, den Augias-Stall, Erde genannt, in Ordnung zu bringen. So lange noch Menschen lebten, wäre ohnedies jeder Versuch der Art ein durchaus fruchtloser gewesen. Du, letzter Mensch, Du könntest mir allerdings noch Unordnung und Verwirrung machen; ich rathe Dir aber als guter Freund, Dich wohl in Acht zu nehmen; vergiß nicht, daß wir uns noch einmal treffen! Auf Wiedersehen!“ — Der muthwillige Tod versetzte den aufgethürmten Pyramiden und Obelisken ein paar so derbe Stöße, daß alle Särge über und durch einander stürzten. Er selbst sprang lachend davon; wir aber erschraken über das kollernde Getöse und ergriffen die Flucht. Ich sah mich aber

genöthigt, schon in der nächsten Gasse Halt zu machen, da mir der Athem fehlte.

Der panische Schrecken dieser plötzlichen Flucht verursachte, daß mehrere unserer Gesellschaft sich verliefen und erst spät wieder zusammentrafen. So z. B. war die Ondine aus Verzweiflung in das wasservolle Becken eines Springbrunnens gesprungen; der Salamander bemerkte im Hintergrunde einer offenen Schmiede die Feueresse; er setzte alle Blasebälge in Bewegung und hörte nicht auf zu blasen, bis die Flammen hoch aufloderten, in deren prasselnde, sprühende Mitte der Glühende, alles Feuer überstrahlend, sich dann setzte, und sich, während von ihm selbst Flammen ausströmten, in der Glut, die er mit seinen Flügeln immer stärker anfachte, wohl geschehen ließ. Der düstere Gnome verkroch sich in eine finstere Bierhaus-Spelunke, zwischen deren von Rauchtabakqualm geschwärzten Wänden die mephitischen Luftwogen eines todten Meeres brüteten. Ich selbst erblickte eine offene Limonadehütte, und trank, da ich einen brennenden Durst fühlte, unendlich viel Limonade, Orangeade und Mandelmilch so unausgesetzt, bis eine halb sichtbare Gestalt, welche viel Ähnlichkeit mit meinem Arzte zu haben schien, mir das Glas nahm und mich aus der Hütte zog.

Indem ich mißmuthig weiter ging, erregte eine schwarze Tafel mit großen goldenen Buchstaben meine Aufmerksamkeit. Die Aufschrift lautete: „Neu errichtetes Nasen-Kabinet.“ Neben der Thür der Bude klebte eine gedruckte Ankündigung, welche die Wichtigkeit der Nase und des Nasenstudiums nachdrücklich und dringend empfahl. Unter mehreren

Citaten aus verschiedenen Werken älterer und neuerer Schriftsteller für und wider die Nase, als Geruchswerkzeug und physiognomischer Telegraph, wurde auch die folgende Stelle aus einer Erzählung *) des berühmten Tiek angeführt: „Die Nase, die arme, die von allen Theilen (des Gesichtes) sich am meisten hervorarbeitet, uns Unglückliche von den Thieren unterscheidet, bei denen Maul und Schnauze so freundlich eins werden, und die beim Menschen als Höcker und Blocksberg der Tummelplatz aller Hexen und bösen Geister wird, — wird sie nicht schon der kalten Luft und des Schnupfens wegen bei den meisten Menschen zum Sausewind und zur Trompete und Schlachtposaune?" —

Ich rief einige meiner Reisegefährten herbei. Wir traten mit schweigender Ehrfurcht in die Bude, und erblickten, systematisch geordnet, Nasen von allen möglichen Formen, mit Stoff und Farbe so künstlich gebildet, daß ich beim Anschauen und Betasten versucht wurde, sie für wirkliche, natürliche Menschennasen zu halten.

Meine Begleiter, insbesondere die beiden Gnomen, fanden an der Besichtigung dieser Nasen großes Wohlgefallen. Sie nahmen Stück für Stück in die Hand, und machten über jede Nase ihre Bemerkungen. Der lustige Gnome behauptete, die Nase sei der wahre Leuchtthurm des menschlichen Angesichtes, und diene dazu, dem Beobachter die dunkelsten Tiefen der Seele zu erhellen, so daß man an vielen Nasen nicht nur den Charakter, sondern sogar die Lebensgeschichte eines Menschen lesen

---

*) Die Gemälde.

könne, und dies gehe so weit, daß man sogar bei Menschen ohne Nase wohl wisse, was man von ihnen zu denken habe. „Seht nur (rief er, eine Nase hoch empor haltend, mit Pathos), seht nur z. B. diese römische Adlernase! Welcher Ausdruck von Hochmuth, Herrschsucht und Verachtung! Sie ruft: „Kniet nieder, ohnmächtige Kreaturen, befolgt dienend meinen Wink, und gehorcht dem Hochbegabten, den die Natur geschaffen hat, euch zu beherrschen!" —

„Wendet nun eure Augen nach dieser Habichtnase! Ihre stark gekrümmte Gestalt verräth deutlich den menschlichen Raubvogel. Die unschädlichste Habichtnase ist die weibliche, deren schöne Eigenthümerin nichts Anderes raubt, als — Männerherzen, oder, hier und da ein Bischen vom guten Ruf ihrer holden Schwestern. Eroberer, Wucherer, Verleumder und Verführer sollten durchgehends Habichtnasen haben, damit sie daran so gut, wie der Habicht selbst an seiner Gestalt und Farbe zu erkennen wären. — Seht nun diese spionirende Spür- und Spitznase. Sie verkündet rastlose Neugier und witzelnde Spottsucht. Ihre bewegliche Spitze scheint immer zu fragen: „Was gibt's hier? was geschieht dort? Ihr Faltenlegen und Rümpfen ist stets der Vorbote einer satyrischen Bemerkung, da sie sich gern in Alles mischt, um sich über Alles moquiren zu können. Die von der Wurzel an gekrümmte Papageinase charakterisirt ihren Besitzer hinlänglich. Denn so wie die Papageien die Affen unter den Vögeln sind, so sind die mit Papageinasen begabten Menschen größtentheils die Affen und Papageien unter den Menschen, das heißt: possirliche, spaßhafte We-

sen, zum Nachahmen geneigt und meistens auch mit glücklichem Erfolge, dabei ziemlich reizbar. Die massive Kupfer- oder Karfunkel-Nase hier erklärt unläugbar, daß derjenige, als dessen purpurnes Gesichts-Vorgebirge sie einst leuchtete, einer der eifrigsten Verehrer des Bacchus war. Die lange, schmale, gerade griechische Nase deutet auf gediegenen Geschmack, klaren Verstand, Besonnenheit und Gemüthsruhe; die kurze, aufgedunsene Kalmukennase auf Wildheit und Tollkühnheit, das Stülpnäschen auf Schalkhaftigkeit, das niedliche Stumpfnäschen auf Gutmüthigkeit und Frohsinn. Selbst im Thierreiche spielt die Nase eine wichtige Rolle. Die Hunde überhaupt, und insbesondere die Spürhunde, sind wahre Nasenkünstler. Ihnen ist der Geruch das, was den Sterblichen die Menschenkenntniß. Die Kuh wittert mit emporgehobener Nase den Regen. Das Nashorn hält, sobald es Verdacht schöpft, die Nase in den Wind; wer ihm nahe kommen will, muß daher seinen Weg gegen den Wind nehmen. Die Nasenbremse, Oestrus nasalis, hegt für die Nase eine solche Vorliebe, daß sie dieselbe sogar zur Wiege macht, und ihre Eier in die Nasenlöcher der Pferde, Esel, Hirsche und Schafe legt, wo sie dann wohlgeborgen so lange bleiben, bis sie hinlänglich erwachsen sind, und durch ihr Kriechen einen Kitzel erregen, der das Thier niesen macht, wodurch sie aus dem Nasen-Erziehungs-Institut in die Welt geschickt werden. Der Mensch hat mit seinem Stiefbruder, dem Affen, nebst vielem Andern auch das gemein, daß die kurze, platte Nase des Affen mit der menschlichen einerlei Stellung hat. Jedes Wesen, das mit einer Nase begabt ist, preise sich glücklich!

Eine schön geformte Nase verschönert, eine häßliche entstellt das Gesicht, aber selbst die häßlichste Nase ist noch immer besser als keine, denn sie erhält doch den Sinn des Geruches und leistet ersprießliche Dienste beim Athmen und Sprechen. Selbst die Nasen der Götter haben sich einst an den Düften erfreut, welche von den Opfern der Menschen zum Olymp emporstiegen. Welchen Einfluß hatte die Nase auf die Stimme des Menschen! War die galante Sprache der großen Welt — die französische — nicht eine Nasensprache? Wie hübsch ließ das Näseln mancher kokettirenden Frau! Wußten nicht die berühmtesten Sänger dem Mangel einer Bruststimme und der hohen Töne dadurch abzuhelfen, daß sie mit vieler Kunst durch die Nase sangen? Sind kalte oder heiße Nasen nicht untrügliche Zeichen von Gesundheit oder Krankheit bei Menschen und Hunden?"

Die Anmaßung und die vorlaute Geschwätzigkeit des Gnomen verdroß mich; ich riß ihm eine der künstlichen Nasen aus der Hand, und fiel ihm in's Wort:

Ein Beweis für die Wichtigkeit der Nase, und zwar der stärkste von allen Beweisen, liegt darin, daß die Nase gleichsam ein lebendiges Lexikon von Sprichwörtern praktischer Lebensweisheit geworden ist. Von einem Menschen, der sich unberufen überall eindrängt, Alles, was ihn doch nichts angeht, aus alberner oder kecker Neugierde wissen und sich in Alles einmischen will, wobei man seine Mitwirkung weder bedarf oder wünscht, — von einem solchen Menschen sagt man, daß er seine Nase in Alles stecke. Von einem Bürschchen, das kaum der Schule entlaufen ist und doch schon Andere tadeln und weise Lehren

austheilen will, obschon er selbst noch überall anstößt, sagt man: „Er sei ein naseweises Bürschchen,“ das heißt, er unterstehe sich, Menschen, Handlungen und Werke zu bekritteln, obschon er noch nicht weiter sieht, als seine Nase reicht. Im Gegentheil sagt man von demjenigen, der entweder aus Geistesschwäche, oder aus Mangel an Charakterstärke, oder aus Leichtsinn und Leichtgläubigkeit, oder aus übertriebener Bescheidenheit von Andern sich willenlos gängeln und leiten läßt, wie ein Ball, der von fremden Händen dahin oder dorthin gestoßen wird: „Er lasse sich an der Nase herumführen.“ — Die Nase hat so viel Stolz und Ehrgefühl, daß eine ungeziemende Berührung derselben den ganzen Menschen in Zorn versetzt. Ein Nasenstüber gilt für eine schmähliche Beleidigung; er fährt dem damit Betheilten wie ein elektrischer Funke durch den Leib. Moralische Nasenstüber haben oft die bittersten Feindschaften veranlaßt; politische Nasenstüber haben ganze Nationen allarmirt, und Kriege entflammt.

Soll Jemand einen Weg einschlagen, welcher als der geradeste, richtigste und beste gewiß an's Ziel führt; soll er etwas thun, was einfach, recht, klar ist, und, fern von allen Windungen und Krümmungen der Klugheit und Schlauheit nur eine gesunde Vernunft erfordert, so gibt man ihm die Weisung, daß er nichts weiter zu thun habe, als gerade der „Nase nachzugehen.“ Will man einen Menschen bezeichnen, der auf den ersten Blick alle Verhältnisse durchschaut, Jeden schon aus der Ferne kommen hört, den Vogel an den Federn erkennt, was Andere im Schilde führen,

schon merkt, ehe sie selbst es ahnen, aus dem Tone, mit dem ein Wort gesprochen, und aus der unscheinbarsten Miene oder Geberde, von welcher es begleitet wird, den verborgenen Sinn herausspürt, so sagt man, er habe eine „feine Nase." Von einem aufgeblasenen Menschen voll Stolz und Eigendünkel, der sich immer für besser hält, — als alle Andern und immer hoch aus will, sagt man: „Er trägt die Nase hoch." — Wer gerne die Fehler seiner Nebenmenschen aufdeckt und tadelt, ohne seine eigenen von gleicher Art zu erkennen, wer den Splitter im Auge des Andern sieht, aber nicht den Balken im eigenen, dem gibt man den guten Rath: „Er möge sich selbst bei der Nase nehmen." Wenn man Einen zum Besten oder ihn überlistet hatte, wodurch das Gegentheil von dem, was er wollte, geschah, so heißt es: „Man habe ihm eine Nase gedreht." Von einem Menschen, der sich so wenig verstellen kann, daß Jeder sogleich erräth, was er denkt, fühlt oder wünscht, pflegt der Errathende zu sagen, „er habe es ihm an der Nase angesehen." — Daß man die aus der Mitte des Gesichtes hervorspringende Nase für etwas Ernstes und Gewichtiges halte, bestätigt auch die Redensart: „Er hat eine Nase (d. i. einen Verweis) bekommen." In dem Ausdrucke: „Einem eine Nase drehen," ist die Nase fast gleichbedeutend mit Korb, nur etwas anzüglicher und derber. Sehr zu beklagen ist der Ärmste, dessen Plane so vereitelt, dessen Wünsche und Hoffnungen so zu Wasser werden, daß er „mit der langen Nase abziehen" muß. Will man etwas Unmögli-

ches recht anschaulich machen, so gebraucht man die Redensart: „Sich selbst die Nase abbeißen." Einen höchst traurigen Beweis, daß die Nase als eine Zierde des Gesichtes angesehen wird, liefert die barbarische Sitte wilder Völker, den gefangenen Feinden die Nase abzuschneiden und sie dieser Zierde zu berauben. Ein Menschen-Antlitz ohne Nase, und wäre es selbst das schönste, gewährt einen abscheulichen Anblick."

„Eben deßhalb war man auch schon vor langer Zeit darauf bedacht, den Mangel natürlicher Nasen durch künstliche zu ersetzen. Der Erste, der ein solches plastisches Kunstwerk glücklich zu Stande brachte, war Kaspar Taliacotius, Professor der Physik und der Wundarzneilehre zu Bonn, geboren im Jahre **1489**, gestorben **1553**. Dieser Mann errichtete eine förmliche Nasen-Manufaktur. Es ist ein Geheimniß geblieben, aus welchem Stoffe er seine Nasen machte; so viel aber weiß man, daß er Nasen von den verschiedenartigsten Formen bildete und dieselben mit Menschenhaut von weißer, brauner, rother, gelber &c. Farbe überzog, so daß Jeder sich eine zu seinem Gesichte passende Kunstnase aussuchen konnte. Einige Nasengattungen standen wegen besonderer Schönheit oder Seltenheit im hohen Preise, wie z. B. schöne Adlernasen oder glühende Karfunkelnasen; Nasen von gewöhnlicher Art waren dagegen sehr wohlfeil zu haben. Dieses Nasen-Monopol bereicherte den Eigenthümer in kurzer Zeit um so mehr, als er seine Kunstgebilde so einzurichten wußte, daß man damit sogar Schnupftabak genießen und auch niesen

konnte. Der gelehrte Taliacotius sah ein, wie sehr das physiognomische Charakterstudium durch den Nasenmangel erschwert würde, und daß selbst die Menschenliebe dabei leiden müsse, indem man einem Menschen ohne Nase auch nichts an der Nase ansehen könnte.

Wäre das Menschengeschlecht nicht ausgestorben, so würde ich eine Nasal-Lehrkanzel errichten, und meinen Schülern als Regeln der Lebensweisheit zurufen: „Haltet eure Nase in Ehren, damit ihr sie erhaltet! Martial sagt: Non cuicunque datum est habere nasum. Seid nicht naseweise! Steckt eure Nase nicht in Alles! Tragt die Nase nicht zu hoch! Hochmuth kommt zum Falle. Hütet euch, übereilt und unbesonnen die Nase zu rümpfen! Dreht Keinem eine Nase, damit ihr nicht selbst eine Nase bekommt, und sucht denen, die euch wohlwollen, Alles an der Nase anzusehen! So werdet ihr nicht leicht irgendwo mit leerer Nase abziehen. —

Auch in der Weltgeschichte spielte die Nase stets eine bedeutende Rolle. Bei einigen wilden und barbarischen Völkern mußten die Weiber Nasenringe tragen, als ein Zeichen ihrer sklavischen Abhängigkeit von den Männern. Die guten Damen suchten sich diese Schmach wenigstens dadurch etwas zu erleichtern, daß sie Ringe von Gold, und mit Edelsteinen besetzt, verlangten, damit dieselben den Männern theuer zu stehen kamen, und der weiblichen Nase als Schmuck und Zierde dienten. Jedermann weiß, daß Sokrates eine kleine, breite, platte, häßliche Stülpnase hatte. Ein Phisiognomiker, der ihn nicht kannte, zog aus dieser Nase

den Schluß, ihr Besitzer sei nicht nur ein Trunkenbold, sondern auch ein unverschämter, ausgelassener Mensch. Sokrates, weit entfernt, dem Kritiker zu widersprechen, erklärte vielmehr offenherzig, sein natürliches Temperament sei allerdings so beschaffen, wie Jener es geschildert habe, und die Veredlung des angebornen Naturels sei nur das Werk der Philosophie. Die Nase hatte also Recht. Bei den alten Hebräern galt eine lange Nase als Zeichen eines sanften geduldigen Gemüths; eine platte Nase schloß aber sogar vom Priesteramte aus. In dem Buche der Sprichwörter bezeichnet der Ausdruck: „Er hat eine kurze Nase," stets einen Zornmüthigen, die Worte: „Er hat eine lange Nase," aber einen Sanftmüthigen. Ein auffallendes Beispiel, daß man boshafte Leute auch mit der Nase bestrafen kann, gab ein Elefant; freilich darf man dabei nicht vergessen, daß eine Elefanten-Nase (vulgo Rüssel), mehr ausgibt, als eine menschliche.

Besagter Elefant von Surat, welcher, wie Hamilton in seiner Reise nach Ostindien erzählt, täglich mit seinem Wärter durch die Straßen der Stadt ging, um an den Platz zu kommen, wo er sich des Wassers erfreute, schritt jedesmal an der Wohnung eines Schneiders vorbei, der, mit seiner Arbeit beschäftigt, am offenen Fenster saß. Der Elefant streckte seinen Rüssel so hoch empor, daß er dem Meisterlein das Gesicht berührte. Der erschrockene jähzornige Nadelheld stach den Elefanten mit der kleinen Waffe in den verwegenen Rüssel. Der Elefant ging ruhig weiter, jedoch wohl eingedenk der erlittenen

Beleidigung. Nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, sog er noch so viel Wasser ein, als der Rüssel zu fassen vermochte. Als er nun auf dem Rückwege das Schneiderlein wieder am Fenster erblickte, spritzte er die ganze Wasserladung mit solcher Gewalt in das Zimmer hinein, daß der Kleiderkünstler, vom Stuhle hinabgeworfen, unter den Tisch fiel. Ob die Feindseligkeiten zwischen dem Schneider und dem Elefanten noch weiter fortgesetzt wurden, kann ich Dir, mein lieber Gnome, nicht sagen; dafür aber will ich Dir viele Bemerkungen aus klassischen Schriftstellern der Griechen und Römer über die Nase mittheilen. Horaz *) deklamirt gegen die schiefen Nasen, Catull **) setzt die große Nase eines Mädchens unter die Haupt-Ingredienzen der Häßlichkeit. Lucian ***) und Philostrat [1]) nennen die wohlgestaltete Nase eine symmetrische; für schön galt eine volle, gerade, leichtgekrümmte Nase, die an den Nasenöffnungen ein Bischen ausgebreitet war. Martial [2]) verlangt, daß an einem schönen Jüngling die gekrümmte Nase nicht zu groß sei. Die schöne Aspasia und der schöne Paris hatten, wie Aelian [3]) und Philostrat [4]) erzählen, eine et-

*) **De arte poëtica.**

**) Im 42. und 44. Gedichte.

***) In der Abhandlung: Die Bilder.

[1]) Im 2. Buche seiner Lebensbeschreibungen der Sophisten.

[2]) Im 42. Sinngedichte des 4. Buches.

[3]) Aelian: **hist. I. 12. e 1.**

[4]) Philostrat in **Heroicis.**

was gebogene Nase. Die Perser hielten die gebogene Nase nicht nur für ein wesentliches Merkmal der Schönheit, sondern auch für ein Zeichen von Geistesreichthum *); die Biegung mußte aber sanft und allmälig erscheinen; denn eine ganz krumme Nase galt für fehlerhaft **). Diomedes und Patroklus hatten gerade Nasen; die des Diomedes war um die Nasenöffnung etwas breiter, wie bei den muthigsten Pferden ***). Aristänet [1]) erkennt eine gerade und der Feinheit der Lippen entsprechende Nase, als das Ideal einer schönen Nase. Plato und Pollux [2]) nennen die mit mäßiger Wölbung gebogene Nase eine königliche. Breite, eingedrückte Nasen mit weiten Öffnungen, dergleichen das Gesicht des Sokrates entstellte, nannte man sokratische, auch Silenus- oder Satyr-Nasen [3]). Was nun die Farbe einer schönen weiblichen Nase betrifft, so singt Anakreon:

»Willst Du Wang' und Nase malen,
Mische Milch mit jungen Rosen!«

Nasen mit einem großen Höcker verwirft Juvenal [4]) und Lucretius — — —

Der lustige Gnome nahm es mir sehr übel, daß ich mit einem solchen Aufwande von Gelehrsamkeit prunken

---

*) Plutarch in Apophth. Reg. et Imp. —

**) Terenz im Heaut: 5. Szene.

***) Philostrat im genannten Werke.

[1]) Ein Brief des 1. Buches.

[2]) Plato Lib. V. Politic. — Pollux in Onomastico I. II.

[3]) Macrobius Saturnalium 7. e 3. — Nemesian's 11. Idylle.

[4]) Juv. Sat. 6. v. 108.

wollte, um ihn, wie er sich's einbildete, damit zu beschämen. Er gerieth daher in den heftigsten Zorn und rief mir zu: „Geh' zum Kuckuck mit Deiner Naseweisheit!" — Damit ergriff er die schönen Kunstwerke und begann ein solches Nasen-Bombardement gegen mich, daß mir nichts übrig blieb, als die Flucht zu ergreifen, während er, wie eine Katze auf allen Schränken herumkletternd, mir einen Nasen-Hagelregen nachschleuderte und ein gellendes Gelächter aufschlug.

VIII.

Das Hunds-Diner und die schöne Welt der Affen.

Ich schlenderte ohne Zweck und Ziel, durch mehrere Straßen, die mir allerdings bekannt, aber, weil Alles so menschenleer und so still war, zugleich auch fremd schienen. Mein treuer Pudel folgte mir auf dem Fuße nach, und es gesellten sich ihm bald mehrere Hunde zu, die herrnlos herumliefen, und, entzückt über den lange entbehrten Anblick eines menschlichen Wesens, mich mit Freudengeschrei und Schmeicheleien begrüßten.

Der Zufall fügte es, daß wir an ein großes Gasthaus kamen. Diese Erscheinung setzte mich in kein geringes Erstaunen, indem ich nun erst daran dachte, wie lange es schon

sei, daß ich keine Nahrung zu mir genommen hatte. Ich wußte mich gar nicht zu erinnern, wann ich zum letzten Male gegessen hätte, und es schien mir ganz unmöglich, daß ein Mensch, allen Speisengenuß entbehrend, so lange leben könne. Ich erinnerte mich wohl mancher Menschen, die ohne den geringsten geistigen Genuß lebten und sichtbar zunahmen, doch keines Einzigen, der ohne materiellen Genuß seine Existenz fortgesetzt hätte. Aus meiner Betrachtung ergab sich mir endlich das Resultat, daß entweder ein Wunder oder eine Krankheit, die kein Wunder ist, mich in diesen seltsamen Zustand versetzt habe. Mein Erstaunen wuchs durch die Bemerkung, daß ich selbst in diesem Augenblicke — zwar einen brennenden Durst — aber keine Eßlust fühlte. Durch den Gedanken an die Speisezettel der Gasthäuser erzeugte sich in mir wohl mancher appetitus spurius, allein er ging höchst flüchtig vorüber, und es folgte ihm sogar ein gewisser Ekel vor jedem Speiseduft.

Die Neugier führte mich in's erste Stockwerk. Ein Speisesaal mit Nebenzimmern stellte sich dar. Alle Thüren waren geöffnet, alle Tische gedeckt und mit Gerichten aller Art beladen. Die Hundegesellschaft, die sich indeß bedeutend vermehrt hatte, folgte mir mit vielen Freudenbezeugungen. Der Speisenduft machte zwar auf sie einen bezaubernden Eindruck, dessen ungeachtet aber überschritten sie nicht die Grenzen der Bescheidenheit, und es zeigte sich, daß die ganze Gesellschaft aus Hunden von guter Erziehung bestand, denen der Stock und die Peitsche die be-

sten Grundsätze eingeprägt hatten. Sie wagten es, wohlgesitteten Kindern gleich, nicht, sich selbst von den auf der table d'hôte stehenden Schüsseln etwas zu nehmen; sie sprangen nicht einmal auf die Stühle, sondern setzten sich, der erhaltenen Bildung gemäß, theils neben die Stühle, theils unter den Tisch mit halb vorgestreckten Köpfen.

Dieses zarte Benehmen rührte mich, und ich faßte den edlen Entschluß, mich von den Hunden an Humanität nicht übertreffen zu lassen. Ich gab daher den ungeladenen, aber sehr freundlichen Gästen mit schnalzender Hand ein Zeichen, auf die Stühle zu springen; mein Wink wurde augenblicklich befolgt, und Hundsgesichter aller Art zeigten sich mit schnuppenden Schnauzen. Ich befestigte jedem, der sehnsuchtsvoll Wartenden eine Serviette um den Hals, zerschnitt das Geflügel und die übrigen Braten nach allen Regeln der Anatomie und der Transchirkunst und legte vor. Der Appetit der Gäste war die schönste Lobrede auf die Köche und die menschliche Kochkunst. Der vollkommenste zweibeinige Schmarotzer konnte sich's nicht besser schmecken lassen und eine bessere Laune dabei zeigen. Die im Speisesaale herrschende Stille wurde nur durch das von allen Seiten zu vernehmende, den Anstand nicht verletzende Beißen, Krachen der zermalten Beine, hastiges Verschlingen und Hinabwürgen größerer Brocken, Keuchen, Zähneknirschen und andere Merkmale des eifrigsten Schmausgenusses unterbrochen.

Übrigens ging das ganze Diner ruhig und in bester Ordnung vor sich, bis ein kleiner, weißer, verwöhnter, daher

etwas arroganter Schooßhund den unglückseligen Gedanken faßte, auf den Tisch zu springen, um sich eines noch übrigen Gansflügels zu bemächtigen. Diese verwegene That gab das Signal zu einem allgemeinen Aufstande. Die Macht des verführerischen Beispiels und das plötzliche Erwachen des mißgönnenden Neides brachte alle Hundsseelen in eine solche Aufregung, daß alle Hundsfüße zugleich auf den Tisch sprangen, und eine Hundsschnauze der andern den unglücklichen Gänseflügel zu entreißen suchte. Es kam zu einer förmlichen Hundsschlacht, wobei der Tisch eine totale Niederlage erlitt. Die Scherben der zerbrochenen Schüsseln, Teller, Assietten, Flaschen und Gläser bedeckten das Schlachtfeld.

Ich vermochte es nicht, das Toben zügelloser Wuth länger anzusehen; ich verließ den entweihten Speisesaal mit den Worten: „**Tantaene animis coelestibus irae?** *). Mein treuer Pudel folgte mir mit philosophischer Gemüthsruhe, als wollte er der Erde das Motto setzen: **Plus aloes, quam mellis habet**“ **) oder „**Miseri quibus intentata nites**“ oder: **Quanto quisque sibi plura negaverit, a Diis plura feret**“ ***) oder: „**Vix ea nostra voco**“ [1]) oder: „**Nullum numen abest, si sit prudentia**“ [2]) u. s. w.

---

*) Virgil.
**) Juvenal.
***) Horaz.
[1]) Ovid.
[2]) Juvenal.

In einer der nächsten Straßen bemerkte ich eine Menge Affen. Ich trat näher und sah, daß sie theils vor einem Galanterie- und Modewaaren-Laden, theils vor der Auslage eines Schneiders standen. Die Mienen und Geberden der schauenden Quasi-Menschen drückten Bewunderung und Vergnügen aus. Endlich wagten es die muthigsten der Schar, die Ladenthüren zu öffnen; die Übrigen folgten nach einigem Zögern den Anführern. Ich hielt mich in einer kleinen Entfernung verborgen, um den Ausgang der Geschichte abzuwarten. Nach Verlauf einer Viertelstunde erblickte ich das lustigste Possenspiel. Die Affen traten mit den possirlichsten Grimassen und Sprüngen aus der Bude. Einige als Stutzer gekleidet, trippelten in kurzen Gehröcken und langen Pantalons nach dem Zuschnitt der letzten Mode so affektirt einher, als ob sie wirkliche Stutzer wären; das Collier greque gab ihnen einen eigenen Reiz. Andere schwebten im modernsten Damenkostüm, gaukelnd und schaukelnd, indem sie die Köpfe unter den mit Federn, Blumen und Bändern geschmückten Hüten bald verschämt niedersenkten, bald kokettirend und liebäugelnd nach der Seite drehten. So bildete sich denn in Kurzem eine förmliche Promenade. Die neu gekleidete galante Welt zog auf und nieder, und freute sich zu sehen und gesehen zu werden, ohne sich mit Gedanken oder Empfindungen belästigen zu müssen, wobei denn Alles instinktmäßig auf's Beste vor sich ging. Die Stutzer hatten die Augen mit Brillen bewaffnet; dies verursachte aber, daß Mehrere der Geblendeten karambolirten. Einige hatten Cigarren im Munde, und bliesen den Damen manches

Dampfwölkchen in's Gesicht, was diese aber für Weihrauch hielten, folglich auch nicht übel nahmen. Zuletzt erschien ein ältlicher Affe, welcher zwei große Geldsäcke trug, ihm folgten vier Diener mit gleicher Metall-Ladung befrachtet. Alle Herren und Damen begegneten ihm mit ungeheurer Ehrfurcht, machten zuerst ihm, dann jedem Geldsack eine tiefe Reverenz, und schloßen sich dem Vortretenden an. Ich fragte einen der Letztern, was der sich bildende Zug zu bedeuten habe, und vernahm, daß derselbe, alles Menschenwerk verachtend und verschmähend, nun auswandere, um in einer kleinen Entfernung von der Stadt eine neue Stadt zu erbauen, eine neue Kolonie und dann ein eigenes Reich zu gründen; es seien zu diesem Zwecke bereits mehrere Biber als Baumeister verschrieben, welche auch heute schon eintreffen müßten. „Ein großer Gedanke! Eine kühne Idee! (schloß der Affe seine Nachricht;) so viele Städte stehen da fix und fertig; wir lassen sie ungenützt und bauen eine neue, um zu zeigen, daß man die Menschen auf Erden entbehren kann. Ist das stupende Werk zu Stande gebracht, so magst Du zu uns kommen; wir wollen Dich dulden und werden Dir vielleicht sogar das Ehrenbürgerrecht ertheilen." —

Ich wollte, von gerechtem Zorn übermannt, den Affen packen; er sprang mir aber grinsend über den Kopf. Der Affe lief vorwärts, ich blieb zurück, faßte mich jedoch bald, indem ich schon früher ähnliche Erscheinungen unter den Menschen erlebt hatte.

IX.

Buchhandlung und Apotheke.

Indem ich allein stand, erinnerte ich mich dessen, was jener hochmüthige Affe, der das Affengeschlecht zum Menschengeschlecht machen wollte, von den drei berühmten Affenstädten im Lande der alten Egypter erzählte; dies erweckte in mir den quälenden Gedanken, daß die Erde vielleicht binnen wenigen Jahren mit hunderten von Affenstädten bedeckt und entehrt sein würde, und ich haderte in meinem Unmuth mit dem Schicksal über die Ungerechtigkeit, daß mit dem Menschengeschlechte nicht auch das Affengeschlecht ausstarb.

In solche traurige Betrachtungen versunken, erblickte ich eine stattliche Buchhandlung vor mir. Eine magnetische Gewalt zog mich hinein. Ich nahm ein Buch um's andere aus den zierlichen Schränken, und fand, daß es hier zuging wie im Leben selbst, denn freundnachbarlich stand neben dem Gehaltvollen das Werthlose, neben dem Geistreichen das Geistlose, neben dem Erhabenen das Trivialste, neben dem Genialen das Alberne. Ich suchte mir das Beste heraus, setzte mich in einen Lehnstuhl, vergaß über der Ideenwelt die wirkliche, über den geistigen Freuden alle Leiden des Lebens, und sah mich in ein Elisium versetzt, wo uns Nektar und Ambrosia erquicken, wo Zeit und Raum ver-

schwinden, wo der Lethe fließt, aus dem wir Vergessenheit aller Leiden trinken, bis das Nachtstück unsers Lebens sinkt, wo dann der Balsam quillt, der alle Wunden heilt, und wo ich, selbst ein seliges, unsterbliches Wesen, unter Seligen und Sterblichen wandelte, deren Jeder zugleich Unterthan und König im Geisterreich ist. „Hier," sagte ich, „hier blüht die vollständige Flora des Guten, Schönen und Wahren; hier ertönt die echte Harmonie der Sphärenmusik des Weltalls!" —

Ich machte aber leider nur zu bald die traurige Erfahrung, daß es wenigstens mit der Harmonie hienieden, selbst im Gebiete der Kunst und Wissenschaft, nicht so ganz richtig ist. Ein kritisches Journal des Auslandes erhob sich aus einer Schar von Büchern, stellte sich vor dieselben hin, hielt eine Rede über die österreichische Literatur, und überhäufte die österreichischen Schriftsteller und ihre Werke mit Schmähungen. Ein paar Wiener Zeitschriften wollten ihre Stimme dagegen erheben und den Schreier der Lüge und der nichtigsten Aufgeblasenheit zeihen; ein Buch, das einen Österreicher zum Verfasser hatte, sagte aber mit ruhigem Ton: „Lasset den Schreier schreien! Er lebt vom Schreien. Der Hunger thut weh. Wollt ihr gelobt sein, so öffnet ihm das gelobte Land — des Geldes, nähret den Leib des Armen, und er wird euern Geist preisen." — Mehrere Bücher erhoben ein schallendes Gelächter. Das kritische Journal zerplatzte vor Ärger.

In diesem Augenblicke sprang Arlechino über einen dicken Folianten hervor; er gab dem geborstenen Journal ei-

nige Hiebe mit seinem hölzernen Schwert, und stimmte in das Gelächter der Bücher ein; dann untersuchte er, eine kunstrichterliche Miene annehmend, das auf dem Boden sich hin und her wälzende Journal sorgfältig, und sprach mit komischem Pathos: „Soll ich nun den Rezensenten rezensiren? Ich könnte wohl allerdings auch ein Wort über die Literatur sprechen, indem ich an Buntscheckigkeit und Leichtfertigkeit mit dem buntscheckigsten und leichtfertigsten Journale es aufnehmen kann. Meine Jacke ist aus so vielen vielfärbigen Flecken zusammengesetzt, wie das reichhaltigste Journal; ich kann salti mortali machen und mit dem hölzernen Säbel drein schlagen, wie das lebhafteste und schlagfertigste Journal. Manche Journale sollten eigentlich statt des Apollo mich zum Protektor wählen, meinen Namen als Titel führen und mein Bildniß als Aushängschild nehmen. „Arlechino!" welcher wohlklingende, interessante, vielversprechende Titel für ein Journal! Ein herrliches literarisches Farbenklavier! Ein unbegränzter Spielraum für das Fantastische aller Art! Was nun insbesondere das gegenwärtige, in Qualen vor uns liegende, vor Ärger geborstene Journal betrifft, so wollet ja nicht glauben, daß es wirklich todt sei. Es hat, so zu sagen, ein sehr zähes Leben, und ist nichts weniger als wirklich todt. Der traurige Zustand, in dem es sich jetzt befindet, ist nur ein Scheintod, so wie seine vorhergegangene Existenz nur ein Scheinleben war. — Was nun Dich betrifft, Du armer letzter Mensch, so ist mir zu Ohren gekommen, daß Du vom Schicksal, welches Dir in der Gestalt einer Centifolie erschien, den Auftrag erhalten hast,

die Reise durch eine Welt ohne Menschen nicht nur zu machen, sondern auch zu beschreiben. Ein undankbares Geschäft! Du hast zwar dabei den Vortheil, daß Du dieses ungeheure Werk nicht nur schreiben und selbst lesen, sondern sogar selbst rezensiren kannst; allein wer bürgt Dir dafür, daß Du nicht genug Anfechtungen findest von solchen Wesen, von denen sich Deine Philosophie nichts träumen ließ? Ich habe mich ehemals, wenn es mir an Lebensmitteln fehlte, oder, wenn die schöne Colombine mich auf acht Tage aus ihren Augen verbannte, mit der schönen Literatur abgegeben, und ich guckte da in manche menschliche Journale, die mit Dir recht säuberlich verfuhren; wie wird's aber werden, wenn nach dem Aussterben der Menschen irgend ein unmenschliches Journal erscheint, welches Dich und Dein Werk unbarmherzig zerfleischt und zerreißt? Die Affen und die düstern Erdmännlein z. B. sind Dir, wie Du weißt, spinnefeind. Gerathen diese etwa auf den Gedanken, eine Zeitschrift herauszugeben, so lassen sie Dir kein gutes Haar am Kopfe. Ich will mich also Deiner annehmen und eine Vorrede zu Deinem Werke schreiben, die ungefähr so lauten könnte:

„Geehrtes Thierreich! Liebenswürdiges Pflanzenreich! Schätzbares Mineralreich! Der Verfasser des vorliegenden Werkes schmeichelt sich, nirgend gegen die Bescheidenheit verstoßen zu haben, denn er wußte ja, daß dasselbe keine Leser, folglich auch keinen menschlichen Beifall finden, vielleicht sogar in die Hände von Unmenschen gerathen würde, welche — einen unglücklichen Schriftsteller,

wie Domitian die Fliegen, mit dem Griffel zu tödten pflegen. Er wendet sich daher an euch, ihr drei Reiche der Natur, deren Protektion er ansucht, indem er euch sein Werk widmet. Geehrtes Thierreich, behandle ihn, wie es Dir beliebt! Etwas Anderes zu sagen, wäre überflüssig; denn — bäte er die reißenden Thiere, ihn zu schonen, so würden sie es doch nicht thun wollen; bäte er die zahmen Thiere, ihn zu beschützen, so würden sie es doch nicht thun können. Er erspart sich also die vergebliche Bitte, und überläßt die Einen wie die Andern ihrer Natur, die sie in keinem Falle abzulegen vermögen. Übrigens vertröstet er sich, daß ihr ihm diese Freimüthigkeit nicht für eine Unart oder Unbescheidenheit auslegen werdet."

„Dich, liebenswürdiges Pflanzenreich! fleht er an, daß du ihm keine giftigen Kräuter statt der gesunden unterschieben wollest, wogegen er sich verpflichtet, auch in sein Werk keine giftigen Gedanken, Empfindungen und Bilder einzumischen. Er wird sich daher hinlänglich belohnt finden, wenn du ihm noch ferner den reinen Genuß deines schönen, holden Still-Lebens gestattest und ihm dein wärmster Verehrer zu sein erlaubest. Deine Huld, schätzbares Mineralreich! nimmt er nur so weit in Anspruch, daß er von dir weder Marmor noch Erz zu einem Denkmale verlangt, und daß er auf dein Gold und Silber Verzicht leistet, da er Geld weder prägen, noch unter den gegenwärtigen Umständen brauchen kann. Geehrte und geliebte drei Reiche der Natur! Ihr werdet demnach einsehen, daß der Reisebeschreiber euch sein Werk in der reinsten und uneigen-

nützigsten Absicht zueignet, indem er dafür weder ein einträgliches Amt, noch eine Pension, noch sonst irgend eine milde Gabe verlangt, auch keine versteckte Nebenabsicht damit verbindet." So viel von dem Verfasser, nun zu dem Werke selbst! Ich Arlechino, der allbekannte Springinsfeld, glaube, daß Alles, was der Verfasser in diesem Buche erzählt, reine Wahrheit ist. Ich finde es wenigstens sehr wahrscheinlich, und ich bin doch gewiß viel in der Welt herumgekommen. Dabei gefällt es mir, daß der Verfasser sich über so manche Mängel und Gebrechen, so manches Alberne, Abgeschmackte, Thörichte und Närrische der ausgestorbenen Menschheit lustig macht, ohne boshaft zu sein, und daß er sich, indem er die Unnatur der ci-devant-Menschlein tadelt, mit der Natur befreundet. Der Verlust seiner Brüder, so wie der Verlust aller Theilnahme und Mittheilung mag ihm allerdings schwer fallen; wenn indeß ein Unglück schon sein soll, so scheint es mir besser, ohne Menschen mit der Natur, als mit den Menschen in der Unnatur zu leben."

„Nun denn, ihr sechs Klassen der Thiere! ihr Bäume, Gesträuche, Blumen und Kräuter! ihr Metalle, Steine, Salze, Erden u. s. w.! Geruhet die Zueignung dieses Werkchens gnädig anzunehmen, wenn es ja wirklich existirt! Ich muß aber aufrichtig gestehen, daß mich in diesem Augenblick eine furchtbare Zweifelsucht überfällt. Wie wäre es z. B., wenn der Verfasser, der sich Kuffner nennt, dieses Werk gar nicht geschrieben, die Reise des letzten Menschen gar nicht gemacht hätte? Wie wär' es, wenn ihn

z. B. an jenem Abend, den er im Garten des wackern Oberamtmanns zubrachte, ein Nervenfieber befallen hätte? wenn Röschen nicht gestorben wäre? wenn die Schicksals-Centifolie ihm keinen Reise-Auftrag gegeben hätte? wenn die ganze Geschichte mit allen ihren Abenteuern nur eine Vision im Paroxismus einiger Fiebernächte wäre? wenn der sogenannte Reisebeschreiber, statt hin und her zu reisen, im Bette läge, an dessen Rande der pulsfühlende Arzt neben dem weinenden Röschen steht? Wie wär' es, wenn er oder wenn ich selbst kein wirkliches Wesen, sondern ein erdichtetes wäre und als Vorredner blos in der Fantasie des Fieberkranken existirte? Glücklich Jeder, der sich was einbilden kann! Wie wär' es aber erst, wenn die Menschheit keineswegs ausgestorben und der Fiebertraum des Kranken ein Traum des gesunden Dichters wäre, und sein Werk kein animalisches Lesepublikum (welches noch dazu erst lesen lernen müßte), sondern ein menschliches fände? und wenn der Verfasser wirklich Christoph Kuffner hieße, und wenn Bäuerle's Theaterzeitung, Saphir's Humorist und Witthauer's Modezeitung, die Abendzeitung, die Blätter für literarische Unterhaltung rc. von dem Werke viel Schönes gesagt hätten? oder wenn endlich gar Derjenige, der eine Reise des letzten Menschen zu lesen glaubte, dieselbe nicht läse, sondern sie selbst träumte und seinen Traum für das Werk eines Andern hielte? — Endet, ihr Zweifel! Mir schwindelt. Sein oder Nichtsein, das ist nun die Frage, die ich, und alle Menschen und alle Welten, eben

so gut aufwerfen können, wie Shakespeare's Hamlet!" — Bei diesen Schlußworten seiner Vorrede that Arlechino mit seinem hölzernen Schwerte zwei Kreuzhiebe in die Luft und sprang, leicht wie ein Federball, zum Fenster hinaus.

Ich ließ meinen Vorredner nach seinem Belieben in's Blaue springen, setzte mich an einen Schreibtisch und schrieb:

Vorrede des Verfassers.

„Arlechino ist ein Schelm, aber er hat Recht. An wen soll ich meine Worte richten? Antwort: an das Mineralreich, an das Pflanzenreich und an das Thierreich, mit Ausnahme der Menschheit. Ich bedaure aber die armen Menschen, daß sie dieses Werk nicht lesen können, welches, sei es auch noch so unvollkommen, wenigstens die gute Eigenschaft hat, daß es sie aus dem Einerlei vielfach nachgepinselter Charaktere, verbrauchter Situationen und tausendmal wiedergekäuter Gedanken, Empfindungen und Bilder, in eine fremde Welt versetzt, die bei allen ihren Mängeln und Gebrechen doch einen Reiz der Neuheit hat, und sie in manchen, mit unbekannten Arabesken geschmückten Lebenssalon führt. Jammerschade, daß kein Mensch da ist, der mein Büchlein lesen könnte! Mir bleibt also, leider! nichts übrig, als Schriftsteller und Leser in einer Person, ja eigentlich der Repräsentant und Deputirte oder der Delegat der Lesewelt, und der außerordentliche Großbotschafter der Menschheit zu sein. Will ich mich nicht damit begnügen,

sondern durchaus mehrere Leser haben, so bleibt mir nur ein einziges Hilfsmittel, und dieses würde darin bestehen, daß ich den Versuch machte, einigen der bildsameren Thiere, z. B. Papageien, Kanarienvögeln, Stieglitzen, Hunden, Affen ꝛc. Unterricht in der Sprachlehre zu ertheilen, die mir meine Bemühung vielleicht besser lohnen würden, als manche Grammatikal-Schüler sie ihren Lehrern gelohnt haben." —

Indem ich eben, nach einer kleinen Pause, die Spitze des Federkiels in's Dintenfaß tauchte, um meine Vorrede fortzusetzen, hüpfte Arlechino mit seiner ganzen Gesellschaft in die Buchhandlung. Er bat mich dringend und im Namen Aller, einige Merkwürdigkeiten der Stadt mit ihnen zu besehen, und dabei ihr Cicerone zu sein. Colombine unterstützte die Bitte so anmuthig kokettirend, daß ich nicht widerstehen konnte. Pantalon, keuchend, hager, und ganz schachmatt, äußerte den Wunsch, vor allen andern Dingen eine Apotheke zu sehen, da er solche Heiltempel nur aus Beschreibungen kenne.

Pierrot verlangte, in eine Menagerie geführt zu werden, Arlechino in ein Wachsfiguren-Kabinet, Colombine in's Theater. Wir traten denn sogleich die Reise an. Um den alten, schwachen Pantalon zu schonen, führte ich die schaulustige Gesellschaft zuerst in eine Apotheke.

Wir traten ein, aber Niemand trat uns entgegen. Pantalon sehnte sich nach Arzneien; er hoffte von ihnen augenblickliche Heilung aller seiner vielfachen körperlichen Leiden, und er zitterte vor Ungeduld nach diesen Rettungsmit-

teln. Arlechino schrie nach allen Seiten: „He da! Arzneien her!" — In dem Augenblicke erschien ein mit einem schwarzen Mantel bekleidetes Gerippe und fragte: „Was steht zu Diensten?" — Pantalon erschrak gewaltig und fragte: „Wo sind wir denn?" Der Schwarzmantel erwiederte freundlich grinsend: „Im Arsenal des Todes." — Pantalon fiel schreckenlahm auf einen Stuhl, und Colombine wollte davon laufen. Der Schwarzmantel bot ihr aber voll Galanterie den Arm, führte sie zu einem Ruhebett und sagte: „Nehmen Sie nicht ungütig, daß ich es wage, vor einer schönen Dame in so unmoderner, nachlässiger Tracht zu erscheinen. Was wünschen Sie?"

Colombine. Ich wünsche recht lange zu leben.

Schwarzmantel. Dann bitte ich, sich vor Unmäßigkeit und vor Arzneien zu hüten.

Colombine. Was soll ich aber thun, wenn ich krank bin?

Schwarzmantel. Die Genesung abwarten und gute Diät halten. Insbesondere empfehle ich Ihnen die horizontale Lage im Bette und das Fasten.

Arlechino. Ich wäre immer recht gesund, wenn ich nicht so viele Sprünge machte.

Schwarzmantel. Springen Sie immerhin, nur hüten Sie sich vor den Seitensprüngen!

Pantalon. Ich möchte gern etwas einnehmen; ich habe aber kein Rezept.

Schwarzmantel. Wählen Sie die homöopathische Kurart, z. B. einen Messerspitz gestoßenen Zucker

in einer Maß Wasser; oder die sympathetische Heilmethode?

Pantalon. Worin besteht denn die sympathetische Heilmethode?

Schwarzmantel. Sie ist von zweifacher Art. Ich führe Sie entweder an einigen Reihen von Tiegeln und Flaschen vorüber; Sie lesen die lateinischen Aufschriften, wählen und nehmen dann dasjenige, was Ihnen, dem Wort-Wohllaut nach, am besten gefällt, oder ich schreibe Ihnen ein Rezept, und Sie belieben sich die erwünschte Wirkung der Arznei, welche gar nicht zubereitet wird, mit einer solchen Lebhaftigkeit der Fantasie zu denken, daß der gehörige Effekt nicht ausbleiben kann. Freilich leben manche Menschen so, daß sie alle Heilkräfte der Natur zu Schanden machen, und von der Kunst der Ärzte dann das Unmögliche verlangen. So lebt Mancher von einem Tag zum andern, indem er sich an einem Tage ruinirt, am andern restaurirt, bis endlich unerwartet der letzte Tag erscheint, wo alles Ruiniren und Restauriren ein Ende hat. Bestehen Sie nun, mein Herr! durchaus auf Arzneien, so will ich Ihnen eine Universal-Tinktur bereiten, die dem Einen eben so viel, oder eben so wenig helfen soll, als dem Andern. —

Mit diesen Worten öffnete der Schwarzmantel alle Flaschen und Tiegel, nahm aus jedem etwas heraus, und mischte es blindlings zusammen. Diese unheimliche Operation machte auf uns Alle einen so widrigen, grauenhaften Eindruck, daß wir im Stillen den Entschluß faßten, recht

diät und vernünftig zu leben. Wir schlichen aus dem Arsenal des Todes hinaus, dessen gellendes Gelächter uns nachfolgte.

X.

Wachsfiguren-Kabinet. Menagerie. Verwandlung.

Wir traten nun die Reise in den Tempel des Scheinlebens an. Eine Reihe von Sälen und Zimmern, mit Wachsfiguren bevölkert, empfing uns. Berühmte Männer und Frauen aller Zeiten und Völker machten das Ganze zu einem Pantheon für das Studium der Weltgeschichte. Der erste Saal zeigte uns das Zeitalter des Augustus Octavianus. Ihm standen Mäcenas und Agrippa zur Seite; vor dem Cäsar kniete Kleopatra. Hinter ihm erhoben sich Virgil und Horaz, um einen Lorbeerkranz, welchen sie gemeinschaftlich hielten, lächelnd auf sein Haupt zu setzen. In einiger Entfernung umschlang Arminius einen Eichstamm, düstere Blicke auf die Gruppe heftend. In dem Nebengemache saß Nero mit einer Harfe; er ließ, die Saiten rührend, seinen wilden Gesang über der brennenden Roma ertönen. In einer andern Abtheilung sah man den großen Constantinus, die Blicke zum Himmel erhebend, wo der Entzückte das strahlende Zeichen des Kreuzes erblickte,

von einem halb sichtbaren Chore von Engeln umgeben. In einiger Entfernung stand die stämmige, gedrungene Gestalt des Hunnenfürsten Attila. Wuth entstellte seine häßlichen Gesichtszüge noch mehr. Im Hintergrunde zeigte sich ein Theil der für ihn so unglücklichen Schlacht auf den catalaunischen Feldern. Ihm zur Seite stand ein Scheusal: die Verzweiflung. Unfern dem mit asiatischem Prunk beladenen König saß Rudolph von Habsburg in schlichtem Gewande auf einem Stein; aus einem Gebüsche hervortretend, reichte ihm ein Engel die Kaiserkrone. Ein modern dekorirter Salon enthielt blos moderne Gesellschafts-Gruppen. Zwei bleiche Herren und zwei feuerrothe Damen saßen, Whist spielend, an einem Tische. Ihre schweigsame Aufmerksamkeit paßte sehr gut zu dem Charakter des Spieles. In der Mitte des Salons stand eine gedeckte Tafel; die Gäste ließen sich die Speisen so wohl schmecken, daß sie keine freie Minute fanden, um nur ein Wörtchen zu sprechen. In einer Fensterecke saß ein Gelehrter, der sich durch Alles, was rings um ihn vorging, nicht stören ließ und eifrig schrieb.

Meine italienischen Pantomimen wollten durchaus nicht begreifen, daß die anwesenden Menschen-Gestalten keine wirklichen Menschen seien. Meine Behauptung, daß man aussehen könne wie ein Mensch, ohne deßhalb ein Mensch zu sein, erklärten sie für baren Unsinn. Colombine glaubte, die Leute schliefen; Arlechino meinte, daß sie sich nur verstellten, um mich, der so gescheit sein wollte, zum Besten zu haben und dann auszulachen. Und so entstand denn folgendes Gespräch:

Arlechino. Warum hätten denn diese Leute Augen und Ohren?

Ich. Ich kannte viele Menschen, die Augen hatten und nicht sahen, Ohren und nicht hörten.

Arlechino. Sie spielen Whist; dazu gehört Geist.

Ich. Der Spielgeist und der menschliche Geist sind zwei Dinge von ganz verschiedener Art.

Arlechino. Sieh doch jene gedeckte Tafel an! Die Leute essen und trinken ja, weil sie leben, um zu leben.

Ich. So viel ich weiß, hat sich noch kein Mensch lebendig gegessen und getrunken; wohl aber hatte man genug Beispiele, daß Viele sich todt aßen und tranken.

Arlechino. Und jener Gelehrte — könnte er ein Buch schreiben, wenn er nicht Geist hätte?

Ich. Guter Freund! Da bist Du in einem gewaltigen Irrthum. An geistlosen Schriftstellern und Büchern war noch nie ein Mangel.

Arlechino. Und auch jene beiden Liebenden dort sollen leblos sein? Welche seelenvolle Blicke!

Ich. O Himmel! Mit den verliebten Blicken ist es eine mißliche Sache. Jeder glaubt darin zu finden, was er darin sucht, und sehr oft sind die schönsten Blicke nichts als Surrogate des Gedankenmangels oder schöne Larven häßlicher Falschheit. Ihr seht hier nichts Anderes, als bekleidete Wachsfiguren, die wirkliche Menschen vorstellen sollen. Auf jeden Fall ist das Ganze ein Betrug, aber ein sehr künstlicher und lehrreicher Betrug, welcher, wie gewöhnlich, mehr Wirkung thut als die Wahrheit. Man findet hier eine hi=

storische Wichtigkeit und eine unverkennbare Ähnlichkeit mit manchem historischem Werke darin, daß man die dargestellten ausgezeichneten Menschen dadurch zwar nicht kennen lernt, jedoch mit Zuverlässigkeit annehmen darf, daß sie wenigstens so, wie sie dargestellt werden, gewiß nicht waren; allerdings kein unbedeutender Gewinn für den Geschichtsforscher! Ein zweiter Vortheil, welchen uns solche Wachsfiguren gewähren, besteht darin, daß wir daraus ersehen, wie viel der Schein über den Menschen vermag, und wie das Meiste auf den Schein berechnet ist. Ihr selbst seid nur Scheinwesen, und habt als solche den Menschen einst manche Abendstunden im Theater verkürzt. In die galanten Gesellschaften der großen Welt seid ihr wohl nie gekommen, und ihr habt dabei auch nichts verloren; wollt ihr aber ein wahrhaftes Bild von den lahmen Freuden des mit moralischer Gicht behafteten Salon-Lebens sehen, wie es — mit sehr wenigen Ausnahmen — ehemals auf der Erde Statt fand, so dürft ihr nur die Gesellschaft im modernen Salon hier anschauen. Glaubt mir! der größere Theil bestand nur aus männlichen Wachsfiguren und aus weiblichen Wachspuppen, nach den Modejournalen gekleidet, und nach der herrschenden Mode alles Geistes entkleidet. Diese seelenlosen Geschöpfe versammelten sich, um sich zu unterhalten, hatten aber weder die Gabe, Andere zu unterhalten, noch die Fähigkeit, sich unterhalten zu lassen. Ein Salon war in der Regel ein Tempel der Göttin Langeweile, eine Folterkammer, worin dem Witze die Daumschrauben angelegt wurden, ein Invalidenhaus gebrechlicher Kunsttalente, ein Hospital

von künftigen Krankheiten der Tanzwuth und der Schwelgerei, eine Marktschreierbude von Modekleidern und Modenarrheiten. Glaubt mir! ein großer Theil Derjenigen, die in den Salons zusammenkamen, um sich zu belügen und zu langweilen, waren um nichts besser, als die Wachsfiguren, die ihr hier vor euch seht; es fehlte jenen an echter Lebenskraft und Lebenslust, eben so wie diesen, und ihr ganzes Treiben ging auf ein nichtiges Scheinleben hinaus. Ich lasse es gelten, daß wenige Menschen etwas Gutes oder Großes leisteten; aber daß diejenigen, die das Vergnügen zu ihrem Götzen machten, dessen ungeachtet nicht einmal die Fähigkeit besaßen, sich wahrhaft zu belustigen, das empörte mich oft.“ — Ich hatte kaum die letzten Worte gesprochen, als Arlechino laut aufrief: „Erbärmliche Kreaturen! Ich kann solche Falschheiten nicht ertragen, ihr sollt noch in euern Repräsentanten gestraft werden. Ich, der weltbekannte Lustigmacher, will euch züchtigen, die ihr nach Belustigungen jagt, und dennoch nicht einmal lustig zu sein versteht.“ —

Der Muthwillige zog seinen hölzernen Säbel, sprang rasch herum, führte Kreuz- und Querhiebe und richtete bald eine solche Niederlage an, daß die berühmten und unberühmten Wachsmenschen, verstümmelt und zerstückt, das Schlachtfeld bedeckten, und das Scheinleben ein wirkliches Ende nahm. Dann sprang der Leichtfüßige nach seiner Gewohnheit zum Fenster hinaus; die Übrigen verließen lachend den Salon. Ich schritt der Letzte hinaus, lächelnd, daß ein Arlechino die Stelle der Nemesis vertreten mußte.

Der zudringliche, lästige Pierrot mit seiner einförmigen, schläfrigen Albernheit, ruhte nicht, bis ich mein Versprechen erfüllte und den Halbmenschen mit der übrigen Pantomimen-Gesellschaft in eine Menagerie führte.

Als wir eintraten, geriethen alle Thiere, wie aus dem Schlafe erwachend, in eine gewaltige Bewegung; ein vielstimmiges Getöse von brüllenden, heulenden, kreischenden und zischenden Stimmen scholl uns zugleich betäubend entgegen. Indem die Italiener, Colombinen in die Mitte nehmend, einen Phalanx bildeten und sich schüchtern in einem Winkel des hölzernen Palastes zusammendrängten, erschien plötzlich, wie ein Blitz hereinfahrend, der Salamander; ihm folgten die beiden Gnomen. Alle Thiere verstummten augenblicklich. Der Salamander nahm das Wort und sagte: „Damit die respektable Gesellschaft nicht so unwissend hinausgeht, wie sie hereingekommen ist, und wie manche Menschen einst in das Theater und aus dem Leben gingen; so habe ich die beiden Herren Gnomen beredet, euch die nöthigen Auskünfte zur Belehrung und zum Vergnügen zu ertheilen. Merket auf und beseht euch diese Naturkünstler wohl! Vielleicht findet ihr da Manches, was ihr in euren theatralischen Kunstleistungen mit Vortheil benützen könnt. Wäre das Menschengeschlecht nicht glücklicher Weise noch zur rechten Zeit ausgestorben, so wären die armen Schauspieler ohne Zweifel durch Kunstthiere und Thierkünstler von der Bühne verdrängt worden. Merkt also wohl auf, um noch etwas zu lernen! Gnomen! beginnt euer Amt!“ —

Der lustige Gnome fügte sich dem Auftrage bereitwillig; den Grimassen des düstern Gnomen war es aber anzusehen, daß es ihn ärgerte, eine fremde Superiorität anerkennen zu müssen, und daß ihn dabei nur der Gedanke tröstete, in seine Erklärungen so viel Beißendes als möglich zu bringen.

Der lustige Gnome begann: Ihr personifizirten Maskenrollen der Comedia dell' arte, ihr verkörperten Fantasiewesen, und Du, letzter Mensch, der hier als letzter Theaterdichter, letzter Theaterdirektor und letzter Theaterkritikus dasteht! Legt jetzt die Maske ab, entsagt dem Scheine und vernehmt die Wahrheit! Ihr seht hier einen Löwen und in dem Löwen einen Beweis, wie weit eine Katze es bringen kann, nämlich bis zum Löwen *). Das stolze Bewußtsein dieses Emporkommens bewirkt dann, daß der dem Kopfe der gemeinen Hauskatze so ähnliche Löwenkopf einen imponirenden Ausdruck von Ernst, Stolz, Würde und Hoheit erhält. Der Löwe verbindet mit seiner ungeheuren Stärke eine außerordentliche Schnelligkeit und gibt dadurch den Feldherren die Lehre, daß auch die größten Streitkräfte ein todtes Kapital sind, wenn nicht Geschwindigkeit der Ausführung sie in Gewinn und Vortheil bringenden Verkehr setzt. Überdies ist der Löwe auch ein Sinnbild der Klugheit. Die weniger gefährlichen Waffen der Wilden schrecken ihn nicht; hat er aber einmal die Überlegenheit der Europäer und ihres aus der Entfernung tödtenden Feuergewehres kennen gelernt,

*) Der Löwe gehört bekanntlich zum Katzengeschlechte.

so verliert er Wuth und Muth, und er zieht sich bescheiden und lauernd in unbewohnte Gegenden zurück, aus welchen er dann nur nächtlicher Weile hervorzubrechen wagt, um Beute zu suchen. Dabei gibt er den stärksten Beweis seiner katzenartigen Natur, indem er, gleich der Katze, die eine Maus fangen will, im Hinterhalt lauert, auf dem Bauche kriechend näher schleicht, dann plötzlich hervorspringt und seinen Raub mit den potenzirten Katzenkrallen faßt. So wie der Löwe, gleicht auch der Mensch nicht selten der falschen, bösen Katze. Nachahmung verdient der Löwe darin, daß er nur größere Thiere anfällt, an den kleineren aber verachtend vorübergeht und kein Aas anrührt. Eine bekannte Sache ist es, daß die Löwin an Mutterliebe viele Menschenmütter übertrifft. Oft zeigt sich der Löwe als Charlatan, als Lärmmacher und Meister in der Kunst zu täuschen, indem er, um sein Gebrülle zu verstärken, den Kopf gegen die Erde hält, was denn allen schwächern und zahmen Thieren großen Schrecken einjagt, obschon der vierfüßige Stentor und Nimrod alle Gruben fürchtet, und keine derselben zu überspringen wagt. Glücklicherweise vermehren sich die Löwen, so wie die reißenden Thiere überhaupt, verhältnißmäßig sehr wenig."

„Was soll ich nun vom Tiger sagen? Dieser würdige Vetter des Löwen im uralten Katzengeschlechte weicht an Mordlust und Blutdurst keinem der berühmtesten Tirannen und Eroberer, deren Namen die Weltgeschichte verewigt hat. Zerfleischen und tödten ist sein größtes Vergnügen, selbst wenn kein Hunger ihn dazu stachelt. Diejenigen Trauer-

spieldichter, die in ihren Stücken nur auf das Blutvergießen ausgehen, hätten in dem Tiger das herrlichste Vorbild zu einem tragischen Tirannen und Wütherich finden können, denn er pflegt in seiner Wuth sogar seine eigene Gattin sammt den lieben Kindern zu zerreißen. Nicht minder hätte er auch den Schauspielern, die auf drastisch-grellen Effekt ausgehen, zum Vorbilde dienen können; denn er pflegt, wenn seine Wuth den höchsten Grad erreicht, die Gesichtsmuskeln gräßlich zu verzerren und vor Grimm zu grinsen. Heimtückische, hinterlistige und feindselige Menschen konnten von ihm, so wie vom Löwen, das Lauern im Hinterhalt und das unvermuthete Überfallen lernen. Den Menschen zieht der Tiger, als wäre er selbst ein Mensch, jeder andern Beute vor. Übrigens will ich euch eine Anekdote erzählen, welche beweis't, daß Grausamkeit und Dummheit sich recht wohl vereinigen. Eine Gesellschaft von Herren und Damen lustwandelte einst an einem schönen Sommerabend in Bengalen am schattigen Ufer eines Flusses. Plötzlich springt ein Tiger, dem die blutrothe Zunge lechzend aus dem ungeheuren Rachen hing, aus einem Gebüsche hervor. Eine der Damen beschämte durch ihre Geistesgegenwart alle schreckenstarren Männer, indem sie mit ihrem Sonnenschirme dem Raubthiere so in's Gesicht fährt, daß dieses, von plötzlichem Schrecken ergriffen, entflieht *). Die Einwohner von Sumatra glaubten, daß die Seelen der Verstorbenen in Tigerleiber fahren; hatten sie Unrecht?"

---

*) Siehe Pennant's Reisen in Afrika.

„Die Hyäne hier ist der Schandfleck des wackern Hundegeschlechtes, zu dem sie gehört und beinahe noch grausamer, noch bösartiger als der Tiger. So wie dieser das blutdürstigste aller Thiere ist, so genießt sie den Ruhm, an Gefräßigkeit den gefräßigsten Menschen zu übertreffen. Sie ist ein Sinnbild des Hasses und der Verleumdung, die nicht einmal die Todten ruhen läßt, Leichname aus der Erde wühlt und verschlingt. Auch kann man sie mit habsüchtigen Geizhälsen vergleichen, die eher das Leben lassen als ihren Mammon. Die Afrikaner werfen ihr, um sie zu fangen, einen Sack vor; hat sie einmal in diesen hineingebissen, so hält sie ihn, wie Alles, was sie mit den Zähnen gefaßt hat, so fest, daß man sie bis an den zu ihrem Tode bestimmten Ort fortziehen kann. O Menschen! durch wie viele Leidenschaften seid ihr diesem Thiere ähnlich geworden! Die Thiere waren euere Beute, ihr aber waret die Beute blinder Begierden."

„Dieser schöne Luchs, aus der Katzenfamilie, zeigt große Ähnlichkeit mit einem feinen Politiker. Der Scharfblick seiner großen, im Finstern leuchtenden Augen, sein scharfes Gehör, sein äußerst feiner Geruch und die im höchsten Grade ihm eigene Schlauheit machen, daß er nicht nur seine Beute schon in der Ferne bemerkt, sondern selbst äußerst schwer zu fangen und zu schießen ist. Seine Schlauheit macht auch, daß er sich, wenn er auf eine Beute lauert, immer unter den Wind legt, damit dieser ihm die Spur zuwehe. Er ist dabei ein wahres Leckermaul, denn er frißt, nachdem er seiner Beute zuerst das warme Blut ausgesaugt hat, nur

die schmackhaftesten fleischigen Theile: Herz, Leber und Nieren.“ —

Colombine, die indessen immer unruhiger wurde, rief nun dem düstern Gnomen mit dem freundlichsten Unwillen, dessen die Leichtsinnige fähig war, und mit sehr lebhafter Geberde zu: „Hört doch einmal auf mit eurem gelehrten Prunk! Es mag Alles wohl recht schön und sehr moralisch sein; ich will aber nun einmal in's Theater gehen, und da ist mir alles Andere zuwider.“ —

Ich trat zu der übelgelaunten, liebenswürdigen Kokette und machte ihr begreiflich, daß ich der letzte und einzig vorhandene Mensch auf dieser Erde sei; daß wohl ein schönes Theater mit schönen Dekorationen und einer sehr reich begabten Garderobe bestehe — doch — ohne Schauspieler und Schauspielerinnen; daß wohl manches Stück sich ehemals ohne den geringsten poetischen Werth, blos durch schöne Kleider und Dekorationen, oder durch das vortreffliche Spiel der darstellenden Künstler durch längere Zeit auf der Bühne erhalten habe; daß nun aber nichts Anderes übrig bleibe, als daß die holde Colombine selbst mit ihren Kunstgenossen ein Drama aufführe. — Colombine, die sich schon im Geiste als bewunderte Zuschauerin in einer Theaterloge sah, ward über diesen Antrag sehr ungehalten, und bestand darauf, daß sie nun eine Komödie nicht spielen, sondern sehen wolle. Wenn sie der Vorstellung keine Aufmerksamkeit schenke oder gar von dem ganzen Stück nichts verstehe, so sei das ihre Sache, und Niemand habe sich in ihre Angelegenheiten einzumischen.

Pantalon und Arlechino versicherten, Colombinens Eigensinn sei ihnen sattsam bekannt; sie pflege, wenn man ihr nicht willfahren wolle, ein Spektakel anzufangen.

Ich wollte mich eben erbieten, ein Mondram aufzuführen, da trat ein blauer Fuchs vor und erklärte, sämmtliche in der Menagerie befindliche Thiere seien bereit, unter der Bedingung, daß ich sie frei lasse, ein großes Spektakelstück aufzuführen, wobei sie die menschlichen Thierkünstler zu beschämen hofften. Sie seien demnach gesonnen, zuerst ein Trauerspiel mit komischen Personen aus beliebten schlechten Lustspielen, dann ein Lustspiel mit Personen von verunglückten Tragödien darzustellen. Der Vorschlag fand Beifall. Arlechino öffnete die Behältnisse. Während die vierfüßigen Gefangenen aus ihren Kerkern hervortraten, zog der lustige Gnome einige Blätter aus der Tasche und las einige Ankündigungen, welche einen auffallenden Beweis von den ungeheuren Fortschritten der Menschen und der Thiere liefern sollten.

Die erste Ankündigung lautete folgender Maßen: „Herr N. N., Papageien-Sprachmeister, macht demjenigen Theile des verehrten Publikums, welches Papageien sich anschaffen kann und will, bekannt, daß er gegen ein billiges Honorar — einen Dukaten für die Stunde — bereit sei, den äußerst talentreichen und bildungsfähigen Papageien in allen kultivirten Sprachen Unterricht zu ertheilen, und er gibt sein Ehrenwort, daß er seine buntgefiederten Eleven in kurzer Zeit dahin bringen wolle, manche Fräulein und junge Herrn an

gründlicher Sprachkenntniß, so wie im Conversationston und in der Deklamationskunst zu übertreffen."

In der zweiten Ankündigung, unterzeichnet:

„N. N., Hundslehrer;" trug ein solider Mann in seinen besten Jahren dem Publikum seine Dienste zur Abrichtung der Hunde an, indem er sich erbot, dieselben für alle häuslichen Geschäfte zu dressiren, und sie sogar für die Schaubühne zu bilden.

Die dritte Ankündigung, unterzeichnet: „N. N., möglicher Affen-Instituts-Direktor;" machte kund, daß er die Absicht hege, ein Affen-Institut zu gründen, dessen Zöglinge einen solchen Grad von Bildung erhalten sollen, daß sie nicht nur im Stande seien, Fabriken und Manufakturen zu verstehen, sondern sogar selbst Unterricht zu ertheilen, z. B. in der Fertigkeit, den Begierden und Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen, im blinden Nachahmungstrieb, in der Kunst des Diebstahls u. s. w.

Das vierte Blatt erhielt die Erklärung eines sehr erfahrenen Mannes, welcher im Besitz eines Geheimnisses sei, Menschen als Thiere abzurichten, indem er bemerkt habe, daß viele mit ihrem Schicksale unzufriedene Menschen, die Thiere um ihr Glück beneiden und es mit Mißfallen sehen, wie unvernünftige Thiere sich oft sittsamer und gescheiter betragen, als die vernünftigen Menschen.

Manche Menschen würden dadurch auch in den Stand gesetzt werden, Engagements für stumme Hauptrollen auf Provinzial-Theatern oder Bedienstungen in Geschäften zu erhalten, bei welcher Gedankenlosigkeit das Haupterforderniß

ist. Manche Leute würden auch, wenn sie einige Zeit als Thiere gedient haben, wieder eine retrograde Bewegung in die Menschheit machen können.

Nachdem der Gnome seine Vorlesung geendigt hatte, wollte die ganze Gesellschaft ins Theater eilen, als ein Affe hereinstürzte, mit den Worten: „Wer etwas Großartiges und Herrliches sehen will, der folge mir an's Ufer des nächsten Flußes, wo hundert lappländische Biber so eben mit Erbauung der neuen prächtigen Affenstadt beschäftigt sind!"

Wir eilten, so viel die Lungen und Füsse es uns gestatteten, an das Ufer des Flußes und fanden die Biber wirklich in voller Thätigkeit, indem einige derselben Baumstämme mit den Zähnen absägten, andere das Holz mit dem Gebisse fortschleppten, einige aber Steine und Schlamm zwischen den Pfoten herbeitrugen, worauf die letzten alle diese Baumaterialien unter einander mischten und die chaotische Masse zu verbinden suchten.

Ein Affe, der den Baudirektor vorstellen wollte, sagte mit possirlich behaglichem Grinsen: „Das soll eine herrliche Stadt werden, die alle Städte der Menschen übertreffen muß!" Und seht nur die Biber an, die wir in unsere Dienste genommen haben! Wie geschickt und fleißig sie arbeiten!

Ein alter Biber erhob nun seinen kleinen Kopf mit der kurzen, dicken Schnauze, und sagte:

„Armseliger Prahler! Wir bauen allerdings, — aber nicht für euch, sondern für uns selbst, wie Bedürfniß, Naturtrieb und Kunstinstinkt es gebieten; wir bauen allerdings, — aber keine Affenstadt, sondern Biberhütten, die zum gro-

ßen Weltbaue eben sowohl gehören, wie die reichsten Paläste.“ —

Allgemeines Gelächter erscholl. Der erzürnte Affe ergriff, Rache schnaubend, die Flucht.

Ich lief dem Affen nach, fühlte mich aber plötzlich athemlos, so matt, so erschöpft, daß ich nicht von der Stelle kommen konnte, wie in den Boden gewurzelt stehen blieb, dann zu wanken anfing, endlich gar niedersank, und mich zu meinem größten Erstaunen, plötzlich in einem Bette liegen sah. An einer Seite desselben stand der Affe, ihm gegenüber der Biber auf den Hinterfüßen. Beide hielten mich so fest, daß ich kein Glied bewegen konnte.

Der Affe sagte zum Biber: „Nun scheint die Krisis einzutreten.“ — Der Biber erwiederte seufzend: „Wenn er nur noch Kräfte hat, um sie glücklich zu überstehen!“

Ich dankte Beiden für ihre gütige Sorgfalt, versicherte aber, daß ich nur müde, keineswegs krank sei, und ersuchte sie daher, sich gefälligst zu entfernen, indem ich hinlänglich ausgeruht hätte und sogleich aufstehen wolle. Der Affe drückte mich in das Bette zurück, und der Biber hüllte mich seufzend wieder in die Decke ein, die ich listig und mühsam weggeschoben hatte.

Der Affe ergriff eine Kaffehschale und hielt sie mir an den Mund. Der widrige Bisamgeruch, der mir aus ihr entgegen quoll, reizte mich zu solchem Unwillen, daß ich das Gefäß zurück zu stoßen versuchte. Der gute Biber sah mich mit bittender Miene an, und wie mir schien, mit thränennassen Augen; ich aber rief erboßt: „Entweichet ihr thie-

rischen Quälgeister! Ich, ihr unvernünftige Thiere! ich bin der letzte Mensch, euer Herr und Gebieter!" — Affe und Biber sahen einander wehmüthig an und schüttelten die Köpfe. Indem ich die mir dargereichte Schale hartnäckig zurückwies, erschien plötzlich Colombine zu den Füßen des Bettgestelles und sagte mit weinerlichem Lächeln: „Trinke doch, Schätzchen! Ich bitte, ich beschwöre Dich. Wenn Du mich liebst, so trinke!" In diesem Augenblicke ereignete sich die sonderbarste Verwandlung. Colombine hatte plötzlich das Gesicht und die Stimme des verstorbenen holdseligen, guten, reizenden Röschens. Der Flötenton, mit welchem sie jene Worte sprach, drang mir in's Herz, und machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich, wie ein folgsames Kind, die Schaale ohne Widerrede leerte. Dies war kaum geschehen, da nahm der Affe die Physiognomie meines Arztes an, und an dem Biber erblickte ich die unverkennbaren Gesichtszüge des wackern Oberamtmannes. Ich schrie laut auf: „Röschen! Du lebst? bist Du aus dem Grabe erstanden? hat die Centifolie gelogen? —

Während dieser Worte verwandelte sich das weinende Röschen wieder in die leichtfertige Colombine, flog wie eine Taube zum Fenster hinaus, und ich — trat plötzlich in einen freundlichen schönen Salon, aus dem ich in eine Reihe von Zimmern hineinsah.

XI.

Der bezauberte Salon.

Im Speisesaal stand eine lange gedeckte Tafel; die Seitentische waren mit Flaschen und Wein-Bouteillen aller Art bedeckt. Ringsumher prangten zierliche Töpfe mit exotischen Blumen. Das Diner ward geendigt, nur die Desertteller prangten noch in ihrer bunten Fülle. Der lustige Gnome hüpfte herein, sprang auf den Tisch und rief mit komischem Pathos:

Was nie gesprochen, spreche nun zur Stund'!
Dem Stummen geb' ich Redekraft und Mund.
Erzählet nun, ihr schön geschmückten Wände!
Verkündet uns, als wär's im Reich der Fabel,
Was ihr geseh'n, sagt euer Glück und Ende!
Es spreche Flasche, Teller, Messer, Gabel,
Es spreche Spiegel, Schreibtisch, Toilette,
Stuhl, Luster, Kasten, Bett und Ruhebette,
Guitarre, Flöte und Pianoforte,
Kanari, Papagei und Mandeltorte!

Kaum hatte der Gnome diese Worte gesprochen, als alle Hausgeräthe sich zu regen und zu bewegen anfingen, und mit hellen und dumpfen Tönen durch und untereinander schrieen. Mir blieb nichts übrig, als wie ein Rasender herum zu springen, und wenn auch keine ganzen Lebensgeschichten des Leblosen, wenigstens einzelne Bruchstücke derselben zu erhaschen. Eine dreizackige silberne Gabel erzählte

dem Messer: „Ich begreife nicht, wie ich den Schrecken überleben konnte. Der Mann, zu dessen Dienst ich bestimmt wurde, vereinigte mit schöner Gestalt das liebenswürdigste Benehmen; aus seinen Gesichtszügen leuchtete Geist, Sanftmuth und Edelsinn. Während er mit dem besten Appetite die köstlichen Speisen genoß, fing Einer der ihm gegenüber sitzenden Gäste eine skandalöse Geschichte zu erzählen an, die sich vor Kurzem ereignet hatte. Mein Liebenswürdiger wurde immer bläſser und bläſser. Zwei Gäste sahen ihn bedeutend an, und flüsterten sich etwas in die Ohren. Er hatte mich eben angefaßt, um einen Fasanflügel zu zergliedern. In diesem Augenblicke entschlüpften dem Munde eines Vorlauten die Worte: „Kein Zweifel! Es ist derselbe!" Ob diese Worte meinem Liebenswürdigen galten oder nicht, ist mir unbekannt, doch so viel ist gewiß, daß er plötzlich zu zittern anfing, mich fallen ließ, und, die Serviette vor das Gesicht haltend, wie ein halb Ohnmächtiger aus dem Zimmer schwankte." —

Hierauf nahm ein Löffel das Wort und sagte: „Ich wurde wohl tausend und tausend Mal in manchen Mund gesteckt, voll kam ich hinein, leer heraus, wie ein Fuhrmann, der seine Fracht zuführt und abladet. Eine Beleidigung wurde mir nur ein einziges Mal zugefügt, und zwar von einem sehr gierigen, heißhungerigen Esser, der mich immer mit Heftigkeit in den Mund steckte. Dabei stieß er sich einmal an den lockern holen Zahn, der Schmerz versetzte ihn in einen solchen Zorn, daß er mich hinter den Tisch schleuderte." — „Dich hat man doch wenigstens wieder aufgehoben,

sagte ein auf dem Boden liegendes zerbrochenes Glas, mich aber warf ein Disputirgeist, der stets Recht haben wollte, in seiner Wuth dem Gegner an den Kopf. Ich fiel, ohne mein Ziel erreicht zu haben, zertrümmert zu Boden. Die beiden Zänker waren Bediente, die über ein Trinkgeld in Streit geriethen. So machte das Trinkgeld mich zum Trinken untauglich.“ —

Ich ging nun durch die übrigen Zimmer. In einem derselben, welches vermuthlich einer sehr lebenslustigen Dame angehörte, stand ein Himmelbett und ein Ruhebett. Beide überhäuften sich mit Vorwürfen; das Himmelbett erklärte das Ruhebett für ein überflüssiges und sogar schädliches Möbel. „Du dienst nur solchen Damen (sagte es), die sich entweder einer weiblichen trägen Lebensweise hingeben, oder die ganz naturwidrig leben, die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht machen; Ruhe gewährst du nur den Unruhigen, und auf den Ehrennamen Bett hast du gar keinen Anspruch zu machen.“ —

„O du armseliges Himmelbett! (erwiederte das Ruhebett). In dir finden die Menschen oft mehr von der Hölle, als vom Himmel auf Erden. In dir muß der Kranke unzählige Schmerzen, endlich gar den Tod erleiden. Und selbst der Gesunde, wie viele schlaflose Nächte voll Unruhe und voll Kummer muß er in dir durchwachen! Wie oft bleibst du in Ballnächten unbesucht und vergessen! Leicht und lieblich ist der Schlummer, dessen man sich auf mir erfreut; und glücklich preis't sich der Genesende, wenn ihm gestattet wird,

dich zu verlassen, und seine ersten schwankenden Schritte nach mir hin zu richten!" —

Laut auflachend sagte ein reichlich bestellter Toilette-Tisch, dessen geschüttelte Fläschchen und Silberbüchschen harmonisch erklangen: Laß doch den thörichten Zwist! Die meisten und schönsten Stunden bringt die Schöne und die Nichtschöne nicht bei euch, sondern an der Toilette zu. Ich bin ihre Leibes- und Seelen-Apotheke, ihr Asyl, ihr Tempel der Schönheit, ihr Museum, ihr chemisches Laboratorium, ihr Arsenal, indem sie sich zu Wettkämpfen, Siegen und Triumphen rüstet. Was wäre so manche Bewunderte ohne mich!" — „Weh mir! (ächzte ein Querspiegel mit vergoldetem Rahmen;) wie schmerzt meine Wunde mich!" Ich trat dem Ächzenden näher, und bemerkte einen starken Sprung im Glase. Der wehklagende Spiegel fuhr fort:

„Ach! was ist alle irdische Größe! wie sehr bin ich herab gekommen! Ich war, als ich noch in der Länge hing, nochmal so groß. Auf einmal fiel's meiner Gebieterin ein, ich sei zu groß. Ich mußte mir's gefallen lassen, mit mir selbst entzweit und doppelt nach der Breite aufgehängt zu werden nach der neuesten Mode. Unlängst geriethen die lieblichen Gesichtszüge meiner heftig erzürnten Gebieterin in eine häßliche Verzerrung. Ein barsches Brüderchen sagte zu ihr: „Wie abscheulich siehst Du aus!" — Sie trat fragend zu mir; ich bekräftigte den Ausspruch des Brüderchens. Sie ergriff einen Tiegel vom Toilettetisch und warf ihn nach mir. Meine Wunde ist die traurige Folge meiner Aufrichtigkeit. Ein Blick in die Zukunft sagt mir, daß mir eine Zer-

stückelung droht, und daß den Trümmern meiner ehemaligen Pracht die Schmach bevorsteht, nächstens Zofen, Köchinnen und Bedienten dienen zu müssen! — Nun begann ein allgemeines Gespräch der Geräthschaften, in dem sie die ihnen ertheilte Macht und Freiheit der Rede wie in einem Parlament benützten, und alle zugleich zusammen schrien, so daß ich aus der chaotischen Wortmenge nur Folgendes vernehmen konnte.

Der Schreibtisch rief: „Ich bin hier ein ganz überflüssiges, unnützes Wesen. So lang ich da stehe, hat die reizende Mathilde ein einziges Mal auf mir die Antwort auf einen Liebesbrief geschrieben, von der ich nur so viel sagen kann, daß sie voll Unsinns, voll orthographischer Fehler und voll von Tintenklecksen war, worüber das Holländer Papier in einen unbändigen Zorn gerieth und dem Gänsekiel die bittersten Vorwürfe machte, der zu seiner Entschuldigung anführte, die höchst echauffirte Schöne habe ihn so zerkaut und zerbissen, daß er vor Schmerz außer sich war. Er schloß mit den Worten: „Es ist doch empörend, daß ein Gänschen den Kiel einer Gans so mißhandeln darf. Wenn sie doch wenigstens eine Almanach-Novellen-Dichterin gewesen wäre!"

Bücherschrank. Was soll dann ich erst sagen? Ich muß eine Last von Büchern tragen, von denen sie nicht ein einziges in ihre Lilienhände genommen hat. Ich komme mir vor, wie ein Baum mit giftigen Früchten, die Niemand anzurühren wagt.

Kleiderkasten. Desto mehr mußte ich den ganzen

Tag leiden, geöffnet und geschlossen ohne Aufhören! Und dabei welche Unordnung unter den hin und her geworfenen Kleidern! „Keine Ruhe bei Tag und Nacht! Nein, das ist für wahr zu toll!"

Ein Sessel. Seht mich Ärmsten mit meinen drei Füßen an! Auf mir saß die schöne Mathilde, als eine maliziöse Freundin ihr mit Worten vollüberzuckerter Galle, die Schreckenskunde brachte, daß der Kopfschmuck und das Pariserkleid ihrer Nebenbuhlerin auf einem Balle mehr als ihr eigener Anzug bewundert wurden. Sie wollte zuerst in Ohnmacht fallen, besann sich eines Bessern und sprang mit solcher Heftigkeit empor, daß ich Unglücklicher zu Boden fiel, und ein Bein brach.

Luster. Ich ließ einmal einen Wachstropfen auf Mathildens griechische Nase fallen. Seitdem bin ich verurtheilt, Kerzen zu tragen, die nie angezündet werden. Und so theile ich nun den Schmerz einer Putzsüchtigen, der ein barbarischer Ehegatte den ersehnten Schmuck versagt. Ein Luster ohne brennende Kerzen gleicht einer Dame ohne Gold und Juwelen.

Pianoforte. O ich geschlogenes zerhacktes Wesen! Wollte Mathilde neue Variazionen von Czerny oder Herz einstudiren und eine Passage mißlang zweimal, so zerschlug sie mich mit schneeweißer Tigerhand. Spielte ein junger Herr auf mir Walzer oder Cotillons, so sprangen mir alle Saiten. Ihr mögt euch nun denken, daß ich unter solchen traurigen Umständen nie vergnügt, sondern immer

nur sehr mißmuthig und verstimmt sein konnte, oft sogar vor Melancholie verstummte.

Ein Porträt. Da hänge ich nun im Winkel, weil ein Fashionable zu Mathilden einst sagte: „Das Original übertrifft doch alle Kopien. Natur besiegt die Kunst.“

Zweites Porträt. Da liege ich nun im Schreibtische! und warum? Weil ein Satyrikus sagte: Damals waren Sie noch jünger!“ —

Das Getöse wurde nun immer stärker. Ein Papagei schrie um Mandeln und Nüsse, ein Kanarienvogel um Zucker, ein Schooßhündchen um Kaffeh, die Goldfische verlangten frisches Wasser, und ein abgemagerter, blutdürstiger Floh sprang mir auf die Hand. Ich entlief eiligst der Damen-Menagerie, durchflog mehrere Gemächer und gelangte endlich in die Kinderstube, die sich nicht im besten Zustande befand, und eben so verwahrlost zu sein schien, als vermuthlich die Kindererziehung selbst es gewesen sein mochte. Auf einem gepolsterten Stuhle saß eine stattliche Gliederpuppe, die mir mit ihren blonden Locken und hellblauen Augen so wohl gefiel, daß ich selbst zum Kinde ward, mich neben sie setzte und mit ihr plauderte, als wäre ich ihre kleine Freundin. Während der Gedanke, mit welcher Wärme die kindliche Fantasie ein solches Wesen belebt, und dann dasselbe wie ein lebendiges Geschöpf behandelt, sich meiner bemächtigte und ich ohne Aufhören fortschwätzte, schien die Puppe sich plötzlich zu vergrößern. Und siehe da! es war keine Täuschung; denn sie erreichte allmälig die weibliche Mittelgröße; die Augen belebten und

bewegten sich; ich ergriff ihre Hand, — sie war weich und warm; ein freundliches Lächeln umfloß den halb geöffneten Mund. Ich rief voll Erstaunen: „Bin ich ein neuer Pygmalion? lebst Du wirklich?" — Indem ich dies sagte, war die Puppe — an Gestalt und Mienen — plötzlich mein Röschen. Sie rief: „Und Du kennst Dein Röschen nicht? Treuloser!" — Die Röthe des Zornes entflammte ihr Gesicht; sie sprang auf und lief aus dem Zimmer, ich ihr nach, über die Treppe, zum Hausthore hinaus; als ich auf die Straße kam, war mein Röschen verschwunden, und von allen Mauern rief mir das spottende Echo: „Röschen! Röschen!" entgegen.

XII.

Röschen überall. Geschichte eines Dachstübchens. Die drei Gaben.

Ich unglücklicher Pygmalion beschloß nun mein Röschen so lange zu suchen, jede Spur so lange zu verfolgen, bis es mir gelungen sein würde, sie zu finden. Die neu erwachte Sehnsucht tobte durch meine Adern, wie ein Feuerstrom, und das holde Wesen erschien mir nun schöner und liebenswürdiger als je. So groß ist die Macht der Abwesenheit, so grenzenlos das Entzücken des Wiederfindens! Erst durch den Verlust lernen wir den Werth eines Wesens vollkommen schätzen.

Der Aufruhr, in welchen mein Innerstes gerathen war, brachte mich sogar auf den Gedanken, Alles, was ich als letzter Mensch gesehen und gehört habe, sei nichts als Traum und Fieberwahn, und ich sei auf jeden Fall nicht der letzte Mensch, sondern nur der letzte Mann, und zwar ein neuer Deukalion, dem Röschen als Pyrrha zugesellt wäre.

Von diesem Gedanken beflügelt, beschloß ich sogleich eine förmliche Hausuntersuchung und Zimmerreise vorzunehmen, fest überzeugt, Röschen habe sich in eines der nächsten Häuser geflüchtet. Ich trat in's nächste Haus, stieg die Treppe hinan, öffnete die erste Thüre, und befand mich in einem großen, sehr lichten Zimmer. In der Mitte, nach dem Fenster gerichtet, stand eine Staffelei, auf einem Stuhle daneben lag Pinsel und Palette. Ohne Zweifel hatte hier ein Maler gewohnt. An den Wänden hingen historische Skizzen, auch ein paar ausgeführte Gemälde und mehrere, größtentheils weibliche Porträts. Ich erinnerte mich mit Wehmuth einiger genialer Künstler, die Porträts malen und bestellte Arbeiten liefern mußten, damit sie, für die dringendsten Lebensbedürfnisse gedeckt, Werke schaffen konnten, zu welchen ihr Genius sie begeisterte.

Eines der weiblichen Porträts zog mich vorzüglich an. Der sanfte, zarte Liebreiz jeder Miene, aus denen Herzensgüte und Seelenreinheit zu athmen schien, übte einen eigenen Zauber aus. Indem ich, wie eingewurzelt vor dem Bilde stand, schien es sich gleich der Puppe, zu beleben; Röschens Gesichtszüge lächelten mir entgegen. Plötzlich sprang

das holde Wesen selbst hinter dem Bilde hervor und — zur Thüre hinaus, ich ihr nach.

Plötzlich befand ich mich in einem andern Gemache, klein und finster. Im Vordergrunde stand ein Pianoforte, auf dem eine Guitarre neben einer Violine lag. Auf einem Tische lagen Musikalien, eine Pianoforte-, eine Guitarre- und eine Violin-Schule nebst mehreren Billets für Unterrichtsstunden. Ich befand mich also in der Wohnung eines Musiklehrers. Nachdem ich einige Musikalien durchblättert hatte, setzte ich mich an's Pianoforte und spielte die Melodie zu Beethoven's Adelaide. Kaum hatte ich die ersten Takte gespielt, als — wer schildert meinen Jubel? — Röschen das Notenblatt in der Hand, neben mir stand, und der melodische Klang ihrer reinen Stimme mir in's Herz drang. Ich wollte sie mit dem Ausrufe: „Himmlisches Röschen!" umschlingen; da warf sie das Notenblatt von sich und flog singend aus dem Zimmer, ich ihr nach.

Ein Zimmer, in welches ich jetzt trat, machte auf mich den widrigsten Eindruck. Ein elendes Bett mit einem magern Stohsack und durchlöcherter Decke, ein halbmorscher Tisch vom schlechtesten Holze, mit Brot und Wasserkrug bestellt, und ein halb zerfallener Kasten an einer farbenlosen Wand, — alle diese erbärmlichen Geräthe machten einen grellen Kontrast gegen die in dem Kasten liegenden vielen Banknoten und Schuldverschreibungen, noch mehr gegen die halb versteckten Säcke, Töpfe und Kistchen mit Thalern und Dukaten. Ich befand mich also im goldenen Kerker eines geizigen Wucherers. Der Anblick des Sonnen-

goldes der Dukaten und des Silbermondes der Thaler machte im ersten Moment allerdings einen angenehmen Eindruck; ich will auch nicht leugnen, daß ich dem schimmernden Mammon unwillkürlich zulächelte. Glücklicherweise fiel mir sehr bald das Sprüchlein ein: „Geld regiert die Welt," — das heißt, die Menschen; da erwachte auch die Idee in mir, wie nichtig das Geld in einer Welt ohne Menschen wäre, indem es früher nur ein Bedürfniß zur Bestreitung theils wirklicher, größtentheils aber eingebildeter Bedürfnisse ist und dem Menschen einen äußern Werth gibt, für welchen er sehr oft den innern einbüßt. Glücklich, wer viel Geld besitzt, noch glücklicher, wer es entbehren kann! Das Geld wird gar leicht des Menschen Herr und Meister; wohl dem aber, welcher des Geldes Herr und Meister zu werden versteht! Beherrscht das Geld den Menschen, so spielt es die Rolle einer leichtsinnigen, falschen Buhlerin; beherrscht der Mensch das Geld, so bleibt es ihm eine ehrliche, treue Hausfrau. Das Geld bringt aber stets eine reiche Saat — entweder von heilsamen Kräutern, oder von Giftpflanzen.

In diesen Betrachtungen störte mich abermals mein schalkhaftes Röschen, welches plötzlich hinter meinem Rücken hervortrat, einen der Säcke umstürzte, und beim Klingklang der herauskollernden goldenen und silbernen Rundgemälde aus dem Zimmer lief; ich ihr nach.

Ich rannte fort und fort, Treppe auf, Treppe ab; Röschen lief immer vor mir, doch stets in einer solchen

Entfernung und mit solcher Geschwindigkeit, daß ich das flüchtige Reh nie erreichen konnte.

Endlich kam ich keuchend in einem Dachstübchen an und warf mich in einen halb zerfallenen Lehnstuhl, der mich ächzend und krächzend empfing. Ich fühlte mich todesmüde und von einem glühenden Fieberdurste gequält. Ich seufzte nach Wasser. Plötzlich erschien Röschens Lockenköpfchen am niedern Fenster. Sie steckte den Arm herein, stellte ein Arzneiglas, welches abermals wieder nach Bisam zu riechen schien, auf den Tisch und verschwand. Ich wollte aufstehen, um der Verrätherin nachzuschauen; es gelang mir aber nicht, aller Anstrengungen ungeachtet, ein Glied bewegen zu können. Ich schaute mit wehmüthigen Blicken umher; auf einmal entfloh alle Wehmuth vor dem Wohlgefühl einer freudigen Überraschung, denn ich erkannte in diesem schmalen, engen Gemache das — einst von mir bewohnte Dachstübchen. Tausend Rückerinnerungen an verschwundene Zeiten erwachten wie auf einen Zauberschlag, und die ganze Geschichte des armseligen Dachstübchens flog vor meinen Augen vorüber.

Allen Respekt für das Studium der Weltgeschichte! Ich glaube aber dennoch, daß manchmal ein einzelnes Haus, ja ein einziges Stübchen hinreichen würde, uns in einem Miniaturgemälde Alles zu zeigen, was man in der Welt thun, genießen und leiden kann.

Ich war von Jugend auf ein großer Freund von schönen Aussichten, sowohl im Panorama der Natur, als auch von meinem Fenster in die Stadt hinab, und in die

Zukunft meines Lebens hinaus; weil aber das beengende und begrenzende Schicksal die letzten mir verkümmerte, so begnügte ich mich mit der Aussicht auf das nächste Dach und auf den nächsten Tag, und bewohnte daher gewöhnlich den Giebel eines fünf oder sechs Stockwerke hohen Hauses. War auch das Hinaufklettern über eine steile unendliche Treppe oft ein sehr mühseliges und zeitraubendes Tagewerk und der Raum meines Duodez-Reiches sehr schmal zugemessen, so erfreute ich mich, nach überstandener Mühewaltung, meines winzigen Eigenthumes dann um so mehr, als das helle Licht, die reine Luft, und der Überblick einer Stadt, die gleichsam zu meinen Füßen lag, in mir das Wohlgefühl der Erhabenheit über alles Irdische erweckte.

Ich bezog dieses Dachstübchen bei einer achtzigjährigen Frau, die von einer geringen Pension lebte, und wegen einer Art von Gichtlähmung schon seit mehreren Jahren keine Treppe mehr steigen konnte. Sie vermiethete das Nebenstübchen ihrer Wohnung um den billigsten Preis; nur mußte die Miethpartei sich verbindlich machen, sich von der redseligen Quartiersfrau jeden Abend in der Stunde von sieben bis acht Uhr ohne Unterbrechung erzählen zu lassen. Diese Bedingung hatte nebstbei noch einen sehr triftigen Grund, denn Frau B r i g i t t a litt nicht an den Füßen, sondern auch an den Ohren; sie war aber bei ihrer Schwerhörigkeit sehr gesund und heiter.

Ich ließ mir die sonderbare Bedingung gerne gefallen, theils, weil sie auf meine Finanzen den wohlthätigsten Ein-

fluß hatte, theils weil sie mir einen Vorrath von Stoffen zu liefern versprach, deren wohl einige so beschaffen sein würden, daß man sie, gut eingekleidet und angenehm erzählt, der Lesewelt allenfalls gedruckt in die Hände spielen könnte.

Schon am ersten Tage meiner Einquartirung ließ die ergraute Rednerin mich mit dem Schlag sechs Uhr durch ihre nur um zehn Jahre jüngere Magd Sibilla zu sich rufen. Sie saß in einem ungeheuern Armstuhl mit einer hohen Lehne; mir wurde ein Platz ihr gegenüber in einem eben so majestätischen Gehäuse angewiesen. Sibilla setzte sich auf den seit unzähligen Jahren ihr eigenen Schemel nächst dem massiven Ofen-Koloß und ließ mir, da sie jede der mir bevorstehenden Geschichten wohl schon mehr als hundert Mal vernommen haben mochte, durch ihr reges Mienenspiel Manches, was ihre Gebieterin zu erzählen im Begriffe war, schon im Voraus errathen. Traf sich's, daß Frau Brigitta ein paar Minuten mit herabgesunkenem Haupte einschlummerte, so setzte dann Sibilla ohne weiteres die Geschichte fort. Erwachte die Dame endlich mit der Frage: „Wo sind wir geblieben, so gab Sibillchen immer denjenigen Punkt an, wo sie selbst eben aufgehört hatte. Brigitta sagte dann kopfschüttelnd: „Bin ich schon so weit gekommen?" und fuhr gläubig im Erzählen fort.

Schon waren mehrere Wochen auf die Art verflossen, und ich hatte mir einen Schatz von Stoffen gesammelt, mehrere derselben sogar schon zu Erzählungen und Novellen verarbeitet, und sie mit so interessanten modernen Titeln ver-

sehen, daß ich auf einen honetten Verleger und auf ein ansehnliches Honorar mit Sicherheit rechnen zu dürfen hoffte.

Als wir eines Abends unsere gewohnten Plätze eingenommen und uns traulich zusammen gesetzt hatten, sagte Frau Brigitta mit ungewöhnlicher Heiterkeit: „Nun muß ich Sie doch auch mit der Geschichte ihres eigenen Stübchens bekannt machen, das heißt, mit den Personen, welche dasselbe vor Ihnen bewohnt haben, worunter es manche gar kuriose Leute gab. Wenn der Mensch achtzig Jahre alt ist, kann er wohl nicht mehr sagen, daß er jung ist. In diesem Falle befinde ich mich; indeß — auch das Alter hat seine Reize, und ich darf versichern, daß mich erst gestern Jemand für viel jünger hielt, als ich es bin. Ich erhielt noch kürzlich einige Heirathsanträge. Diese Zudringlichkeit veranlaßte mich auch, mehreren Freiwerbern das Stübchen aufzukünden.“ —

Ich gab mir alle Mühe das Lachen zu unterdrücken. Da riß die Alte plötzlich ihren Schlafrock vom Leibe, die Larve vom Gesichte — sprang auf, und — Röschen stand vor mir. Ich breitete die Arme aus, sie zu umschlingen, sie flog empor, zum Fenster hinaus, — und ich hatte das Nachsehen. Ich schrie ihr nach: „O mein Röschen!“ Leute, die über die Straße gingen, schauten zu mir hinauf und sagten: „Ein Narr!“ —

Ich lief wie ein Rasender im Zimmer herum, ich wollte wie eine Katze an den Wänden emporklettern; so groß war meine Verzweiflung! „Warum flieht sie mich? warum?“

Erschöpft warf ich mich in einen Armstuhl. Als sich das heiße Blut etwas abkühlte und ich zur Besonnenheit kam, erwachte in mir der Gedanke, ich müsse Röschen beleidigt haben, sie zürne nun und übe an mir Rache. Ich konnte nicht daran zweifeln, und sagte mit Wehmuth zu den stummen vier Wänden: „Das Aprilwetter der Liebe ist noch viel veränderlicher, als das wirkliche. Wo die Sonne am heißesten steht, da müssen sich ja auch die meisten Wolken zusammenziehen." —

Aus der Vergangenheit trat mir nun ein Bild vor die Seele. Röschen und ich lebten einige Tage nach einem kleinen Zwiste in einer Spannung. Der Himmel unserer Liebe war umzogen. Ich trotzte und hob meine Besuche bei Röschen auf; sie aber trotzte noch mehr, und setzte mich in die Unmöglichkeit sie zu besuchen, — denn sie verreis'te. Erst als sie schon einen Tag abwesend war, erfuhr ich ihre Abwesenheit. Das war ein Donnerschlag, der mein Innerstes erschütterte. Ich entbrannte in hellen Flammen gegen die Starrsinnige, Gefühllose, tobte, eilte nach ihrer Wohnung, und vernahm, das abreisende Fräulein sei blaß, traurig und stumm in den Wagen gestiegen. Nun löste sich der Sturm meines Innern in sanfte Wehmuth auf, und ich sagte: „Sie litt; sie leidet! Nicht der Trotz, sondern der Schmerz führte sie dahin. Sie entfloh meinen Vorwürfen, nicht meiner Liebe." —

So besänftigt und in der weichsten Stimmung, wünschte ich das Unrecht, welches ich vorher ihr allein zugerechnet hatte, und nun eben so falsch mir allein zuschrieb, mit

jeder möglichen Aufopferung wieder gut zu machen. Vergebens aber waren alle meine Fragen, wo Röschen jetzt sei, was sie treibe, wann sie zurückkommen werde ꝛc.

Tief bewegt verließ ich das Haus des Oberamtmannes, der mir jetzt als Röschens Vater so verhaßt war, daß ich ihm nicht einmal den gebührenden Besuch machen wollte, und ging in meine eigene Wohnung, die ich kaum betreten hatte, als ich sie schon wieder verließ. Wen die Unruhe jagt, der sucht sie gewöhnlich durch die Unruhe selbst wieder zu verjagen, und Gedanken, die man gerne los werden möchte, hält man gemeiniglich am festesten.

So durchschwärmte und durchträumte ich mehrere Tage, bis ich endlich die Nachricht bekam, Röschen werde zwar noch nicht sobald zurückkehren, doch scheine es, sie zürne dem Geliebten nicht mehr. Nun stand ihre Gestalt und ihre Seele in dem Nimbus der Abwesenheit als eine Verklärte vor mir, ich selbst als sträflicher Sünder, und meine Reue nahm in eben dem Grade zu, als meine Sehnsucht nach der Verlornen wuchs. Wie gerne würde ich, duldend in stiller Ergebung, ihre Rückkunft erwartet haben, hätte ich nur das kleinste, von ihr zurück gelassene Andenken gehabt, um mich daran aufrecht zu erhalten!

Meine Fantasie zerquälte sich rastlos, bis mir endlich, wie ein Engel vom Himmel, der Gedanke kam, Röschens Wohnzimmer zu besuchen, und sie in Allem, was ihr gehörte, gleichsam gegenwärtig zu sehen. Jetzt war mir geholfen. Das bestochene Zöfchen bewilligte mir — doch nicht

länger als auf ein halbes Stündchen — den Eintritt und Aufenthalt in's Zimmer der Geliebten.

In der Mitte des Heiligthums stehend, sagte ich mit Jean Paul: „Außer einer Geliebten kenne ich nichts Schöneres, als ihr Wohnzimmer in ihrer Abwesenheit. Wenn Abwesenheit verklärt, wie muß es erst eine mit so vielen Spuren der Gegenwart thun!"

So stand ich auch jetzt, so dachte und sprach ich auch jetzt. Umgeben von Allem, was ihr lieb und werth war, glaubte ich sie selbst zu sehen in ihrem täglichen Thun und Schaffen. Auf dem Pianoforte-Pulte lag Schubert's Erlkönig aufgeschlagen; ich hörte ihre klangreiche Altstimme. Der Stickrahmen zeigte die ersten Blumen zu einer mir versprochenen Brieftasche. Auf der Bücherstelle standen Rückert's Gedichte, Schulze's Cäcilie und bezauberte Rose, Grillparzer's Ahnfrau und Sappho, Vogel's Balladen, die Todtenkränze von Zedlitz, Frankl's Habsburgslied, Saphir's humoristische Damen-Bibliothek und einige andere poetische Werke, welche sie von mir erhalten hatte. Auf dem Tischchen lag ihr offenes Stammbuch mit meiner Handschrift, daneben eine Cassette mit Ringen, worunter ich auch einen von mir fand. In dem Entzücken meiner Empfindungen schwelgend, öffnete ich die Thüre des anstoßenden Kabinets, und — o himmlische Erscheinung! — auf einem mit lichtblauem Seidenstoffe überzogenen Ruhebette lag Röschen, süß schlummernd, sanft athmend, mit rosenrothen Wangen. Ich nahm einen Blumenkranz, der über ihr an der Wand hing, setzte ihn ihr mit zittern-

der Hand auf das von schwarzen Locken umflossene Haupt, stellte ihren Liebling, eine Äolsharfe, an das offene Fenster, und legte eine Pomeranze, die auf ihrem Strickkörbchen ruhte, in die halb geöffnete, lilienweiße Hand. In dem Augenblicke erwachte sie und — war verschwunden wie ein Traum, unsichtbar und spurlos!

XIII.

Das versteinerte Dorf. Das alte Ritterschloß mit dem neuen Anbau.

Ich zweifelte nicht, alle diese Erscheinungen meines Röschens seien nur ein nichtiges Blendwerk, mit welchem einer der mir feindseligen Gnomen mich necke. Dies trug aber nur bei, meine glühende Sehnsucht nach der mir stets Entfliehenden auf's Höchste zu steigern. Düstere Schwermuth ergriff mich. Die Stadt ward mir verhaßt; ich eilte aus dem Thore und lief fort und fort, bis ich in eine öde Felsengegend kam, deren kahles, verbranntes Gestein sich immer enger an einander drängte, endlich eine wilde Schlucht bildete. Ich kletterte wie eine Gemse über die zackigen Klippen, sprang von der einen zur andern, bis die Schlucht sich wieder öffnete, kniete dann nieder und bat den Allmächtigen, daß er meine Verzweiflung und mein Leben enden wolle.

Meine Bitte ward für dieses Mal nicht erhört. Ich stand auf, fühlte mich zwar todesmüde, aber nicht todt, und ging denn weiter, weil mir von jeher das Gestein eben so zuwider war als die steinharten und steinkalten Menschen. Ich war aber nun einmal verurtheilt, aus den Versteinerungen nicht hinauszukommen. Einige hundert Schritte von der Felsenkluft entfernt, erblickte ich ein Dorf; aber ach! ein versteinertes Dorf. Als ich hineinging, hatte ich die Empfindung, als ob ich in einen Tempel der Bildhauerkunst träte, und mein eigenes Herz schien mir wie ein Stein in der Brust zu liegen. Ich erblickte, wie ich zwischen den Häusern ging, nichts als versteinerte menschliche Gestalten, ganz nach der Natur gebildet. Hier stand *ein* zankendes Weib dem andern mit weit geöffnetem Munde gegenüber. Hier umarmten sich Eheleute zum Abschied, und kamen nicht von einander los. Hier balgten sich ein paar steinerne Männer ohne Aufhören. Hier stolperte ein Betrunkener, ohne im Fallen zur Erde zu kommen. Hier biß ein steinerner dickbackiger Bube in das steinerne Brot, während neben ihm ein steinernes Mädchen sich bückte, einen Apfel vom Boden aufzuheben, und zwei vor ihr stehende Ackergäule den über ihrem Kopfe gehobenen Huf nicht niedersenken konnten. Lebensmittel, Hausgeräthe, Vieh und Menschen — Alles war Stein. Was die eigentliche Ursache dieser Versteinerung war, wußte ich nicht; es fiel mir aber schwer auf's Herz, daß die *Menschen* bald durch das *Unglück*, noch mehr aber durch das *Glück* sehr oft steinhart werden.

In einer höchst melancholischen Stimmung ging ich bis vor die letzten Häuser des Dorfes hinaus, und stand endlich bei einer von zwei Akazienbäumen umschatteten Grotte, in deren innerer Höhlung zwei Quellen hervorsprudelten. Wie freute ich mich, meinen glühenden Durst hier löschen zu können! Ich legte meinen Mund an die Quelle und sog nach Kräften. Bald aber kam mir ein widriger Kamphergeschmack auf die Zunge; ich flog weg und trank von der zweiten Quelle. Kaum hatte ich ein paar Züge gethan, als mir ein abscheulicher Bisamgeruch entgegen quoll. Ich stürzte erzürnt aus der Grotte.

Plötzlich trat mir ein stattlicher Hahn entgegen und sagte: „Mäßige Deinen Zorn! Du hast ein Nervenfieber, und wenn Du von Kampher und Moschus duftest, so darfst Du deßhalb nicht die reinen Quellen anklagen, deren köstliches Wasser Dir erst dann wohl schmecken wird, wenn Du wieder gesund sein und Dein Röschen als Braut umarmen wirst. Übrigens bist Du jetzt auf der menschenleeren Welt der Hahn im Korbe und kannst darauf stolz sein.“ —

Ich lachte dem Hahn ins Gesicht und ging weiter. Das Sonderbarste schien mir jetzt zu sein, daß ich, so abgemattet ich war, dennoch keinen Augenblick ruhen wollte, sondern rastlos immer weiter fort wanderte. Da ich dabei immer aufwärts strebte, so schlug ich auch einen Weg ein, der mich zu einer Anhöhe führte, auf deren Gipfel ein altes Ritterschloß, ungeachtet so mancher Trümmer von zerfallenem Gemäuer und eingestürzten Thürmen, noch in einer Bewunderung erregenden Kraft und Hoheit prangte, welche aber

um so erbärmlicher mit dem Anbau des neuen Schlosses kontrastirte und die lächerlich kleinliche Wirkung hervorbrachte, als ob ein Kind sich an den Fuß eines Riesen hänge.

Ich wanderte durch einige Gemächer, deren Decke der Himmel war, und fand in denselben auch eine zahlreiche Gesellschaft von — Sonnenblumen und Disteln, mit welchen ich mich besser unterhielt, als mit manchen Stutzern und Fräuleins in unsern glänzendsten Salons. Eine Treppe führte mich abwärts in das Burgverlies. Im Hinabsteigen fielen mir mehrere in Romanen gelesene Burgverlies-Szenen ein, die mir, ungeachtet alles Aufwandes von Grauen und Schrecken, dennoch ein nichtiges Blutspektakel schienen.

Ich fühlte mich aber gewaltig erschüttert, als ich im untern Raume drei wirkliche Skelette, so wie im Schlosse Sevenstein, erblickte; zwei Skelette von ältern Männern und das Skelett eines Knaben zwischen neun und zehn Jahren. Sie standen naturwidrig aufwärts; sie, die längst dem Grabe und der Verwesung im Schooße der Erde angehörten, standen unversehrt über ihr!

Es trieb mich fort; ich tappte bei schon anbrechender Nacht die Treppe aufwärts, irrte fort und fort, und stand endlich am Eingang in einen hell erleuchteten gothischen Saal. Rauschende Musik und vielstimmiges Lärmen scholl mir betäubend entgegen.

XIV.

Der wunderbare Carneval. Die Geisterschlacht auf dem Kirchhofe.

Ich trat in den Saal. Zahllose, aber höchst sonderbare Ballgäste wogten wie feurige Fluten eines Lavastromes auf und nieder. Die Freude ras'te wie eine Wüthende durch die Menge hin; sie tanzte in wilder Wuth mit der Verzweiflung, und viele Leidenschaften folgten ihrem Wirbel, theils bewundernd, theils bitter spottend.

Die Hektik machte rastlose Salti mortali, während welcher sie oft wie todt zur Erde fiel, dann wieder plötzlich aufsprang.

Die Eitelkeit trug ihr Portrait, mit Lorbeern bekränzt, herum, bat Jeden, es zu bewundern, und weinte bitterlich, wenn Jemand sie und ihr Ebenbild übersah. Das Gewissen zupfte bald Diesen, bald Jenen, und suchte sich geltend zu machen. Einige, kaum berührt, flogen schreiend aus dem Saal, Andere lachten laut auf, behaupteten, sie hätten nichts gesehen, und es gebe gar kein Gewissen, so wie man hienieden überhaupt nichts wisse, und Alles ungewiß sei, weil jedes Ding zwei Seiten habe. Das gefolterte, verkannte Gewissen verließ höchst entrüstet den Saal. Die Liebe wollte eben einen Fandango zu tanzen anfangen, da schlich sich hinter ihr die

Eifersucht herbei, und stieß ihr einen Dolch in's Herz. Der Stolz bot einem Mädchen voll Sanftmuth und Grazie die Hand zu einer Menuette; in dem Augenblicke erkannte er in dem lieben, holden Wesen die Armuth, und stieß sie mit Verachtung von sich. Der Neid zeigte eine Abneigung gegen das Tanzen; dessen ungeachtet aber wollte er vor Ärger bersten, so oft ein Paar, sich umschlingend, im Reigen dahin flog. Die Hoffnung, sehr tanzlustig, konnte dennoch nie zum Tanze kommen, denn sie wurde weggeschoben, so oft sie anfangen wollte. Diese Zurücksetzung betrübte sie aber so wenig, daß sie stets heiter blieb, und lächelnd sagte: „Den nächsten Tanz mach' ich doch gewiß mit!" — Ein Gedräng an der Thüre zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Tugend wollte eintreten; das Laster vertrat ihr den Weg. Die liebe Tugend bat, sie wünsche hier nicht zu bleiben, sondern nur eine Gastrolle zu spielen, was sie gut zu leisten hoffe, weil sie auf Erden meistens nur Gastrollen gespielt habe. Lautes Gelächter erscholl. Die arme Tugend entfloh schamroth. So ging's heftig und lustig unter einander. Eben wollte ich die buntscheckige Narrheit zu einem Walzer engagiren, aber in dem Augenblick sank ein Bret unter mir, und ich fiel in eine dunkle Tiefe. Als ich mich vom betäubenden Schrecken erholt hatte, sah ich mich in einer hochgewölbten, von einer düstern Lampe schwach erleuchteten Todtengruft. Welcher Kontrast zwischen dem Getöse des tobenden Ballfestes, und der jetzigen lautlosen Grabesstille. Ich befand mich in einer Stadt der

Todten; zu beiden Seiten bildeten stehende Reihen von Särgen lange Straßen. Von einer Ohnmacht ergriffen, taumelte ich, Stütze suchend, auf einen Sarg; das Rasseln der, durch die Erschütterung zusammen fallenden Gebeine erweckte mich wieder. Ich raffte mich auf, eilte, von Schauer durchfröstelt, fort, gejagt von dem Vorwurf, ich habe die Ruhe der Todten gestört, und kam endlich an eine offene Pforte, durch welche ein Strom vom Mondlicht aus dem Freien herein drang. Die kühle Nachtluft erfrischte mich, doch schüttelte mich sogleich ein neuer Fieberfrost, als ich sah, daß ich auf einem Kirchhof sei.

Nachdem ich lange zwischen Leichensteinen und Grabhügeln dahin gestolpert, oft sogar gefallen war, und mich, Schmerz in allen Gliedern und Knochen, wieder aufgerafft hatte, kam ich auf eine weite Ebene. Die Glocke des nahen Dorfes schlug zwölf. Da öffneten sich Tausende von Gräbern, und aus den Schlünden der Erde stiegen gewaffnete Geistergestalten auf. Furchtbar scholl das Gerassel von Rüstungen und Waffen, Trompeten und Posaunen schollen, und Wuthgeheul begann. Die Schatten stellten sich in Massen zusammen, flogen gegen einander. Ein gräßlicher Kampf begann; die weite Ebene hatte nicht Raum genug; der Kirchhof ward zum Schlachtfelde. Alle Nationen schienen sich hier zu einer allgemeinen Vertilgung vereinigt zu haben. Die Todesgestalten wütheten wie Lebende. Stiller ward's endlich, Alles stumm. Ausgetobt hatte die Todesschlacht; vernichtet war die Menschheit. Die Glocke schlug

Eins. Da erhoben sich die Leichen, in weiße Tücher gehüllt, suchten ihre Gräber und versanken. Ruhe und Friede rings umher!

„Ruht in Frieden!" rief ich, und sank bewußtlos zu Boden.

XV.

Flora. Das Auferstehungsfest der Blumen. Der neue Prometheus. Mein Begräbniß.

Als ich erwachte, glänzte das Himmelslicht des schönsten Frühlingsmorgens um mich, und die lächelnde Freude hielt mich wie einen glücklichen Säugling im Arme. Ich befand mich in einem freundlichen Garten. Bäume und Gebüsche aller Art standen, köstlich duftend und im Reize des lieblichsten Blütenschmuckes, auf einem Rasenboden, dessen helles Grün, sammtweich und wogend, einen eigenen Glanz auszuströmen schien. Um so mehr mußte es mir auffallen, daß in dem ganzen wunderlieblichen Gartenrevier auch nicht eine einzige Blume zu sehen war. Mit Betrübniß vermißte ich diese holden Kinder der Freude und der Unschuld. Aber welches Entzücken ergriff mich, als eine anmuthige, weibliche Gestalt, die ich für die Göttin Flora hielt, über den Rasen dahin schwebte, und mit sanfter, melodischer Stimme

sprach; „Erwachet, ihr Blumen, erwacht!“ Und sieh! Rosen, Lilien, Nelken und Veilchen stiegen farbenreich und glänzend aus der grünen Erde empor, erhoben sich immer höher und schöner. Nach und nach gestalteten sich die Knospen zu Mädchengesichtern; die Stängel verwandelten sich in weibliche Körperform; endlich bewegten sich die lieblichsten Mädchen und begannen, sich die Hände bietend, einen schönen Tanz um eine, in ein Mädchen verwandelte Centifolie, und ach! diese Mädchen-Centifolie war — Röschen! Ich drängte mich, vor Entzücken außer mir, durch alle Mädchenblumen; da — verschwand Röschen und die ganze Mädchenschar, und die Centifolie sammt allen Rosen, Lilien, Nelken und Veilchen, und — ich lag auf einer brennenden Sandwüste, Schmerz in allen Gliedern.

Indem ich ächzte und stöhnte, hörte ich die Worte: „Gott sei Dank! Er fängt an, sich zu fühlen!“

„Leider!“ erwiederte ich dem unsichtbaren Sprecher; „leider muß ich fühlen, wie unglücklich ich bin; leider muß ich fühlen, daß ich allein bin, und daß der Mensch, so sehr er auch über seine Mitmenschen klagt, ohne sie doch ein erbärmliches Wesen ist! Ich will Menschen oder den Tod!“

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als die Elementargeister vor mir standen und alle beinahe zugleich sprachen. Das Resultat ihres Redens ging dahin, daß sie mich zu dem Versuche ermunterten, als ein neuer Prometheus selbst Menschen zu bilden. Der Vorschlag gefiel mir; ich

dachte zugleich an den Prometheus von Äschilus, Göthe und Byron. Die Elementargeister machten sich anheischig, alle, zur Bildung eines Menschen erforderlichen Stoffe zu liefern. Die Gnomen brachten mir Thon, die Ondine trug Wasser zu, und half den Thon zum Teige kneten. Ich formte. Als die Form gebildet war, goß die Sylphide warmen Lufthauch durch die Glieder meines Gebildes, und nachdem Alles geschehen war, entzündete der Salamander am Haupte der neuen Menschengestalt eine Flamme, welche die Augen desselben augenblicklich belebte. Die Gestalt erhob sich langsam voll Anmuth, und auf ihren Wangen leuchtete ein Lächeln, vor dessen Glanze die öde Sandwüste sich plötzlich in ein Paradies verwandelte, eine Erscheinung, die nur dem glücklichen, wieder geliebten Liebenden begegnen kann.

Ich fühlte mich plötzlich aus einem stolzen Prometheus in einen entzückten Pygmalion verwandelt; ich umschlang mein Gebilde, und rief: „Sei mein Röschen und mein Leben!"

Und Röschen, das so oft mir entflohene, entschwundene Röschen, entfloh jetzt zum ersten Male nicht. Mein Entzücken war nun so groß, daß selbst die Elementargeister ausriefen: „Er hat die Krisis glücklich überstanden! Es lebe Deukalion und Pyrrha!"

Der lustige Gnome sagte: „Laßt uns sogleich Anstalten zur Vermählungsfeier treffen."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als eine dumpfe

Stimme das furchtbare Wort: „Nein! Er muß sterben!" hindonnerte. Von Schrecken, noch mehr aber von Verzweiflung durchschauert, sagte ich: „Eines von Beiden werde mir: Röschen oder der Tod!" — Und dieselbe dumpfe Stimme sprach: „Der Tod!"

In einen schwarzen Mantel gehüllt, mit der Sense bewaffnet, stand vor mir der Tod. Wie eine geknickte Lilie sank Röschen zur Erde. Aus der Ferne schritt ein Leichenzug mit düsterrothen Fackeln heran. Sie stellten einen leeren Sarg vor mich und für mich hin. Die tiefste Trauer bemächtigte sich selbst der Elementar-Geister. Des Salamanders Glut erlosch in trüben Nebeldunst, die Sylphide verhüllte ihr Antlitz mit den entfärbten Flügeln; die Ondine zerfloß in Thränen, und die Gnomen wälzten sich wehklagend im Staube. Nichts rührte den unerbittlichen Tod. Er deutete mit grinsendem Spotte nach dem Sarge hin. Ich gehorchte dem König der Schrecken; ich sammelte meine letzte Kraft und trat an den Sarg.

„Besteige Dein Brautbett!" gebot der Vernichter. Ich folgte dem Gebot, stieg in den Sarg und fiel nieder.

Der Leichenzug begann. Grabgesang und Posaunenschall und Wehklage! Am offenen Grabe hielt der Zug. Der Sarg wurde an den Rand der dunkeln Tiefe gestellt und — an Seilen hinabgelassen.

In diesem Augenblicke scholl eine Stimme wie vom Himmel: „Haltet ein! Er lebt! Er ist gerettet! Er ist

mein!“ Und Röschen sprang in das Grab, umschlang mich mit Freudenthränen und rief: „Gott sei Dank! Du bist gerettet!“ Ich aber erwachte nun wirklich aus einem Todesschlaf; der letzte Paroxism des Nervenfiebers war überstanden; die Geister der wilden Fantasien entflohen, und das wirkliche Röschen stand lächelnd und weinend vor dem Geretteten, den Alle schon für verloren hielten.

Dieses Mal war mein Röschen kein Blendwerk, sondern ein wirkliches Wesen, welches weder entfloh noch verschwand. Eine nicht unbedeutende Enttäuschung ging nun darin vor sich, daß ich weder auf einer Sandwüste noch in einem Paradiese lag, sondern — in meinem Bette, an dessen Seite mein Röschen hold lächelnd stand. Strahlen der Freude strömten aus ihren Augen, und sie hielt die Hände gefaltet wie eine Betende. Röschens Vater, der wackere Oberamtmann, den ich früher als einen Biber gesehen hatte, wollte mich eben mit beiden Armen umfangen, aber der treffliche Arzt, der mir als Affe erschienen war, zog ihn zurück und flüsterte ihm in's Ohr: „Noch müssen wir für ihn jede stärkere Bewegung vermeiden und äußerst behutsam sein.“

Hierauf fühlte er meinen Puls, lächelte freundlich und sagte: „Das war eine fürchterliche Nacht! Gott sei Dank! Die Krisis ist überstanden.“ — Röschen und ihr Vater hoben die Hände und wiederholten die Worte: „Gott sei Dank!“ mit thränenvollen Augen.

Ich glaube kaum, dem theilnehmenden Leser noch mit trockenen Worten sagen zu müssen, daß ich an einem sehr heftigen Nervenfieber darniederlag, welches ich mir durch die im ersten Kapitel der Geschichte meines Fiebernachtstraumes angeführten Ursachen zugezogen hatte. Eben so wird der einsichtsvolle Leser nun auch leicht erkennen, daß nicht Röschen plötzlich todt vom Stuhle gesunken, sondern, daß ich in Ohnmacht gefallen, daß Röschen's Leichenzug und die Kundmachung der Centifolie der erste Ausbruch der Fieberfantasien war, deren Übermacht preisgegeben, ich die Reise durch eine Welt ohne Menschen unternommen und so seltsame, tragikomische Abenteuer in Gesellschaft der Elementargeister, der Masken, der Comedia dell'arte, der Affen, Hunde, Biber rc., ja selbst des grimmigen Todes, bestanden hatte.

Röschen erzählte mir, daß ihren Namen sehr oft ausgerufen hätte, oft im schmerzlichen Tone, worüber sie jedesmal in Thränen zerflossen sei. Ihr Vater wollte bemerkt haben, daß ich ihn öfter für einen Biber angesehen und den wackern Arzt gar zum Affen degradirt habe.

„Es ist doch unglaublich (sagte ich voll Verwunderung über mich selbst), welche Macht die Fantasie über den Menschen ausübt, und wie unendlich schnell man in kurzer Zeit träumen und fantasiren kann! Nun ist mir mehr als je klar geworden, welche Wahrheit und welche tiefe Bedeutung darin liegt, wenn man sagt: „Das Leben ein Traum" und „Der Traum ein Leben." Calderon und Grillparzer

haben in der dramatischen Versinnlichung dieser Idee gezeigt, daß sie große Dichter sind.—

Ich wollte mehr sprechen; der Arzt hielt aber die Hand auf meinen Mund, und sagte: „Für heute genug! Wenig sprechen und noch weniger denken! Dies bleibe für einige Zeit die Hauptarznei, die ich Ihnen verordne."

Röschen bat mich dringend, dem Ausspruche des Arztes zu gehorchen und betheuerte lächelnd, ihr Vater würde indeß das Denken, sie selbst das Sprechen für mich übernehmen. Sie sah den Arzt fragend an, und als dieser, das Fragezeichen auf dem entglühten Gesichte verstehend, mit dem Kopfe nickte, trat sie mit der sittsamsten Anmuth zu mir, und hauchte einen Kuß, dem eine Thräne als Begleiterin folgte, auf die Stirne.

Eine sanfte Ermattung beschlich mich, und ich sank in einen leichten Schlummer ohne alle Erscheinungen und Abenteuer mit Geistern, Thieren und Automaten. Meine Genesung machte die erwünschten regelmäßigen Fortschritte, da ich mich unter Röschens milder Herrschaft als Muster eines folgsamen Unterthans und eines wackern Reconvalescenten zeigte.

Keine meiner holden Leserinnen wird zweifeln, daß der Genesene auch Bräutigam ward, und ich kann ihnen auch nicht widersprechen. Wir standen nach einigen Monaten als Brautleute vor dem Altare; der Amtmann Biber und der Doktor Affe hinter uns, und der letzte Mensch ward nun der glücklichste Mensch.

Beim Hochzeitmahle sangen wir mit verdoppelter Fröhlichkeit Schiller's Lied an die Freude, welches, wie sich der Leser aus dem ersten Kapitel dieser Fiebernachts-Traumgeschichte wohl noch erinnern wird, auf eine so traurige Weise war unterbrochen worden.

Bilder aus dem ländlichen Leben.

[illegible] [illegible] sangen wir mit verdoppelter Fröhlichkeit Schiller's Lied an die Freunde, welches, wie sich der Leser aus dem ersten Kapitel dieser [illegible] [illegible] wohl noch erinnern wird, auf eine so traurige Weise war unterbrochen worden.

Der Crampampoli.

Tobend brauste der Nord durch dürres Gezweige des Waldes,
Und auffliegendes Laub wirbelte schaurig umher.
Halmlos düst'res Gefild und des Rebenhains Ulmengestäbe,
Kahl, ohne Trauben und Blatt, starreten einsam und öd'.
Aus der verwaisten Natur zog nun das entfliehende Leben
In die Wohnungen ein, in den Familienkreis.
Schaudernd erbebte die Flur im frostigen Hauche des Spätherbsts;
Aber am hellen Kamin herrschte gesellige Lust.
„Sind doch in Sicherheit nun die sorglich gesammelten Früchte,
„Ist doch die Arbeit belohnt und für den Winter gesorgt!
„Lasset uns nach vergossenem Schweiß jetzt mit der Natur ruh'n,
„Und für's kommende Jahr Kräfte sammeln und Muth!

„Lasset geselligen Scherz nun wechseln mit kluger Betrachtung!
„Heute jubelt und lacht, Kinder, bei fröhlichem Schmaus!
„Eduard, eingestimmt! geglüht von Hoffnung und Freude!
„Bau' vor Allem auf Gott, dann auf Dich selbst und die Zeit!"
Also sprach, im grauen Haare noch blühend, der Pachter;
Setzte die Stühle zurecht um den geründeten Tisch.
Mattem Silber gleich, ergoß sich über die Tafel
Blumendurchwebter Damast, vom Großvater ererbt.
Unten am Rande des köstlichen Stoffes schaute hellglühend,
Farb' an Farbe gedrängt, freundlich ein Teppich hervor.
Zwei Kronleuchter, geschmückt mit kerzentragenden Mohren,
Herrschten strahlend und hoch über die Fläche dahin.
Lieblich dampfende Speisen, gereiht mit duftenden Weinen,
Prangend in Purpur und Gold, deckten freundschaftlich den Tisch.
„Sehen Sie doch," so sprach, den Zeigefinger vorstreckend,
Witternd die Nase erhöht, und mit genießendem Blick,
Überglücklich im Vorgefühl und von Holdseligkeit leuchtend,
Zu dem Kaufmann des Orts lächelnd Magisterchen Schneck:
„Welchen Zauberglanz die blinkenden Flaschen verbreiten!
„Wie voll Majestät hoch die Pastete sich hebt,

„Ähnlich dem Chimborasso, bekanntlich dem höchsten Gebirge!
„Welchen köstlichen Schatz birgt wohl ihr Inneres erst?
„Und was soll ich nun erst von dem Kalbsbraten dort sagen?
„Keinem Maler geläng's, schöner zu malen das Fleisch!
„Und daneben die Schinken, so sanft vorglühend dem Dunkel,
„Welches, mit Blumen geziert, noch vor dem Messer sie schützt!
„Aber riechen Sie nicht den welschen Salat noch vor Allem?
„Von dem Rande des Grabs rief' mich sein Duft noch zurück!"
So verloren in geistiges Anschau'n, wär' vor Entzücken
Er vergangen, wenn nicht jetzo begann das Gelag.
Um die Schüsseln zog sich ein Guirlande von Astern,
Aber die Gäste selbst bildeten schöneren Kranz.
Mancher würdige Greis bei ehrenwerther Matrone
Saß mit verjüngtem Gesicht, labend im Körper den Geist.
Munter neckte sich leicht in scherzender Laune die Jugend,
Rein an Seel' und Leib, sorgenlos innig vergnügt.
Eduard nur, der biedere Sohn des redlichen Pachters,
Sprach mit stillem Ernst, Blässe im guten Gesicht,
Zu der holden Nachbarin, Fräulein Emma von Werding,
Welche die Wiederkehr pries in die rauschende Stadt.

Vieles erwog, man sah's, im innersten Busen der Arme,
Aber bemüht, daß er nicht Äußeres ließ außer Acht.
Liebend glühte das Herz des edeldenkenden Jünglings;
Aber spröde zog Emma sich immer zurück.
Und so war dem Leidenden Frühling und Sommer entwichen,
Und der schaurige Herbst klemmte noch mehr ihm die Brust.
Neben ihm saß Emma, strahlend in siegender Schönheit,
Herrlich an Wuchs und Gestalt, lieblich von Mien' und Geberd';
Stolz im frohen Bewußtsein einer Fülle von Reizen,
Heischte sie Aufmerksamkeit, Huldigung, Fröhnen und Neid.
Ohne Spur je nagenden Grams, von Leben erblühend,
Klang melodisch ihr Ton, herrschte der leuchtende Blick.
Nicht verkannte sie zwar den edelmüthigen Jüngling,
Aber sie fühlte auch nicht Liebe, wie er sie empfand.
Noch voll Begierde, bewundert zu sein von aller Umgebung,
G'nügt ihr ein Herz nicht, voll zu belohnen das Herz.
Glomm in ihr auch die Morgenröthe leisen Gefühls auf,
Kämpfte sie gegen den Ernst und der Empfindung Gewalt.
Freiheitliebenden Sinns, gleich scheuem Gevögel des Waldes,
Floh sie jedes Band, war's auch von Blumen geknüpft.

Also angezogen und abgestoßen von Emma,
Konnt' ihr nicht Eduard nah'n, konnt' ihr auch ferne nicht sein,
Und unendlicher Schmerz zernagte die Blüte des Jünglings,
Daß er lebensmüd' wünschte zu ruhen im Grab.
Aber Emma, von bunten Freudenbildern umgaukelt,
Kannte nicht, was er litt, fühlte nicht, was er empfand.
Da verbarg der Jüngling tiefer sein Leiden und Lieben,
Lebte, scherzte und sang — aber sein Inneres starb.
Doch den Blicken der Ältern entging der verholene Schmerz nicht;
Liebe verrieth, was die Lieb' sorglich im Herzen verschloß.
Und schon war ein Theil des festlichen Abends verschwunden,
Als, Crampampoli, jetzt deine Feier begann!
In weiträumiger Opferschale kräftig aufduftend,
Ward der begeisternde Rhum schon auf die Tafel gestellt,
Und es erlosch sogleich der Kerzen strahlende Menge;
Im Gemach ringsum herrschte düstere Nacht.
Aber plötzlich flog in bläulich lodernden Flammen
Der entzündete Geist wallend und wogend empor;
Doch es entzog das ätherische Licht den Wangen und Augen
Lebensröthe und Glanz; trauernd schien jedes Gesicht.

Unerkennbar und beinah' fürchterlich wurden die Züge,
Bei dem fröhlichen Fest, von der Beleuchtung entstellt.
Schäckernd neckte man sich; dort flüchtete sich der Gefloh'ne,
Hier sah'n Geister sich lachend in's Todtengesicht.
Ängstlich setzte das Mädchenvolk sich näher zusammen,
Aber ihr Kichern verrieth Männergespenstern den Spuck.
Prasselnd glitt indeß, in Tropfen gelöset, der Zucker,
In das Feuermeer emsig versüßend hinab.
Heller entbrannte die Loh', bei jedem Tropfen aufzischend.
Gegenüber stand Eduard dem Gefäß.
Leichenblaß erschien des Leidenden trauerndes Antlitz,
Und der Arme glich einem Bewohner des Grabs.
Sieh, da lenkte Amor den Blick des reizenden Mädchens
Auf die Trauergestalt plötzlich aufmerksam dahin!
Und sie fühlte sich erschüttert im innersten Herzen,
Fühlte den ganzen Schmerz, welchen der Jüngling empfand.
„Ach!“ — so flüsterte jetzt die zärtlich erwachende Liebe —
„Ach, wie wenn er nun todt da läge vor mir?
„Oder sterbend aus Liebe, aus lebenzerstörender Liebe,
„Mit durchdringendem Blick tief aus dem brechenden Aug',
„Kaum von schwerer Brust aufathmend anklagende Seufzer,
„Und die Hände nach mir ringend und ächzend verging?

„Jede Stunde wär' er bereit, für mich zu sterben —
„Und durch fühllosen Stolz raubt' ich ihm Leben und Glück!
„Wird wohl Einer so wahr mich lieben, so treu und so edel? -
„Weh mir! blässer wird immer sein sanftes Gesicht.
„Eduard! traure nicht mehr! Dein bin ich, Dich liebend und lohnend,
„Laß das bleiche Gesicht glühen von Liebe und Lust!
„Eduard!" — Ach, es entfloh von der Zärtlichkeit rosigen Lippen,
Lauter, als sie geglaubt, Eduard's Name dahin,
Und erreichte zu schnell das Ohr des staunenden Jünglings,
Der zum melodischen Schall freundlich gewendet sich bog.
Plötzlich erglänzte der Saal — es war vollendet der Nektar —
Wieder vom Kerzenlicht, schöner noch Emma's Gesicht,
Himmlisches Lächeln umfloß die wonneathmenden Lippen,
Und der Wangen Glut strahlte wie Morgenroth auf.
Hoffend blickte der Jüngling hinein in die leuchtenden Augen;
Seinem Herzen entstieg feurig beflügelter Muth,
Und mit heimlicher Freude reichte der redliche Pachter
Nun das erste Glas Emma, der lächelnden, hin.
„Eduard!" flüsterte sie, vom Purpur nippend des Nektars,
Bot dem Jüngling dann freundlich das eigene Glas.

„Emma!“ rief der Wonnetrunkene: „schlürf’ ich des Lebens — —?“
„Unser Glück und Wohl!“ sagte sie freudeverklärt.
„Eins auf ewig sei’s!“ sprach lauter der glühende Jüngling,
Aber ein mächtiges Glas hob nun der Vater empor:
„Darf ich?“ — Lächelnd schwiegen sie. — „Wohl denn: es lebe das Brautpaar!“
Gläser- und Stimmenklang scholl im Gemache sogleich.
Jubelnd wurde der Nektar zum Geist der Liebe erhoben,
Und die Grabgestalt glühte wie Rosen des Mai’s.

Die Entstehung der Thränenweide.

Emmeline.

Bräutchen bin ich, mein Schatz! verstanden? ein freudiges Bräutchen!
Alles jubelt und tanzt um mich her und duftet und leuchtet.

Agnes.

Nicht so hoch gethan und nicht so sehr sich gebrüstet!
Werden wohl auch anderer Leute Mädchen noch Bräute,
Wohl zu bemerken, mein holder Engel: wenn sie nur wollen!

Emmeline.

Freilich, ich weiß es wohl; das ist's ja, worüber ich klage,
Daß Du nicht willst, was Du sollst: beglücken Dich selbst und den Gatten.
Glücklich bin ich schon jetzt; wie wird's erst im Ehestand werden!

Agnes.

Werde das glücklichste Weib! es treffen Dich immer doch Leiden.
Ich will einsam leben in hoher jungfräulicher Stille.

Emmeline.

Nimmer geb' ich es zu! Heiraten mußt Du mir nächstens.
August liebt Dich so innig und treu, wie Robert mich liebet.
Willst Du gleich Steinnelken verblüh'n, auf Felsen verödet?
Schließe Dich an und eröffne das Herz! Gott schuf uns für Gatten.

Agnes.

Gott auch gab in die Brust mir den Hang zum einsamen Leben.
So wie der glänzende Tag mit der sinkenden Sonne verschwindet,
Also verlischt auch Männerliebe mit weiblicher Schönheit.
Bleib' ich allein, bin ich frei und beliebt bei Allen und ruhig.

Emmeline.

Ist die Einsame schön und ehrbar, so folget ihr Mitleid,
Ach, ein trauriger Gast, vor dem mich der Himmel bewahre!

Aber noch mehr als das ist Keckheit verwegener Männer.
Jeder glaubet ein Recht an die Herrenlose zu haben,
Und der freie Scherz verfolgt die von Keinem Beschützte.
Ist Dein Frühling vorbei, dann kommt die erbärmlichste Zeit erst,
Weder Jugend noch Alter; da wird der Scherz zum Gespötte.
Folg' mir und reiche geschwind dem August beide Hände!
Sonst erleb' ich es noch, daß auf schwarzem Bocke Du reitest,
Oder auf langem Besenstiel Rauchfänge besuchest,
Lache laut auf, und es flieh'n vor der alten Hexe die Kinder.

Agnes.

Lache nur jetzt! Du wirst oft genug noch Thränen vergießen.
Bräute sehen ja stets, Emmeline, den offenen Himmel!
Du kennst von der Ehe so wenig als ich noch zur Stunde,
Ach! und träumst nur Wünsche. Laß doch Erfahrene sprechen!
Ei, sie reden nicht so, gequält von Männern und Kindern.

Emmeline.

Lieben will ich den Mann und die Kinder, so lieben auch sie mich.
Sieh, dort über die Flur geht Bertha! Jetzt naht sie dem Schlehdorn;
Vor ihr hüpfet ein fröhlicher Knabe, mit glühenden Backen,

Lärmend dahin über Graben und Strauch und den Schmetterling haschend,
Aber schmeichelnd ruht am wallenden Busen der Säugling,
Mit der spielenden Hand das holde Gesicht ihr befahrend;
Doch sie lächelt und hat uns entdeckt, weil der Wind das Gebüsch trennt.
O du Glückliche, immer von Sorgen voll und von Freuden!
Sei der Himmel mir gnädig wie Dir! Gern will ich auch leiden.

Bertha.

Liebliches Bräutchen, nun bald geehrt im Chore der Frauen,
Sei mir willkommen, und werde doch ja so glücklich, wie ich bin!

Agnes.

Geb' es der Himmel! allein der Frühling dauert nur Wochen;
Dann kömmt Sommerschwüle, dann schädlicher Nebel des Herbstes,
Endlich gar der stürmende, eiskalt schneidende Winter.

Emmeline.

Immer doch bespöttelt die Lästerzunge den Ehstand.
Duld' es ihr nicht! Du kennst ihn ja länger schon; sag' ihr die Wahrheit!

Bertha.

Manche spröde Spötterin wurde nachher zum Gespötte.
Liebe will Muth zum Ertragen, doch Muthwill' tödtet die Liebe.

Emmeline.

Riesenhaft steht der Sonnenscheibe blendende Goldglut,
Hinter farbigem Saum gebirgten Gewölkes versinkend.
Seht doch; wie brennet der Teich! Die ganze Sonne liegt drinnen.
In den Busen verbirgt der Kleine das schimmernde Antlitz,
Denn es schießen uns ja die Strahlen gerade entgegen.

Bertha.

Kommt! wir wollen zur schattenden Thränenweide uns flüchten.
O wie kühl ist's hier! Wie die Lüfte so schauerlich flüstern!
Leise wehen die klagenden Geister unglücklicher Liebe
In den hängenden Zweigen, die schmerzlich zum Teiche sich bücken,
Gleichsam als wollten sie noch im Thränenmeere sich baden.
Armer Baum, den spröden Schönen ein warnendes Beispiel!

Emmeline.

Weißt Du, Traute, wohl etwa geheime Geschichten vom Baume?
Ach so erzähle sie doch! Wir sind aufmerksame Kinder.
Wenn's nur recht schauerlich ist! das hör' ich lieber als Alles.

Agnes.

Aber woher weißt Du die Geschichte? Verbürgst Du die Wahrheit?

Bertha.

Meine Muhme hat viel uralte, kaum lesbare Bücher.

Nun, in einem derselben, dem dicksten und größten von allen,
Steht die überaus traurige, aber sehr wahre Geschichte,
Und ein Kupferstich zeigt gar das Ganze so deutlich,
So zum Sprechen, als säh' man's wirklich mit eigenen Augen.
Hört nun! Es trug sich zu vor tausend Jahren und länger.

Agnes.

Nun denn, die Ohren gespitzt!

Emmeline.

Vor tausend? O das muß schön sein!

Bertha.

Vor Zeiten einst, als es noch Götter gab — —

Agnes.

Götter? ei nun, wo sind sie denn hingekommen, die Götter?

Bertha.

Ja, Mädchen, darnach mußt Du mich nicht fragen!
Genug: es gab einst Götter; das ist sicher;
Dies lehren uns ja alle alten Bücher.
Wohin sie kamen — kann ich Dir nicht sagen.
Willst Du es wissen, mußt Du selbst nachschlagen.
Jetzt horchet, und seid stille wie das Grab! —
Vor Zeiten einst, als es noch Götter gab,
Da lebte auch ein guter junger Schäfer,
Schön wie Endymion der Siebenschläfer;

Der liebte eine Schäferin von Herzen,
Doch seine Liebe trug ihm nichts als Schmerzen.
Er sang so hold und lieblich wie die Musen;
Doch Lied und Wort drang nicht in ihren Busen.
Er gab die schönsten Blumen jeder Flur,
Sie aber ihm die schärfsten Dornen nur.
Er klagte, bat — sie lachte oder floh;
So wurde er nie seines Lebens froh.
An Schönheit däuchte sie sich Cypris gleich,
Kein Jüngling schien der Stolzen g'nügsam reich;
Nur Sklaven sollten kniend sie umgeben;
Sie aber wollte frei und herrschend leben.
Da nichts sein herbes Schicksal konnte wenden,
Entschloß er sich, sein Leiden schnell zu enden,
Und löschte in des nahen Sees Flut
Den bittern Schmerz verschmähter Liebesglut.
„O daß Dich, Harte, Cypris Zorn nie strafe!“ —
Er sprach's, sein Aug' schloß sich zu ew'gem Schlafe.
Die Göttin hörte nicht die fromme Bitte.
Die Welle trug ihn vor des Mädchens Hütte,
Und Freunde gruben ihm ein Grab voll Trauer.
Da faßte die Entsetzte wilder Schauer,
Verhallt war Klang und Sang, und auf dem Grabe
Lag schimmernd manche treue Todesgabe.
Kaum wehte noch des Abends kühler Flügel,
Da eilte die Grausame zu dem Hügel,
Der dicht emporstieg an des Sees Rand,
Zerreißend Kleid und Haar mit frevler Hand,

Denn ihrer Seele war die Ruh' entwichen
Vor der Erinnyen gift'gen Schlangenstichen.
So heulten sie: „Nicht wolltest Du beglücken;
„Nur fremdes Leiden konnte Dich entzücken.
„Du aber, prunkend und Dir selbst nur hold,
„Verschmähtest Herzen, strebtest nur nach Gold.
„Dir ward der Schönheit Göttergabe Fluch,
„Und Manchen hülltest Du in's Leichentuch.
„Nicht Menschen sei, Unmenschliche, gesellt,
„Fühllosem bleibe künftighin vermählt!" —
Da ward gerührt der Spröden stolzes Herz,
Durchbohrt von Sehnsucht und von Liebesschmerz.
Vor ihrer Seele gleitet eine Reih'
Der schönsten Liebesbilder hold vorbei.
Die Namen: „Gattin, Freundin, Mutter!" ziehen
Um sie dahin wie Himmelsmelodien.
Ein Gatte nennt sie seines Lebens Glück,
Und hängt an ihr mit wonnetrunknem Blick,
Und lächelnd, eifernd, drängend, jubelnd füllt,
An Mien' und Herz der Mutter Ebenbild,
Ein heil'ger Kreis von Kindern sich umher,
Und Haus und Tenne sind von Segen schwer!

Agnes.

Schweig! o schweig! ach Du zerreißest mir Armen die Seele!

Emmeline.

O wie gut will ich sein, beglücken und glücklich auch werden!

Bertha.

„Und dieses Glück hast Du von Dir gestoßen,
„Dein Herz der reinen Liebe stolz verschlossen!
„Die Gattin nicht und Mutter nicht will sein,
„Soll auch der Weiblichkeit sich nicht erfreu'n!
„So bleibe denn in Zukunft auch allein!
„Die Wehmuth nur soll Dir Gefährtin sein!" —
So scholl Cytherens strenger Richterspruch,
Und schnell vollzogen ward des Stolzes Fluch.
Die Füße wurzeln in den Boden fest,
Der, trotz des Sträubens, sie nicht von sich läßt.
Nur noch im schmerzenvollen Antlitz Weib,
Umziehet starre Rinde ihren Leib.
Dem Lockenhaar entkeimet Laub, es beugen,
Umsäuselt und umhüllt von grünen Zweigen,
Die Arme ausgestreckt sich nach dem Hügel,
Abwärts, und streifend auf des Sees Spiegel.
So starrt sie einsam, eine Thränenweide,
In der gesenkten Äste Trauerkleide,
Und kühlet in des Sees stiller Flut
Den ew'gen Brand der innern Liebesglut!

Emmeline.

Weinen muß ich! Und wär' auch, was Du erzählest, nur Fabel,
Hat es doch tief mich gerührt. Nun, Agnes, Du bist ja so sinnig,
Und viel blässer als kurz noch vorher? Hat das Märchen gewirket?

Agnes.

Schauerlich ist's; wenn gleich erdichtet, — doch trefflich die Lehre.
Nimmer lob' ich den Stolz und der Spröden einsamen Wandel;
Ist mir doch völlig, als wär' ich schon Baum: im Innersten graut mir.
Ach, ich fühle mich wahrlich so eingeengt und beklommen!

Emmeline.

Sieh doch, wie hold anlächelnd der Säugling erwacht, und der Knabe,
Ganz vergessend des Spiels, großäugig horchend noch dasitzt!

Bertha.

Gute Nacht! Ich fliege nun heim, den Gatten erwartend,
Daß er, wie immer, auch heut' mit herzlichem Kuß mich empfange,
Und den Ermüdeten schnell ein duftendes Tischchen erquicke!

Emmeline.

Ach, mein Bräutigam naht mit stets vergrößerten Schritten.
Mädchen, leb' wohl!

Agnes.

Und ich muß einsam, verlassen hier bleiben? —
Merk' ich doch nun erst, wie tiefe Dämm'rung die Erde umdüstert.
Hu, wie schauerlich droh'n die schwarzen Gestalten der Büsche!

Weh mir! was rauschet hervor? ich bin des Todes! o Himmel!
Du, mein August, Du bist's? Willkommen, geleite mich, Lieber!

Die Morgana *).

Traulich umhüllte die Nacht den Schlummer der ruhenden Erde,
Wie auf gesättigtem Nest ein Muttervogel sich wieget,
Und in die Fluten verschmolz der sterneschimmernde Himmel,
Feuriges Bild des geistigen Traums in friedlicher Seele.
Wonnebeflügelt entschwebte der Duft den blühenden Hainen,
Die am Gestade des Meers umschirmten die freundliche Hütte,
Freudig bewohnt von Althea, mit Catalina, dem zarten

*) An der sizilianischen Meerenge und andern Küsten zeigen sich zuweilen kurz vor dem Aufgang der Sonne, durch eine besondere Strahlenbrechung, auf der Oberfläche des Wassers mancherlei Gestalten, als Städte, Kirchen, Männer, Weiber, Thiere u. s. w., welche, so wie die Sonne höher steigt, ein gemischtes Chaos werden und endlich verschwinden. Das Volk schreibt diese Naturerscheinung der Fee Morgana zu; daher ihr Name.

Töchterlein, innig verschwistert an Farb' und Milde den
Rosen.
Athmend kaum, erlabte sich still am Schlummer die Greisin;
Aber am Lager des Mädchens stand der lieblichste Traum-
gott,
Lieblich fürwahr, denn er glich der Gestalt des fernen Ro-
berto,
Welcher nun seit zwölf Monden auf fremden Meeren hin-
schiffte.
Mit des Geliebten Entfernung entglühte die Liebe des
Mädchens
Immer zu höherer Glut, und durch vermeinte Gefahren
Machte die Sehnsucht ihn stets dem geängsteten Herzen noch
theurer.
Jetzo verscheucht' eine Mücke den Traum des lieblichen
Mädchens;
Plötzlich entflog dem erglänzenden Auge die seidene Wimper,
Und es spiegelten sich in den Sternen die Sterne des Him-
mels.
Schnell nun sendend den Blick zum östlich anglimmenden
Dunkel,
Sah sie das Fenster umwebt vom dämmernden Purpur des
Morgens,
Sah das leuchtende Weiß der linnenen Decke des Bettes,
Ruhend darauf des Lilienarms vorglänzende Ründung,
Flüsterte: „Mutter, der Tag!" mit leise melodischer Stimme,
Und sprang auf, wie im Walde das Reh vom duftenden Lager.

Also schwebete leicht Catalina wie Nebel des Morgens.
Kaum vermochte mit freundlich mühsamer Eile die Mutter
Gleich zu kommen dem Schritt des freudebeflügelten Mädchens,
Angestrahlt und verklärt von der mailichen Röthe des Himmels,
Und begrüßt vom tausendfachen Gesange der Vögel.
Durch den Uferhain, von strömenden Düften umflutet,
Schritten sie vor, gesprächig in steigender Wärme der Hoffnung,
Bald zu schau'n die Morgengestalten der Fata Morgan'a.
Jetzo traten hervor die Beiden am Rande des Fruchthains,
Und es empfing sie der Tag in seiner Herrlichkeit Fülle,
Herrschend über des Meeres und der Erde verschmelzende Schönheit.
Da begann Catalina, nicht minder schön als der Morgen:

Catalina.

Ach Mütterlein, fast will mir grauen,
Morganens Wunderspiel zu schauen!
Wie seltsam wandelnde Gestalten
Im Meere und am Himmel walten!
Mir engt und weitet sich das Herz
Zugleich in Freude und in Schmerz.

Althea.

Morgana, Kind, ist eine gute Fee;
D'rum bebe nicht! Die Zukunft läßt sie uns
Im Spiegel schau'n des Himmels und der Fluten.
Wenn mit der Nacht die Morgenröthe kämpft,

Beginnt ihr Zauberwerk. Dem Bösen nur
Zeigt sie, — mir schaudert, da ich's sagen soll —
Gräßliche Höllenbilder, die ihn treiben,
Hinab zu stürzen in den Meeresgrund,
Wo Ungeheuer grimmig ihn zerreißen.
Der Gute sieht lichtstrahlende Gestalten,
Die ihm befreundet mild entgegen lächeln,
Wie Blumen sich erschauen in dem Quell.
Ist gut Dein Herz und rein und liebevoll,
So bebe nicht!

Catalina.

Nun darf ich ohne Sorge sein;
Mein Herz ist liebevoll und rein,
Ja liebevoll, lieb Mütterlein!
Im Busen fühl' ich stilles Glüh'n;
Das soll mir froh zu Tage blüh'n,
Wenn durch Morganens Zaubermacht
Ein schöner Hoffnungsstrahl erwacht.

Althea.

Sie naht, mein Kind, in ihrer Heiterkeit,
Nun harre sittigernst in heil'gem Schweigen,
Soll sich der Zukunft Wunderreich Dir zeigen!

Catalina.

Wie wunderlieblich ist die Welt!
Wie rosenlicht das glänzt und strahlt,
Im sanften Tanze wogt und wallt!
Ach Mutter, wie mir das gefällt!

Doch sprich, läßt uns auch die Gestalten,
Die wir am liebsten sehen,
Die freundlichste der Feen
Bedeutungsvoll im Spiegel walten?

Althea.

Wie jung das pipt! Was eitles Mädchenvolk
Zu sehen wünscht, das sieht es fort und fort,
Wenn auch kein Punkt davon zu sehen ist.
Doch was Morgana uns erscheinen läßt,
Hat seinen guten Grund; es ist zwar nicht,
Doch in der Zukunft wird es uns gewährt.

Catalina.

So? Nun — zum Beispiel, setzen wir,
Ein Mädchen käm' in dies Revier,
Um ihren Auserkornen hier,
Der in der Zukunft ihr beschert,
Im Gaukelbilde zu erspähen,
Ließ ihn die Fee vorübergehen
Im Morgenlicht?

Althea.

Ei, liebes Mägdlein, zweifle nicht!
Doch höre, diese sonderbare Frage,
Die Deine Wangen sonderbar entzündet —

Catalina.

Ei sieh doch, o Mutter, wie Flammen entsprühen
Dem spiegelnden Meer!
Wie tausend bewegte Gestalten erglühen,
Ein fliehendes, kommendes Heer!

Althea.

Ergreifend ist die hehre Doppelfeier
Des Äthers und der Wasserwelt!
O, trüg' der Mensch den Himmel so in sich,
Wie ihn des Meeres treue Brust empfängt,
Er würd' ein Abbild selbst des Heiligsten!
Doch er ist immer ruhig, immer klar,
Und gleichet nur dem sturmzerwühltem Meer,
Deß schwarzer Wogendrang, so kühn er auch
Zum Himmel steigt, doch keinen Strahl von Oben
Erleuchtend aufnimmt und beruhigend.

Catalina.

Was siehst Du in dem Flimmerkranz?

Althea.

Kind! einen großen, großen Rosenkranz!
Wie er mit hoher Andacht mich erfüllt!

Catalina.

Ach, Mutter, ja ein Rosenkranz
Hüpft auf und ab im Wogentanz!
Wie schön die lieben Blumen glänzen! —
O könnt' ich ihn damit bekränzen!

Althea.

Dort wölbt sich einer Kirche hoher Dom;
Wie macht der hehre Anblick uns so fromm!

Catalina.

Und sieh! wie herrlich ist zu schauen
Ein Zug von Männern und von Frauen,

Die alle wunderschön geschmückt!
Nun kommt ein holdes junges Paar;
Sie trägt ein Myrthenreis im Haar,
Und Er scheint allerliebst entzückt,
Und ihnen folgt Musik,
Und noch mehr frohe Gäste —
Fürwahr, das geht zum Hochzeitsfeste!
O welches Glück!

Althea.

Du keckes Kind! wer wird so weltlich denken!
Die Kirche soll uns zur Erbauung lenken!
Doch sieh! dort strahlt, so wahr ich lebe,
Gar freundlich unser kleiner Garten
Und uns're nied're Hütte. —

Catalina.

Und nun — wie seltsam das sich fügt! —
Dort — an die Pinie in voller Blüte
Hat sich ein Jüngling lauschend angeschmiegt. —

Althea.

Nun fühl' ich erst, daß meine blöden Augen
Nicht viel mehr taugen!
Den ganzen Hochzeitsschwarm konnt' ich nicht sehen,
Und kann nun auch den Jüngling nicht erspähen.

Catalina.

Ich, Mutter — ich — ich seh' ihn nur zu gut!
Jetzt schwingt er freudig seinen Hut —
Er kommt uns näher — dicht
Am Ufer steht er schon — er spricht —
Wie er die Arme hebt. —

Althea.

Ach, fasse Dich! Gott — wie das glüht und bebt!
Du Kind des Jammers, komm zu Dir!

Catalina.

Jetzt winkt er mir —
Hörst Du nicht seine Stimme klingen?

Althea.

Ich hör' und sehe nichts! Komm, laß uns eilen!

Catalina.

Ich kann nicht — bin bezaubert — muß hier weilen —
Mir will das Herz zerspringen —
Ach, ringsum, welches Glutgewimmel! —
Hilf, Mutter — mir schwinden Erd' und Himmel —
Er ist's — er ist's!

Althea.

So rede, wer?

Verwünschtes Meer!

„Mutter! ich bin's!" so erscholl nun der Klang einer männlichen Stimme;
Und Roberto lag zu den Füßen der staunenden Greisin,
Und sie umfangend, sank ihr an's Herz das zitternde Mädchen,
Und die Schwankenden beide zu stützen, umfaßt Roberto
Beide zugleich, und segnend erhob Althea die Hände:
„Ist doch höhere Macht hier im Spiel; ich folge dem Winke!" —

Glühender schien das Morgenroth dem erglühenden Brautpaar,
Welchem nun Liebe, die gute Fee, das Leben beglückte.

Die Todtengräber.

August.

Das Schauerliche liebt mein holdes Kind?
Und graut Dir nicht dafür?

Minchen.

O lieber Freund, erzähle nur geschwind!
Ich zitt're vor Begier;

August.

Des Schreckens Macht ist groß;
Ich fürchte fast in Ohnmacht Dich zu seh'n.

Minchen.

Und sollt' ich auch vor Schrecken fast vergeh'n —
Erzähle schonungslos!

August.

So horch, und schmiege Dich
Beim stärksten Grauen fest an mich! —
Schon sank die schwarze Mitternacht,
Schon war die Geisterwelt erwacht

Sieh, dicht am klagenden Gesträuche
Lag starr und blutig eine Leiche,
Bleich und leblos hingestreckt,
Und mit Wunden überdeckt.

Minchen.

Das ist entsetzlich.

August.

Doch plötzlich
Eilt eine feindlich düst're Schar herzu,
Todtengräber, schwarz verhüllt!

Minchen.

Die brachten ihn wohl in das Haus der Ruh',
Das Schmerz und Leiden stillt?

August.

Nein! die Unmenschlichen ohn' Ehre und Gewissen!
Am wehrlos Todten ras't ihr Übermuth;
Sie faßten ihn mit Wuth —
Die Leiche ward zerrissen!

Minchen.

Und traf sie nicht des Himmels Rache?

August.

Noch schrecklicher ging bald die Sache;
Sie schleppten ihn
In eine tiefe Mördergrube hin,
Und riefen ihre Kinder schnell herbei.

Minchen.

Die armen Kleinen!
Ich sehe sie schon weinen,
Ich höre ihr Geschrei!

August.

Du irrest; menschlichem Gefühle taub,
Ward bald die Leiche neuen Frevels Raub.
Nicht eine Thräne ward vergossen, —
Sogar von seinem Fleisch genossen. —

Minchen.

Halt ein! halt ein! (Nach einer Pause.)
Und wann und wo soll dies geschehen sein?

August.

Fast scheu ich mich, es Dir zu sagen.

Minchen (schwer athmend).

Ich bin gefaßt; Du darfst es wagen.

August.

Erst gestern Nachts; das Mordrevier —
Es war — in unserm Garten hier!

Minchen.

So ist es wirklich eine wahre
Geschichte?

August.

Ja, wisse, daß ich treu verfahre
Und nichts erdichte!

Minchen.

Mein Gott! Ich fühle Frost und Glüh'n.
Ach stütze mich! O laß uns flieh'n!
Den Rest erzähle mir im Zimmer;
Mir wird mit jedem Augenblick hier schlimmer!

August.

So laß uns gehen; doch vorher
Vernimm nur noch das Eine: wer
Die Frevelthat verübt!

Minchen.

Kannt' ich den Todten? ach!

August.

Ja, liebes Minchen!
Es war, das jüngste der Kaninchen,
Und jene schauderhaften Frevler,
Sie waren —

Minchen.

Wer denn?

August.

Käfer,
Die man, wie ihr Geschäft bekennt,
Die Todtengräber nennt.

Minchen.

Du böser Mensch! hast mich geneckt,
Und so umsonst erschreckt?

August.

Ei, für den überraschend guten Schluß
Verdien' ich wahrlich einen Kuß!

Minchen.

Die Freud' ist dankbar, und — ich bin vom Herzen froh,
Daß die entsetzliche Geschichte so
Erfreulich sich geendigt hat.

August.

So durch sich selbst als durch den Lohn, um den ich bat.
Es lebe die poetische Gerechtigkeit!

Minchen.

Und auch des Schauspiels Menschlichkeit!

August.

Entlarvung ist dem Bösewicht beschieden.

Minchen.

Und der erschütterte Zuhörer fühlt,
Kaum hat der Schmerz die Brust durchwühlt,
Sich schon getröstet und zufrieden.

August.

Wollt' uns Geschicht' und Poesie von manchem Helden,
Was sie recht eigentlich gewesen, offen melden, —
Bald würde der entschlaf'ne Schrecken
Das lauteste Gelächter wecken. —
Doch nun zum Schluß?

Minchen.

Den Kuß.

Der Greis und das Mädchen.

Greis.

Was neigst Du, Mädchen, sinnigstill
Die Äuglein nach dem Blumenspiel?

Mädchen.

Ich suche nach Schmuck für Busen und Locken,
Nach Veilchen, Rosen und Maienglocken;
Dann eil' ich, von Jugend und Frohsinn umspielt,
Den Sieg zu entreißen von Hoffnung erfüllt.
Den duftig in Abendroth schimmernden Hain
Durchtanzen die Schäfer in lustigen Reih'n,
Es schwebet Glycere mit ihnen dahin;
Man nennt sie der Jungfrauen Königin.
Nun soll mir nicht länger die Siegerin funkeln;
Ich will sie besiegen, ich will sie verdunkeln.

Greis.

Kennst Du das dunkle Plätzchen dort?

Mädchen.

Neu ist mir dieser düst're Ort.

Greis.

Nun änd're Deinen stolzen Sinn!
Dort ruht der Jungfrau'n Königin.
Die Blumen, Dich zum Sieg zu schmücken,
Magst Du auf ihrem Grabe pflücken!

Die Werbung.

„Michel!" rief Hanns, und sah mit kleineren thränenden Augen
Auf zum Kirchenthurm, von der Morgensonne bestrahlet;
„Sieh! schon wieder vergaß der alte, betrunkene Küster
Aufzuziehen die Uhr; nun horch! schon läutet die Glocke
Fünf, und immer steht der Zeiger beim rostigen Zehner.
Zeit ist's nun, in's Horn zu stoßen, damit sich die Kühe
Und die Ziegen den weitgeöffneten Thoren entwinden,
Und mit bedächtigem Schritt zur geselligen Weide sich sammeln."

Michel.

Alle sind sie nun da, es kömmt ja sogar schon die weiße
Kuh daher; von allen ist sie wohl immer die letzte!
Aber, das sag' ich Dir, Hanns! kommt mir die junge Zigeun'rin
Nächste Kirchweih' wieder in's Dorf, so muß mir die Hexe
Deuten, und thut sie's nicht anders, schenk' ich den durchschossenen Hut ihr,
Den mein seliger Pathe vom Türkenkriege mitbrachte;
Doch sie muß Alles gesteh'n! denn ich hab' es nun einmal beschlossen:
Will die Lene mich nicht, geh' ich als Freiwilliger heut' noch
Unter die Grenadier, die im nächsten Dorfe jetzt durchzieh'n.

Hanns.

Nein! da trätest Du wohl Dein Glück muthwillig mit Füßen,
Wolltest Du unser Dorf, das ruhig blühende, tauschen
Mit bluttriefenden Feldern und mit zertrümmerten Städten.
Keinen Klugen hat noch die Liebe zum Narren berücket.

Michel.

Schweig mir, Hanns! denn so wenig verstehst Du vom starken Verliebtsein,
Als ich die vollgeschriebenen Zettel des Doktors verstehe.

Hanns.

Aber bedenke doch! nächsten Herbst kann's nimmer Dir fehlen,
Hüter zu werden der Weinberge mit den herrlichen Trauben.
Alles fürchtet Dich dann in Deinem gewaltigen Amte
Und es wird manch' blinkendes Lösegeld Dich erfreuen,
Ja, geschmückt mit Säbel und Strauß erwirbst Du Dir Reichthum,
Und an Deiner Seite wird schöner sich dünken das Mädchen;
Aber im Kriege da stirbst Du vor Angst, wie ein Feind Dir erscheinet.

Michel.

Was bekümmert der Rebenhain mich und die herrliche Traube?
Was mein Anseh'n im Amte, wenn Lene doch nimmer mich liebet?
Gegen die Feinde zieh'n will ich, und schießen und stechen
Sterb' ich auch vor Angst — so will ich der Lene erscheinen!

Hanns.

Weine nicht! Weinende fürchtet kein Feind und liebet kein Mädchen.

Ein Grenadier.

Bürschchen, juchhe! was sitzt ihr so kläglich hier unter den Kühen?
Froheres Leben wohl führt der Soldat; in Eigenthum wandelt
Ihm sich bald, wornach ihn gelüstet; denn Länder beherrscht er!
Werft den knotigen Stab, den unrühmlichen, weit in das Feld hin!
Nehmt dafür das blinkende Schwert und die donnernde Büchse!
Ist's denn nicht besser gethan, auf dem Felde der Ehre zu glänzen,
Als hier auf dem Felde bei trägen Kühen zu schnarchen?
Scheint's euch gescheiter, das Heer zu führen, oder die Herde?
Laßt doch sein Wasser dem Bach! Im Kriege gibt's fröhliche Krüge.

Michel.

Herr Grenadier! er kömmt mir erwünscht und recht wie gerufen;
Meines Lebens bin ich nun satt, will stechen und schießen!

Grenadier.

Bist ja ein herrlicher Bursch! nicht übel gewachsen und rüstig!
Prächtig muß die Mütze Dir steh'n; versuch' sie doch einmal!

Hanns.

Thörichter Michel thu's nicht! wer sie einmal versuchet, dem bleibt sie
Ewig fort auf dem Kopf, bis der grimmige Tod sie herabschießt.
Sieh' da kömmt die Zigeunerin; höre sie, eh' Du den Schritt wagst!

Michel.

Sei's denn! aber es wird nichts nützen; ich weiß es schon voraus —
Heda, Du Hexe! wie steht's? guck mir in die Hände bedächtig!
Wird die Lene mir gut, oder mag sie nimmer mich aussteh'n?

Zigeunerin.

Und was gibst Du mir denn, damit ich die Wahrheit Dir sage?

Michel.

Einen alten Hut.

Zigeunerin.

Und was noch?

Michel.

Genüget Dir das nicht?
Mehr ist der Hut werth, als Du alte Hexe mit Leib und Seele.

Zigeunerin.

Nun, so gib mir die Hand! ei, ei! das ist mir bedenklich.

Michel.

Hanns! was hab' ich gesagt?

Hanns.

Geduld! Verliere den Muth nicht!

Grenadier.

Laß Dich nicht prellen vom Weib! Was versteht die alberne Trude?
Sei kein Narr, und gib der Spröden auf ewig den Abschied!
Bist Du Soldat, so finden sich hundert Mädchen für Eines.

Michel.

Doch auf der ganzen Welt nur eine einzige Lene!

Zigeunerin.

Armer Junge! Du dauerst mich; dieser verzweifelte Querstrich
In der Hand hier, welcher die lange Linie durchzieht: —
Ach, er bedeutet kein Glück! die Dirne — ach Du verkennst sie!

Michel.

Nein ich verkenne sie nicht; die Abscheuliche will mich nicht; sag's nur!

Zigeunerin.

Nimmer sag' ich Dir das.

Michel.

Das ist ja so viel als gesagt schon,
Nun, Kamerad, die Mütze her! da ist die Hand.

Hanns.

O so warte!

Michel.

Vivat! es lebe der König!

Grenadier.

Wohlan, Kamerad! Du bist mein jetzt.

Michel.

Dein auf immer und ewig — ach Lene!

Grenadier.

Du weinst? Pfui, schäm' Dich!

Hanns.

Nun so leb' wohl!

Grenadier.

Jetzt marsch mit mir fort zum gestrengen Herrn Hauptmann!
Denn ich kann hier nicht länger verweilen; man rühret die Trommel.

Michel.

Hanns! ach die Trommel! Leb' wohl! sag' Alles der Lene, fein Alles!

Zigeunerin.

Sag' es ihr selbst doch! kennst Du mich nicht? das entschwärzte Gesicht? nun?
Kennst Du es nicht? wart', ich werfe den Mantel weg und den Strohhut!

Michel.

Lene! Du bist's!

Lene.

Was hast Du gethan? unglücklicher Michel!
Hast gar keine Geduld und verdirbst den unschuldigen Scherz mir!

Michel.

Lene, ich liebe Dich mehr als die Welt, mehr als alle Armeen.

Lene.

Wenn Du mich liebst, bleib' hier und geh' nicht zu den Soldaten!

Michel.

Wirst Du dann auch mein Schatz?

Lene.

So wahr ich hier steh' — Dein bin ich!

Michel.

Nun, Herr Korp'ral, so leb' er denn wohl, und zieh' er von dannen!

Nehm' er die Tabakspfeife, die schenk' ich ihm; laß er sich's schmecken!

Er ist noch jung und kann's weit bringen; ich wünsch' ihm viel Gutes.

Grenadier.

Bursche, das geht nicht so an! Folg' mir gutwillig! Ich rath' es!

Denn sonst brauch' ich Gewalt, komm' mit zehn Mann, Dich zu holen,

Mit dem Bajonet!

Lene.

Ach Erbarmen! Erbarmen!

Michel.

Habt Mitleid!

Hanns.

Ach, er wußte ja nicht, was er that, er kannte das Ding nicht.

Grenadier.

Ei, was kümmert mich das! er trägt mir nun einmal ein Handgeld.

Lene.

Hör' er doch! diese vier Groschen, die geb' ich ihm gleich auf der Stelle,
Und ein Guldenstück bekömmt er noch gleich nach der Ernte.

Grenadier.

Viel zu wenig!

Michel.

Mein ledernes Beinkleid.

Grenadier.

Das kann ich nicht brauchen.

Hanns.

Und noch meinen Hund, das wachbarste Thier auf der Erde!

Grenadier.

Sorge nicht gern für Andere, bin froh, hab' ich selber zu nagen!

Michel.

Ist er von Stahl und Eisen?

Grenadier.

Kein Pardon! nicht gezaudert!

Michel.

Lene! er faßt mich!

Lene.

Wehre Dich! wehre Dich!

Hanns.

Schlag' ihn zu Boden!

Grenadier.

Rührt euch nicht! sonst zieh' ich vom Leder und spalt' euch die Schädel.
Aber hört: gebt einen andern Burschen für den mir!
Geh Du, Hanns, mit mir, so laß ich den Michel der Dirne.
Willst Du?

Hanns.

Was würde dazu die muntere Lise wohl sagen?
Sie will keinen Soldaten, und darum werd' ich auch keiner.

Grenadier.

Wieder ein Mädchen im Weg? Ihr seid doch erbärmliche Gecken!
Komm doch, Hanns! sei ein Mann! laß die Lieb' und befreie die Memme!
Zieh' mit mir! da findest Du Wein und Mädchen und Alles.

Hanns.

Aber die Lise nicht!

Grenadier.

Auch! sie kömmt Dir nicht von der Seite!
Bliebe Dir treu in den Tod, und gingst Du an's Ende der Welt auch!

Bleibe denn hier! Ja sogar Dir, Michel, schenk' ich die Freiheit.
Liebet euch redlich und lebt noch lange vereinigt und glücklich!
Wenn euch die Ruhe erquickt, so gedenket noch meiner in Ehren.
Zum Andenken nehmt von mir die Mütze, den Säbel,
Diese Jacke, den Querriem sammt der ledernen Kuppel —
Und auch diesen — mächtigen — Bart!

Hanns.

O Himmel! was seh' ich?
Lise! Du warst der Soldat? und schälest Dich ab wie die Zwiebel?

Lise.

Nimm mich denn hin als Leibgericht, Du lieber Gefoppter!
Ja hat mein Vater gesagt, und schenkt uns das Haus und den Acker.
Nehmet denn gnädig den Scherz auf, der euch zu fröhlichem Ernst führt!
Glückliche werden ja, wie euch bekannt ist, gerne muthwillig. —

Das Johannisfeuer.

Sanft verglimmend entsank die Sonne hinter den Bergen;
Bläulicher Nebel umschwamm, nachglühend, Himmel und Erde.
Kühlig wehte Gebüsch und Schilf am blinkenden Teiche,
Und großblätt'rige Erlen erglänzten aus purpurnem Duftflor,
Mit dem Silbergrün wetteifernd der zitternden Espe.
Leise, thauig und schattend, entstieg aus freundlichen Wolken
Jetzo die trauliche Nacht, verhüllend die zirpenden Wiesen;
Flimmernd traten die Sterne hervor am dunkelnden Himmel,
Und Johanniskäfer, die lieblichen Kinder des Frühlings,
Glommen auf Büschen und Gras und durchglitten, mit bläulichen Flammen,
Plötzlich aufleuchtend wie Elfen, das dichter verbreitete Nachtgrau'n.
Nun versammelte sich des Dorfes fröhliche Jugend
Zu geselligem Spiel auf düfteathmender Wiese.
Dürres Gehölz ward eifrig gethürmt von emsigen Händen,
Und mit Geprassel erhob sich die Menge der wehenden Flammen.
Überschwebend der feurigen Glut, erblaßte der Vollmond.
Hoch und jubelnd flog in leichtem, muthigem Luftsprung
Über des Feuers Gelüft, in wartender Reihe geordnet,

Hurtiger Bursche und schwebender, niedlich geschürzeter Mädchen
Jauchzende Schar, beflügelt von Beifall lächelnden Alten.
Dreimal ward gewagt der Zukunft kündende Loossprung,
Welcher Glück in der Liebe verhieß durch gutes Gelingen,
Aber, wenn er mißlang, eh' der flammende Raum übersetzt ward,
Mit dem versengten Gewand auch die Hoffnung des Liebenden sengte.
Froh des gelungenen Werks umarmten sich Mädchen und Jüngling,
Muthigen Herzens, indeß ihr Unglück And're beklagend,
Über ihr hartes Geschick in Thränen zerschmelzend, entflohen;
Doch nur Wenigen ward lieblose Trauerverkündung,
Denn mit vorgeschwungenem Fuß, wie spielende Flaumen,
Leicht sich schnellend, sprang mit verbreitet erhobenem Kleide
Kühnes Mädchenvolk, aufregend der Jünglinge Eifer.
Nur Marie, die liebliche, stand bescheiden-genügsam
An die Mutter geschmiegt, mit Erröthen die Augen abwendend,
Wenn zu frevlen Sprung im wilden Spiele das Mädchen
Wagte, gerühmt von männlichem Scherz, der Verwegenheit jauchzend.
Sittiges Lächeln umfloß ihr Gesicht, wenn Freundinnen nahten,

Freundlich tadelnd den Ernst des keusch hinblickenden Mädchens;
Aber sie blieb gleich fest dem Tadel der neckenden Mädchen
Und der Jünglinge dringendem Fleh'n, und wagte den Sprung nicht,
Treu den Lehren der Mutter, die ihr die Sittsamkeit priesen.
Also stand sie, bald verlassen vom taumelnden Kreise:
Wilhelm's Blick allein wich nicht von der lieblichen Stillen.
Monden waren entfloh'n, seit er der Holden entbrannte,
Aber die Liebe verbarg, sich selbst und das Mädchen noch prüfend,
Ob die Sittsamkeit ihr im Grunde des Herzens gewurzelt,
Oder als trügliches Netz, den Gatten zu locken, bestellt sei.
Als er nun sah, wie einsam die Zartfühlende dastand,
In dem stillen, reinen Bewußtsein sich selber genügend,
Und den Beifall der heiratslustigen Bursche verschmähend:
Da erhob sich sein Herz, aufpochend mit schnelleren Schlägen;
Sanft und ernst, mit freundlichem Gruß und edlerem Anstand,
Trat er zur Mutter und Tochter, sich stellend zwischen sie Beide,
Und von Beiden mit Huld auszeichnend und würdig empfangen,
Wie es dem biederen Jüngling vom besten Rufe gebührte.
Aber voll Offenheit pries er sogleich die Zartheit der Sitte.

Leben kam in's Gespräch; Mariechens Athem erglühte
So wie Wilhelm's Blick — und frei gestand er die Liebe.
„Unter allen Mädchen des Dorfs," so sprach er mit Wärme,
„Hab' ich die sittigste Dich befunden und darum die schönste.
„Weibliche Würde, die leicht ein Wort verletzet, ein Lufthauch,
„Du hast mehr sie geachtet, als Beifall schmeichelnder Menge,
„Höher als Jugendlust und Begierde, den Gatten zu forschen,
„Hast Dich selber besiegt und der Eitelkeit waltende Herrschaft.
„Zartgefühl! dein Reiz ist die Seele der Lieb' und des Weibes.
„Werde mir Gattin! ich denke und fühle gleich Dir, o Geliebte!
„Gib, o Mutter, sie mir! ich will sie ehren und lieben,
„Daß sie edel wie Du, ein glückliches Alter vollbringe." —
Lächelnd erwiederte drauf die vielerfahrene Greisin:
„Ruhig schließt ihr brechendes Aug' die getröstete Mutter,
„Läßt sie das einzige Kind im Arme des würdigen Gatten.
„Diesen Wunsch zu gesteh'n, ich schäme mich nicht, o Du Bester!
„Sohn, beglücke mein Kind! Sie liebet Dich herzlich, ich weiß es;
„Denn der biederste bist Du ja unter den Jünglingen allen."

Aber Marie sprach nicht, es sprach nur ihr glühendes Antlitz,
Heißer und purpurner noch als die Glut des erlöschenden Feuers,
Welches mit lieblichem Schein die Engelreine verklärte.
Hand in Hand gefügt von der klugen, freudigen Mutter,
Gingen sie über die Flur mit sternhell leuchtenden Augen,
Und der Johanniskäferchen bläuliche Flammen umwehten
Bald als Hochzeitsfackeln des Brautpaars duftendes Laubdach.

Dramatische Dichtungen.

I.

Die Versuchung.

(Nach Cornwall.)

Personen:

Graf Ortiz.
Mordax.
Fernando.
Inez.
Erscheinungen.
Ein Offizier und andere Diener der Inquisition.

Erste Szene.

Eine Straße in Murcia.

Graf **Ortiz** und **Mordax** kommen aus einer Schenke.

Ortiz (singend).

Wein, o Wein!
Kind der Traube, du bist mein!
Will dich hegen,
Will dich pflegen,
Bis du mir Gehirn und Geist entzückt,
Oder Beides mir, in Glutverlangen,
Hinsterbend hochbeglückt,
Ist untergegangen;
Dann, dann
Füll' ich zu neuem Wahn
Den Nektarbecher an!

Mordax.

Graf!

Ortiz.

Mir ist wohl, sehr wohl!
Wie frisch die Lüfte weh'n!

Mordax.

Wollt Ihr einmal nach Lappland reisen,
(Nach Lappland, wohlgemerkt! wo dürre Hexen
Am Mond vorüberhuschen) leih' ich Euch
Zum Lustritt einen Besenstiel.

Ortiz.

Wie allerliebst!

Mordax.

Beim Satan! ja, ich thu's;
Ihr sollt zur Nordpol-Expedition
Auf's beste ausgerüstet sein,
Sprecht nur ein Wort, und eh' die Morgensterne
Erbleichen, schweben wir schon über'm Eismeer hin.

Ortiz.

Haha! ganz allerliebst!

Mordax.

Seht Ihr dort oben all die Lichter blinken?
In Mitte zwischen ihnen lad' ich Euch
Zum Flug' auf einer Ziege Rücken auf.

Ortiz.

Nein! nie vermöcht' ich's, vor dem ew'gen Glanz
Der Sterne einen Frevel zu begeh'n.

Mordax.

Hoho! Jetzt kommt das Lachen, Ihr Spaßmacher,
An mich. Hast Du denn von der Agaberta,
Der hochberühmten Hexe, nichts gehört?

Ortiz.

Nein.

Mordax.

Sollst sie seh'n, und von ihr Zaubertränke
Bekommen, daß Du Dich in Luft verwandeln
Und unversehrt durch Flammen gehen kannst.

Ortiz.

Still, still! Nichts mehr davon! Es scheint hier Alles
Voll Raserei zu sein, und Millionen
Von Funken tanzen sprühend durch die Luft;
Mir schwindelt das Gehirn so fieberhaft.
Was soll das? Ein bewaffnetes Phantom
Starrt auf uns her!

Mordax.

Das ist mein Meister.

Ortiz.

Wie? Jenes Wolkenbild?

Mordax.

Ja, eben dieser luftige Patron.
Er war einst, wie die Leute sagen,
Ein Spieler, wagte einen Satz,
Wie Keiner vor ihm und nachher,
Verlor —

Ortiz.

Nun ist er fort.

Mordax.

Er kam, zu zeigen,
Wie zärtlich er uns überwacht. Doch — horch!
Ich höre Schritte näher kommen.
Hier darf man uns nicht finden. Husch!

Ortiz.

Hu, wie der Wind so kläglich stöhnt! (Beide ab.)

Don Fernando und Inez kommen.

Don Fernando.

Da seht, wohin es geht, das würd'ge Paar,
Der Wüstling und der Schurke! Der Zechbruder
Mit seinem krummen Freund!

Inez.

Ohm, schützet mich!

Don Fernando.

Hat Satan seine Brut
Je ausgesendet, diese schöne Welt
Zu schwärzen, so ist dieser Sklave Einer
Von dem Gezücht, er, mit dem viehischen
Gesicht, so finster wie die Nacht,
Versengend mit dem funkensprüh'nden Aug'.

Inez.

Don Manuel hat nichts mit ihm gemein.
Graf Ortiz, wer auch sein Gefährte sei,
Zeigt immer etwas, uns'rer Achtung werth.

Don Fernando.

So liebst Du ihn noch immer? Du, ein Mädchen
Mit einem halben Königreich zur Mitgift?

Inez.

Ich lieb' ihn. — Ja, ich lieb' ihn! Und was folgt
Daraus?

Don Fernando.

Nichts. Alles ist gesagt damit:
Die äußerste Verderbniß und endloser Gram.

Inez.

Sprecht milder, Ohm! sprechet würdiger,
Von einem Mann, der, wenn auch jetzt gefallen,
Einst gut und edel war, ein tapf'rer Mann
Und Grand von Spanien. Seinen Adel trägt
Er auf der edlen Stirne. Lieber Ohm!
Warum verachtet Ihr ihn? Er sprach stets
Von Euch so gut! Als meines Vaters Ruf
Und Größe schwankend einer kräft'gen Hilfe
Bedurften, eilte er zum König,
Und sprach für ihn.

Don Fernando.

Doch der Geschichte fehlt
Die Wahrheit. Glaubet mir, kommt Zeit, — —

Inez.

Kommt Zeit, dann zwingt er ganz gewiß die Welt,
Den guten Namen ihm zurück zu geben
Und ihm Verehrung wieder zu bezeigen.
Legt er der Jugend wildes Wesen ab,
Kehrt er zurück, zu sein, was er sein kann,
Dann wirft die überreiche Inez schnell
Des Stolzes Maske weg und blickt von neuem
Mit heißer Lieb' auf ihren Manuel. (Beide ab.)

Zweite Szene.

Eine Todtengruft. Graf **Ortiz** und **Mordax** steigen tief im Hintergrunde über eine breite, fliegende Treppe herab.

Mordax (im Eintreten).

Adieu, Herr Morgenstern! Dank für sein Licht!
Wir haben nun die Welt hinausgesperrt.

Ortiz.

Wo sind wir? Welche Dunkelheit!
Ist dies die Straße?

Mordax.

Wie man Feuer schlägt
Aus kaltem Stein, so rufen wir nun Wunder
Aus diesem Reich der Nacht hervor.
Ein Weiser dieser Erde hat die Menschen
Belehrt, sie sollen ihre tiefesten
Geheimnisse nicht unter ihres Gleichen
Aufsuchen, sondern unter solchen Wesen,
Die ganz das Gegentheil von ihnen sind. —

Ortiz.

Wer geht hier? Horch! Mir schien, — doch nein! 's ist nichts.

Mordax.

's ist nichts! Sieh nur, 's ist eine Gruft! Gib Acht,
Daß Du nicht über einen König stolperst!
Hoho! Mir scheint, ich trat auf eines Narren Schädel.
Hier ist vielleicht ein hochgelahrter Fleck,
Das Ruhbett eines aufgeblas'nen Doktors.
Wie umgeformt jetzt diese Herren sind!

Ortiz.

Wie fein Du witterst!

Mordax.

O, ich bin gewohnt,
Den Schalk vom Narren wohl zu unterscheiden,
Siehst Du nicht jenen bleichen Lichtstrahl dort,
Der sich einfädelt in die Finsterniß,
Und immer zuckt? Das ist der Geist von einem
Wahnsinnigen.

Ortiz.

Wo sind wir? Laß uns geh'n! Die Luft ist dick.
Getöse, wie von einem Wasserfall,
Vermischt mit dem Gesumm von ungestümen
Insekten und mit sonderbaren
Wehklagen, nimmt mein Ohr gefangen.

Mordax.

O süße Harmonie! Fürwahr! sie haben
Geschickte Musikanten hier. Wer bläst
Das Geisblatthorn so gellend mir in's Ohr?
Herr Gnome, Du? Husch! — Horch! Der edle Herr
Der Trommelschläger, scheint ein Bock zu sein.

Ortiz.

's wirklich einer.

Mordax.

Oder gar ein Wurm,
Die Todtenuhr. Nun, Herr, was gibt's denn wieder?

Ortiz.

Ich fühlte etwas, das mich feucht berührte,
Kalt wie der Tod mir an die Wange schlug;

Anhauchend mich mit irdischem Geruch,
Als hätte sich die Zunge, über die
Der Athem kam, genährt mit Staub und Würmern.
Schon wieder? Halt! Wer geht da? Hörst Du nicht
Ein dumpfes Fußgetrampel?

Mordax.

Seid nur ruhig!
Es sind nur Leute aus dem Mond, wo nicht
Vom Venussterne oder vom Merkur,
Verrückte oder Bösewichter,
Gesellen, die sich von der Luft ernähren,
Und über unsere derben Speisen
Sich lustig machen. Sei verflucht,
Du luftiges Gesindel, das uns Wesen
Von bess'rer Art so zu mißhandeln wagt!

Ortiz.

Horch! liebliche Musik! Die Luft ist voll
Von Lebensgeistern; Alles rings umher
Scheint aufgereizt, daß es von tausend Zungen,
Ertönen muß.

(Man hört Stimmen, erst leise, dann lauter.)

Geister der Tiefe.

Komm', komm' hinweg!

Geister der Höhe.

Wohin? wohin?

Ein Geist der Tiefe.

Komm', komm' hinweg! verlaß den Raum!
Verlaß des Tages erlöschendes Licht!

Durch Nebeldämpfe, durch's tosende Meer
Komm' schnell, wie des Liebenden Traum!
Komm' hieher, hieher, hieher!
Komm' über die Heide, komm' über den Wald,
Wo Winde hinsterben im tiefen Schlund,
Wo Ströme entschlummern auf mosigem Grund!

Ein Geist der Höhe.

Wir kommen, wir kommen, — aber wohin?

Ein Geist der Tiefe.

Komm' hieher, hieher komm'!

Chor.

Horch, horch, horch, horch!
Eine höhere Macht
Bevölkert mit Wundern die Nacht,
Mit Leben und Tod, mit Träumen und Schrecken,
Um Wahngebilde im Hirn zu erwecken.
Das Heer der schimmernden Elfen wallt
Herbei, vom Lichte des Mondes bestrahlt;
Im Hintergrunde kommen,
Ein dunkler Schwarm, die Gnomen,
Und drängen sich Alle
Zum irdischen Male.

Eine Stimme.

Steht still, und blickt umher, denn ihr seid nun
In Mitte eines Zauberreichs!

Mordax.

Vernommen, Graf? Nun blickt umher!
Was seht Ihr? sprecht!

Ortiz.

Ich sehe ein gespenstisches Gewölb,
Fast unermeßlich, ragten nicht von Stell' zu Stelle
Aus tiefem Dunkel dürre, bleiche Knochen
Hervor, um die Begränzung zu verrathen.
Nun kommen, Million auf Million,
Zahllose Schwärme zu uns hergewirbelt,
Wie Feuerfliegen schimmernd. Tod und Hölle!
Die Dinger scheinen etwas Menschliches
Zu sein. O laß mich fort!

Mordar.

Bleibt! Habt Geduld!
Ihr werdet so noch all die Pallisaden
Der Särge in Bewegung setzen.
Hier liegen Grafen, Fürsten, Könige,
Und Einer stößt den Andern
Vom eingenomm'nen Platze weg.
Und alle die erbärmlichen, leblosen
Lehmklumpen — —

Ortiz.

Was ist das? Mich dünkt, die Bogen
Der Wölbung krachen! Sieh nur, sieh! Die Pfeiler
Beleben sich; ein jeder dreht sich um,
Und grinst, als ob die Last ihm das Gehirn
Zerdrückte. Todtenlarven schielen her;
Gestalten klappern; starre Augen
Glüh'n aus der tiefsten Finsterniß hervor,
O laß bei Dir mich sein!

Mordax.

Komm', ruh' hier aus!

Ortiz.

Mir kommt es vor, als lehnte ich
An einer eisernen Gestalt.
Dein Herz und Deine Nerven sind so hart!

Mordax.

Furcht, Mitleid, Liebe und Gewissensangst
Sind meinen Nerven unbekannte Dinge.
Mein Blut ging nie zu seinem Quell zurück,
Verließ auch nie mein dunkles Angesicht.
Jetzt will ich mich nicht selber rühmen, doch
An einem düstergrauen Tag
Will ich Euch sagen, was ich je gethan,
Seit Kain wahnsinnig ward;
Indessen woll'n wir seh'n, was da nach kommt.
Wie geht's Euch nun?

Ortiz.

Ich fühle mich nun stärker, seit ich mich
An Dich gelehnt. Doch, höre nur! Die Erde
Quält sich mit einer seltsamen Geburt.
Sieh! welch ein schwarzer Rauchqualm steigt empor!
Blas' doch die Wolke weg!

(Mordax bläst; ein Spiegel erscheint.)

Ortiz.

Wie? Was ist dies?
Ich sehe einen ungeheuren Spiegel
In einem Rahm von Ebenholz.

Mordax.

Ganz recht, mein Herr; von echtem Madagaskar,
Schwarz, wie der Haß. Nun will ich zeigen,
Was meine Kunst vermag. Verlangst
Du einen Geist aus Lappland oder Japan?
Es kostet mich nur einen Augenblick
Nebst einem Zaubersprüchlein wohlgereimt.

Ortiz.

Du bist ja äußerst wohlgelaunt?

Mordax.

Gemeiner Prosa fügen sie sich nicht.
Was die Prosaiker auch sagen mögen,
Die Verse haben doch ihr Gutes! Horch:
Ihr Geister, kühn und frei,
Ihr Kinder verhaßter
Bosheiten und Laster,
Kommt, eilt herbei,
Doch ohne Trompeten- und Trommelgebrause,
Und lasset die Fackeln zu Hause!
Im Namen, den man verehrt
Im glutrothen Reich unter der Erd'
Voll Geheul und Fluch,
Ruft und bannet euch her
Mein Zauberspruch:
Beim Sünder, der wie ein Heiliger
Im Tempel kniet auf geweihter Stelle,
Bei des Ungläubigen schwarzer Seele,
Bei all den menschlichen Bestien,

Die wir von ihrer Brüder Blut
Schwelgen seh'n, —

Ortiz.

Du hast ja eine Sammlung schöner Phrasen!

Mordax.

Ich mach' es den berühmten Männern nach,
Die abgenützte Redensarten
Aus längst vergess'nen Büchern stehlen.
Doch wie? Man will mir nicht gehorchen?
Erwache, Staub der Erde! Seid ihr taub?
Verhext? Wahnsinnig? Boshaft, oder
Mit Eisenbanden angeschmiedet?
Wie? Nun auf einmal Millionen
Verrückter Teufelchen, die mit
Bockssprüngen taumeln rings umher?
Marsch fort, und bringt uns ein Geschwader
Im Meer begrabener Gebeine her!
Entweicht! Durchwühlt den Meeresgrund,
Und schleppt uns aus dem Schlamme eine Ladung
Herbei, so schwer, daß euch die Rücken brechen!
Was hörst Du nun?

Ortiz.

Ein seltsames Gebraus.

Mordax.

In seinen Tiefen tobt der Ocean.
Hörst Du, wie seine Fluten sich aufthürmen?
Horch! Felsen und Gestade stürzen ein;
Die Wogen strömen brausend über's Land,

Und offen liegt des Meeres tiefster Grund.
Nun werden all die hagern Geister lachen,
Daß ihre Hüften wackeln, hocherfreut,
Daß sie kein Wogenberg mehr kneipt und preßt.

Ortiz.

Wie fürchterlich die Winde sausen!

(Ein Schattenschwarm stürzt herein.)

Die Schatten.

Wir kommen, wir kommen;
Wir haben zerbrochen die Fesseln all'
Des Schlafes, des Todes, der Qual.
Der Eisschollen schauderndes Walten
Durchflog uns're starren Gestalten,
Vermochte es doch nicht, uns aufzuhalten.
Wir ließen zurück hinter uns in Eile
Schiffstrümmer und Stürme und Blitzespfeile.

(Eine Geistergruppe senkt sich herab.)

Erster Geist.

Ich habe durchzogen Gebirgeskluft.

Zweiter.

Ich bin geflogen durch eisige Luft.

Dritter.

Ich eilte weg von Bach und Quell,
Die silberhell
Und Blumen gleich
Von Krystalle
Sich in die nordische Himmelshalle
Erheben bunt und schimmerreich.

(Ein Schwarm indischer Geister wird herbeigejagt.)

Indische Geister.

Wir kommen in Legionen
Aus glühenden Regionen,
Wo sie einen hölzernen Gott
Anbeten in Freude und Noth.
Von des Riesen Wagen
Ward zerquetscht uns jedes Bein,
Indeß der Mutter Jubelschrei'n
Laut übertönte die Klagen
Uns'rer Pein.

Mordax.

Nu seht! Ihr habt die schönste Auswahl hier.

Ortiz.

Nichts weiter mehr, es sei falsch oder wahr!

(Die Geister verschwinden.)

Laß mich nun einmal Einen seh'n,
Von dem ich weiß, daß er gestorben ist.

Mordax.

Siehst Du hier diesen schönverzierten Sarg?
In diesem liegt ein mächtig reicher Herr;
Einst kommt der Arme ihm doch in die Näh'!
Nun halten Würmer um ihn Rathsversammlung.
Der Holzwurm mit der Made präsidirt,
Der Eine als gelehrter Kritikus,
Die And're wegen ihres trefflichen
Geschmacks berühmt. —
Willst Du nun Deinen Freund auch seh'n?

Ortiz.

Nein, nein! Ich will nicht seine Ruhe stören.
Was für ein Haufe morschen Breterwerks
Liegt hier? Wohl eines Missethäters Leichnam?
Was soll damit gescheh'n?

Mordax.

Stoß mit dem Fuß, als ob Du einen Feind
Wegschleudern wolltest.

(Ortiz stößt mit dem Fuße. Die Breter stürzen zusammen, und man sieht den Leichnam.)

Ortiz.

Wie? Sanchez? O treuloser Freund!
Stürzt nieder, Felsen, Pfeiler, Steingewölb'!
Stürzt nieder und zermalmt den Bösewicht,
Ihn, den die Höll' entwischen ließ!

Mordax.

Der Schurk' ist bleicher, als sein Todtenhemd.

Ortiz.

Und doch steht Satans Name nicht darauf.

Mordax.

Hier steht kein Name.

Ortiz.

In seiner schwarzen Seele aber wohnte
Der böse Geist, der ihn wie einen Sklaven
Beherrschte, log und lachte, und glattzüngig.
Die Welt der Liebe gleißnerisch betrog

Mordax.

Wär's möglich? Dieser arme Wurm,
Er, dem die Kehle aufgeschnitten ist

Von einem Ohre bis zum andern hin?
O Du Gewaltiger!

Ortiz.

Ermordet hat er meine Schwester,
So jung, so gut, so blühend schön!

Mordax.

Wie bleich Ihr seid! Lehnt Euch an mich!
Bin ich kein Fels, so will ich wenigstens
Ein Rohr sein. — Stille! Welche sonderbare
Musik, gleich Bienenschwärmen aus der Erde
Aufsummend!

Stimmen von unten.

Daß ein Geschöpf gebildet werde,
Erwärmt sich mild und hold die Erde.
Zwischen Staub und Tod und Leben
Muß sich nun der Kampf erheben;
Zwischen Licht und Dunkelheit,
Flut und Feuer, waltet Streit,
Waltet magische Bewegung,
Wie des Weltmeers dumpfe Regung,
Wenn aus düst'rer Nacht
Die Flut zum Tag erwacht.
Ist die Wolke weggezogen?

Eine Stimme.

Weggezogen;
Freund und Feinde
Treffen nun zusammen,
Wie Schneegeflock

Zu Sonnenflammen
Im April
Sich finden will.
Schönheit wandelt mit dem Tod
Hand in Hand zum Morgenroth,
Was fehlt ihr noch zur Lebenslust?
Nur Lebensathem in der Brust!

(Der Schatten eines Mädchens erhebt sich.)

Ortiz.

Sprich, eh' ich selbst hinschauen will! Was kommt?

Mordax.

Ein Mädchen, sanft und hold,
Doch — an der weißen Kehle zeigt
Ein rother Streifen sich. Was soll das sein?

Ortiz (aufschauend).

Sie ist's, sie selbst! todt! Armes Mädchen,
Zu früh verloren! War das Schicksal,
Das die Unglücklichen mit langen Reih'n
Von Lebensjahren überhäuft,
Nur gegen Dich allein so karg?

Mordax.

Genug! Sie schwinde nun!

Ortiz.

Nur Einen Blick noch! Liebes Bild,
So todesbleich und doch so schön!
Wenn grausame Tirannen, falsche Sklaven
Und Schwelger Raub des Todes werden,
Seh'n wir den häßlichen, entseelten Leib

Mit Abscheu an, die Schönheit aber,
Selbst bleich und kalt, verliert den süßen Reiz,
Gleich der gepflückten Rose, nicht,
Und zieht uns nach dem Tode auch noch an.
Sie schläft, — sie schläft! Habt ihr denn nicht die Macht,
Aus ihrem Schlafe sie zu wecken,
Und ihrem Mund die holde Stimme wieder
Zu geben?

Mordax.

Das steht nicht in meiner Macht.

Ortiz.

Ich gebe Dir — —

Mordax.

Glaubt denn der edle Graf,
Ich lasse mich durch Gold erkaufen?

Ortiz.

Anbeten will ich Dich!

Mordax.

Hm! das klingt besser;
Und doch kann oder darf ich es nicht thun.
Und wolltest Du, die Todten sollen
Meineidig und am Grab Verräther werden?

Ortiz.

Schworst Du mir nicht, ich sollte durch den Schleier
Der Zeit tief in die ferne Zukunft schau'n,
Und Freude seh'n und Schmerz? Warum
Ward ich von Dir hieher geführt?

Mordax.

Du sollst denn, wenn Du willst, die Zukunft seh'n;
Allein, Geduld! Erst muß dies schöne Wesen
Verschwinden; dann, mein Freund, versuchen
Wir unser Glück. Sag' ihr nun Lebewohl!

Ortiz.

Leb' wohl, Geliebte! — Waltet sanft mit ihr!

Grabgesang (indem sie versinkt).

Legt sanft sie in des Grabes Nacht,
Bis neugeboren sie erwacht!
Laßt, Geister, Liederklang erheben,
Für sie, die gern in Wehmuth leben,
Für Mütter, Mädchen und Geliebte
Mit grauen Locken vor der Zeit,
Für Witwen, ach, für Tiefbetrübte,
Nun lebenslangem Schmerz geweiht,
Weil schnell zerronnen,
Was sie gewonnen,
Für Väter, die in wilder Wuth
Umhergeschleudert Sturm und Flut,
Für Kinder, hold wie Morgenroth,
Die, sterbend, ach, durch ihren Tod
Das kinderlose Mutterherz
Versenkten in endlosen Schmerz!

Ortiz.

Nun laß uns sehen, was die Zukunft bringt!

Mordax.

Hier ist der Spiegel; doch, bedenkt Euch wohl,
Eh' Ihr hineinschaut, denn die Zukunft — —

Ortiz.

Mag sie mir fürchterlich erscheinen,
Wie Sturm und Pest, ich werde festen Blicks
Hinschau'n und Antwort fordern. Mich erheben
Muth und Verzweiflung über das Geschick.
Gebieter dieses düstern Aufenthalts,
Enthüllt mir euern dunkeln Spiegel schnell!

Mordax (abgewendet).

Ihr bösen Geister! schnell enthüllt
Den Lügenspiegel, daß der edle Graf
Hineinschau'! — (Zu Ortiz.)
Nun? was seht Ihr hier?

(Schatten erscheinen auf dem Spiegel.)

Ortiz.

Ha!

Mordax.

Zwei Gestalten, wie wir selbst!
Wir sind ja an einander angekettet?

Ortiz.

Ja wirklich! Doch Dein Schattenbild
Hat einen schielenden und falschen Blick,
Und das Gesicht verändert sich
Aus einem jungen in ein altes,
Aus einem lichten in ein dunkles,
Aus Ruh' in Lächeln, jetzt in Freude,
Und aus der Freude in — ha, Teufel!

(Er wendet sich ab.)

Mordar.

Was gibt's?

Ortiz.

Es ist vorbei. Mir schien,
Dein Angesicht ward plötzlich fürchterlich.
Laß näher Dich beseh'n! Nein, Du bist licht,
Licht wie die Wahrheit.

Mordar.

Lichter nicht?

Ortiz.

Willst Du noch lichter als die Wahrheit sein?

Mordar.

Das eben nicht, doch ist sie mir zu kalt,
Und überdies sind meine Lieblingsfarben
Braun oder schwarz. Wenn unsere Poeten
Nicht lügen, ging die Wahrheit ja ganz nackt.
Verhülle mich, wenn's auch nur Maske ist!

Ortiz.

Das war ein fürchterliches Angesicht!

Mordar.

Vergiß es wieder! Laß uns nun
Den Spiegel noch einmal zu Rathe zieh'n!

(Andere Schatten erscheinen.)

Ortiz.

O Himmel! Sie — sie selbst, sie, meine theure,
Geliebte Inez! Sie wird mein!
Nach so viel Liebesfurcht und Liebesleid
Erscheint der Gott, mit Rosen hold umkränzt!
Und wer sind Diese?

Mordar.

Eure Kinder.

Ortiz.

Beide?
Wie lieblich! keine Lilie ist so schön.
Sieh, wie die Mutter lächelnd über
Das holde Paar sich niederbeugt,
Und ihre zarten Stirnen küßt!
Und Sie ist mein? ganz mein? Und ich,
O Schicksal, schwor Dir ew'gen Haß?
All meinen Ungestüm schwör' ich nun ab
Zu Deinen Füßen.

Mordar.

Wär's nicht etwa besser,
Noch einmal aus der schwarzen Lotterie
Ein Los zu ziehen? Manchmal ändern sich
Die Dinge schnell. Doch sieh! Was kommt?

(Der Schatten verändert sich.)

Ortiz.

Ein schmächt'ges Wesen, das mir selber gleicht,
So gleicht, daß, wär's nicht jünger, hag'rer, blässer,
Ich sagen müßt', ich sei es selbst.

Mordar.

So? Dies Phantom hat aber nie geliebt.

Ortiz.

Ich ruf' es an. Du —!

Mordar.

Stille doch!

Ein Wesen, das nie Fleisch war, dürft Ihr nicht
Ansprechen. Flüstert, was Ihr denkt und fühlt,
Vertraulich mir in's Ohr! Wir Beide mögen
Wohl mit einander sprechen; doch
Zu Jenem nicht, denn diese dünnen Wesen
Sind stolzer, als ein reicher Kaufmann oder
Ein neugeschaff'ner Graf.

Ortiz.

Sprich! wer ist diese
Erscheinung?

Mordax.

Euer Sohn.

Ortiz.

Verhüt' es Gott!
Noth oder Krankheit haben diesem bleichen
Gesicht das Todessiegel aufgedrückt.
Muß denn der Siechling jung sein ohne Blüte,
Und welken ohne Alter? Wenn der Kindheit Übel
Und Leiden überstanden sind, dann sterben müssen,
Eh' uns des Lebens süße Lust entblüht,
Es ist ein hartes Los! O laß ihn nicht
Zu Grunde geh'n!

Mordax.

Gilt diese Bitte mir?

Ortiz.

Wie konnt' ich mich doch so vergessen!
Mir schien, dies Wesen sei ein wirkliches.
Doch sieh! Er kommt allein. Zeig' mir den Rest,

Zeig' mir die lieblichen Gestalten alle,
Und Sie, die Lieblichste von Allen,
Sie, deren Schönheit meine Träume krönt,
Sie, deren Herz mein eigen ist, ganz mein!
Nicht alle Eure Gaukelei'n und Ränke
Vermögen mein Vertrauen zu erschüttern —
In ihrer Liebe makelreine Treue.

Mordax.

Ich sagte ja nicht, sie sei falsch; sie ist
In Wahrheit treu.

Ortiz.

O Du mein treuer Freund!

Mordax.

Allein — — Die Schönheit ist vergänglich,
Und was Entehrung nicht vermag,
Gelingt dem Tod.

Ortiz.

Ach!

Mordax.

Steht doch auf!
Wie, schon beim ersten Worte niederfallen?
Das ist ja nur die Zukunft! (Beiseits.)
Schwacher Thor!

Ortiz.

O falscher Freund! (Für sich.) Er wendet mir den Rücken!
So bleibt denn keine Hoffnung mir, kein Weg?

Mordax.

Nein! — Eine doch!

Ortiz.

Geschwinde, sprich!

Mordax.

Ihr dürft nur Euere Livree verändern;
Ihr habt nun einem undankbaren Fürsten
Im Rathe und im Feld gedient,
Habt manchen harten Stoß und Schlag erhalten,
Doch keinen Rang, und schmalen Sold;
Sogar die Ehre hat man Euch geraubt.
Brauch' ich noch mehr zu sagen? Gebt ihn auf,
Und wählt Euch einen bessern Herrn!

Ortiz (sinnend).

Hm! — Doch — er müßte König sein!

Mordax.

Das ist er.

Ortiz.

Und ein großer zwar!

Mordax.

Er ist ein König, größer, schrecklicher,
Als irgend Einer, dessen Feuerschlünde
Die Welt erschüttern. Zahllos ist sein Heer,
Sein Reich ist gränzenlos und seine Macht.
Gewaltig, wie der Sturm in seinem Zorn,
Ihn schreckt kein Schicksal, und der Tod
Ist sein geschworner Sklav'!

Ortiz.

Was Teufel — —

Mordar.

Pst! Ihr rathet gut. Sein Name —
Horcht! — (Er flüstert leise.)

Ortiz.

Entweiche! Fort! Wer bist Du, sprich, wer bist Du?

Mordar.

Ich? Euer Freund! (Seine Gestalt verändert sich.)
Und Mitgenosse,
Der Alles, was Ihr liebt, Euch retten will;
Nur zaudert nicht! Gelobt Ihr schnell — —

Ortiz.

Ich will nichts hören! Ohren, werdet taub!

Mordar.

Entschließt Euch schnell! Ihr schwebt in dringender
Gefahr. Die Inquisition
Hat Euere Wege schon gewittert; bald —
Sind die Bluthunde hier.

Ortiz.

Was kümmert's mich?

Mordar.

Vergeßt nicht, daß sie Foltern haben,
Des Menschen Laune umzustimmen.
Schon stehen ihre Gräber offen,
Für alle Wesen, die Ihr liebt. Wollt Ihr
Sie retten, oder in die Grube stoßen?

Ortiz.

Versucher, schweig'! Wend' ab von mir
Der Augen rothe Glut! — 's ist Lug und Trug —

Schwarz, schändlich, grundlos, falsch, was sonst — was sonst?
Doch — wenn's so wäre, — und ich könnte sie
Auf diese Weise retten? —

(Man hört in der Entfernung ein Getöse.)

Mordax.

Sie sind Dir auf der Spur.

Ortiz.

Ist mir der Tod
So nahe? Sei es! Laß ihn kommen! (Für sich).
Es schüttelt mich, wie Grau'n der Furcht!

Mordax.

Noch kann ich Dich, und Alle, die Du liebst,
Erretten. Sprich geschwind das Wort!

Ortiz.

Das Wort? Und welches Wort? Sag' an!

(Man hört von außen Stimmen.)

Mordax.

Sie sind am Thore schon. Sprich nur die Worte:
„Ich gebe meine Seele" —

Ortiz.

Halt! Was ist zu thun?
Es gilt nun Leben oder Tod!
Für Sie des Grabes Dunkel oder Liebe!
Gott steh' mir bei! — Ich bin gerettet —
Der Kampf war schrecklich — doch — ich bin gerettet!
Ich schwöre, Feind, Dir ab, — ich hasse Dich!

(Er fällt zusammen.)

Ein Offizier (außen).

Die Thüre auf! Im Namen
Der heil'gen Inquisition!

Mordax.

Ihr heil'gen Schurken! (Leise zu Ortiz).
Noch habt Ihr die Wahl!
Wählt Leben, Lieb' und Reichthum, oder Folter
Und Blutgerüst! — Nur schnell!

Offizier (außen).

Erbrecht die Thüre!

(Die Thüre wird erbrochen. Ein Offizier und andere Diener der Inquisition treten ein.)

Offizier.

Ergreift ihn! — Wie! Graf Ortiz? Ihr?
Graf Melchior vernahm, ein Bösewicht
Hab' Euer sich bemächtiget,
Und sandte uns zu Eurer Rettung her.
Hebt ihn empor! Wo ist nun Eurer Feind?
Ergreift ihn!

(Eine Stimme lacht.)

Offizier.

Ich habe wohl ein gellendes Gelächter
Vernommen, doch ich sehe Niemand hier.
Vertheilt Euch und durchsucht das Grabgewölb!
Nur schnell, daß Keiner euch entgeht!

Ortiz (schwach).

Ihr sucht vergebens; er ist weg!
Warum er kam, und wer er war,
Was er gewesen —

Offizier.

Das geht uns nichts an.
Wir sind von unserm Herrn und Meister
Beauftragt, Euch zu melden, daß er Euch
Bei sich zu sprechen wünscht.

Ortiz.

Er ist
Gut, weis' und edel, wie's ein großer Mann
Sein soll. Bringt mich zu ihm! Ich will ihm danken;
Ich möchte geh'n, doch ich vermag es nicht!

(Die Stimme lacht wieder.)

Offizier.

Stützt Euch auf mich! Nun laßt uns eilen!
Mich dünket, Sünde und Entsetzen
Bewohnen diese öden Hallen,
Und sitzen wachend an dem morschen Lager
Verruchter Todter. Fort von hier!
Wir wollen nach Don Melchiors Wohnung gehen.

Ortiz.

Sogleich, sogleich! (Für sich.) Und dann sogleich
An Inez treue Brust, die einst
Mir süße Heimat war und wieder werden soll!

(Alle ab.)

(Der Vorhang fällt.)

II.

Das Opfer.

(Nach Cornwall.)

Personen:

Meinun, ein Rajah der Hindus.
Zemindar.
Rhaida, seine Tochter.
Mutra.
Kemaun.
Oberpriester } des Gottes Siva.
Priester }
Krieger des Rajah. Volk.

Erste Szene.

Ein Garten am Ufer des Ganges.

Rhaida.

Gesunken ist die Sonne; kommen soll
Mein Meinun, er, mein lieber, lieber Schäfer.
Tags über läßt er meine Seele schwärmen;
Wenn's dunkelt, kommt er, holder, als die Nacht,
Zu seinem armen Hindusmädchen her.
Schon flammt das Feu'r, genährt von Myrrh' und Blumen,
Hoch vom Altare der Braminen auf.
Dies ist das Zeichen. Horch! Er kommt, er kommt!
Nein — nein! Treuloser Schäfer! Es ist nur
Das Rauschen der Flußgöttin Ganges,
Die ihren Gatten und Gebieter, den
Ozean, mehr liebt, als Du mich.
Ich Thörin! Ach! er wird nicht kommen,
Doch — stille! Er ist hier, ist hier, und ich —
Ich that ihm Unrecht. O mein Meinun!

Meinun.

Mein Herz! O meine Theure!

Rhaida.

Du mein Alles!

(Sie sinkt in seine Arme.)

So bist Du doch gekommen?

Meinun.

Ja, holde Hindus, doch bald wieder muß
Ich Dich verlassen. Kaum mit einem Kuß

Begabt von Deinen Lippen,
Muß ich die große Stadt besuchen.
Schon diesen Augenblick erwarten mich
Am Gangesufer meine Freunde,
Und ich muß seufzen: — Lebewohl!

Rhaida.

So geh' denn, — geh' — und lebe wohl!

Meinun.

Doch komm' ich morgen früh zu Dir zurück;
Die Hochzeitlampe bring' ich dann mit mir
Und einen Brautschatz schimmernder Juwelen.

Rhaida.

Komm' nur Du selbst, Du bist mir mehr, als alle
Juwelen! Bring' mir nur Dich selbst!
Und willst Du mir doch etwas sonst noch bringen,
So bring' mir eine Lotuslilie
Vor meine Brust, und schwöre mir bei ihr,
Daß Du mich ewig lieben willst!

Meinun.

Ich will es thun, Du eifersücht'ges Mädchen Du!
Obwohl ich Dir bei allen Sternen
Schon tausendmal geschworen habe, Dich
Zu lieben, und ich Dich wahrhaft liebe.

Rhaida.

So schwöre nochmal! Ach, ein Liebender
Schwört nie zu oft; ich will Dir gierig horchen,
Noch gieriger, als eine Mutter horcht,
Die über ihres Erstgebornen Stammeln

Sich neigt, und für die liebliche Musik
Dem Himmel dankt. — Willst Du mich lieben?

Meinun.

Ich liebe Dich.

Rhaida.

Doch — wirst Du mich auch immer lieben?

Meinun.

Dich lieb' ich, und Dich werd' ich lieben,
Mehr, als die Nachtigall die Rose liebt,
Mehr als Gott Kunya liebte, da er noch,
Ein Jüngling, unter den Dorfmädchen lebte,
Und um sie warb und manches Herz gewann.
Fort bring' ich Dich, mein Bräutchen allbeneidet,
Von hier —

Rhaida.

Du eitler, eitler Schäfer!

Meinun.

Mit Recht trifft mich Dein Vorwurf; ich vergaß,
Ich träumte, wie ich denn wohl öfter träume,
Und manchmal wohl auch hoffe. Ich ein Schäfer?
Der war ich einst; doch in vergang'ner Zeit
Brach sich des Schäfers Schwert den Weg zur Macht,
Und, Dir gleich, stamm' ich vom Braminenblut.
Ich werde kommen, Dich zurück zu fordern.

Rhaida.

Das wird vergeb'ne Mühe sein; und doch,
Wenn Du wegwerfen wolltest diesen Mantel,
Und uns bekennen Deinen wahren Namen
Und Deine Herkunft —?

Meinun.

Gesetzt, ich wäre nun der Fürchterliche,
Deß' Name schon des Landes Schrecken ist,
Der Räuber Kemaun? Wie? mein Liebchen bebt?
Sei ohne Furcht! Er wird von euren Rajahs
Verfolgt in seine dunkelsten Schlupfwinkel.
Er hat's gewagt, zu trotzen dem Gesetz;
D'rum greifen mächt'ge Arme jetzt nach ihm.

Rhaida.

Ach, laß ihn! Wie? — Du lächelst? Wer bist Du?
Sprich! gab ich meine Liebe einem —

Meinun.

Räuber?
Was träumst Du? Aber wenn ein Räuber, dann
Gewiß ein mächtiger und Deinem Fürsten
An Macht der Nächste. Doch — ich muß nun geh'n.
Vorher ein Wort von Deinem rauhen Vater.
Ich schwor (Du weißt's), ich würde wieder kommen,
Und seinen Mund zu sanftern Worten zwingen.
Die Stund' ist nah'; und für den list'gen Sklaven
Der ihm in's Ohr geflüstert Lug und Trug,
Ihm bring' ich den verdienten Lohn.

Rhaida.

Er ist
Zu elend —

Meinun.

Für den Zorn, nicht für die Strafe.
Und will er etwa meiner Rache spotten?

Er lache nicht zu früh, denn ich
Weiß meine Zeit wohl abzuwarten.
Dein Schäfer ist im Hassen wie im Lieben
Gleich fest. Gelobt hab' ich die Rache auf
Des schwarzen Mutra Haupt; ich halte Wort.
(Man hört in der Entfernung singen.)
Horch! Die Gefährten sind's; sie rufen mich,
In Deiner holden Näh' vergaß ich sie.
Leb' wohl! Der Wind erhebt sich.

Rhaida.

Mußt Du fort?

Meinun.

Hörst Du den Strom, wie er an's Ufer tos't?

Rhaida.

Er spricht wie eine liebevolle Braut:
„Verlaß' mich nicht so früh in dieser Nacht,
„Da freundlich auf die Erde blickt der Himmel
„Und sie sich überglücklich fühlt!" —

Meinun.

Schon naht der Sturm. Wenn wir noch länger zaudern,
Erreicht er uns, eh' die gefährlichste
Der Stellen wir im Strome übersteh'n. (Er entfernt sich schnell.)

Rhaida.

Schon hallen seine Tritte schwächer,
Und immer schwächer; nun ist Alles still! (Sie horcht, Mutra kommt aus einem Dickicht von Gesträuchen hervor.)

Mutra.

So! Er ist fort. Tritt vor! 's ist Alles ruhig.
(Zemindar tritt vor.)

Zemindar.

Wo ist sie denn? Ei sieh doch, wo sie steht,
Die Thörin träumt wohl von dem Kemaun,
Dem Räuber, mir verhaßter als das Gift;
Allein — ich will sie wecken. So!
(Er gibt ihr einen Backenstreich.)

Rhaida.

Ach, Vater!

Mutra.

Ho! (Bei Seite.) Das Gesichtchen wird ihr brennen;
Ha! Das Gesichtchen mit den Ringellocken,
Womit sie jedes Männerherz umgarnt!
Das Züngelchen, mit dem sie alle Männer
Verspottet und verschmäht, — auch mich. —

Zemindar.

Nun, bist Du stumm?

Mutra (bei Seite).

Noch nicht; bald soll sie's werden.
Die zarten Füßchen mit den Silberspangen,
Die runden, weichen Ärmchen und der Busen,
Auf dem die weiße Liebesblume ruht,
Das Alles wird verzehrt; die Priester sind
Für sie bereit, die Flammen hungrig;
Mein Herz entbrennt in Wuth. (Zu Zemindar.)
Sie sterben Beide
Den Feuertod?

Zemindar.

Geh fort und warte! (Rhaida geht fort.)

Wie? den Feuertod Beide?
Nein, sie mag brennen, denn es wäscht ihr Blut
Von meinem Haus den schwarzen Fleck,
Doch er, — komm näher! — unter dichten Bäumen,
Hab' ich ein tiefes Loch gegraben, und
Wir stürzen ihn hinein; ja morgen Nachts,
Wenn das erhitzte Blut ihm wallt,
Da schließen wir ihn ein.

Mutra.

Hoho! lebendig?

Zemindar.

Ja, voll des Lebens und der Lebenslust.
Wir löschen seinen Muth und kühlen seine Träume.

Mutra.

Ich lieb' Dich; gut! doch — stirbt er nicht — zu schnell?

Zemindar.

O nein! Ich hab' ihm ja das ganze Grab
Mit Steinen rings verschanzt, die obere
Erdlage aber mit Luftlöchern wohl
Verseh'n, durch welche seines Wehgeheuls
Musik in's Ohr mir lieblich schallen wird.
Drei Tag und Nächt' bleib' ich bei seinem Grab',
Und horche, — wie er Hungers stirbt.

Mutra.

O herrlich!
Laß uns den schönen Ort sogleich beseh'n!
Komm! Ist's nicht unter jenen Bäumen dort?
Komm! Dieser Fußpfad führt am nächsten hin. (Sie gehen fort.)

Zweite Szene.

Derselbe Garten am nächsten Abend.

Mutra und **Zemindar** treten ein. **Kemaun** kommt ihnen entgegen.

Kemaun.

Halt, Halt! Ein Wort mit euch.

Zemindar.

Wer ist der Hund? Ein Paria? Schlag ihn nieder!

Kemaun.

Sehr schön! Allein eh' dies geschehen kann,
Muß mancher schwere Streich voraus gescheh'n.
Was meint ihr — wollen wir ein Bischen kämpfen?

Mutra (zu Zemindar).

Sei ruhig! Rühr' ihn ja nicht an! —
Es ist ein sonderbarer Kerl.
Recht brav; hat Ehr' im Leib, doch wie Ihr seht,
Ein sonderbarer Kerl fürwahr!
Er bringt mir wichtige Neuigkeit
Aus weiter Ferne. Mit Erlaubniß, —
Ich wär' jetzt gern' mit ihm allein,
Lebt wohl! (Zemindar geht weg.)
Ich komme Euch bald nach. —
Wie steht's? Ist Alles vorbereitet?

Kemaun.

Wer ist das kleine, welke Wintermännchen,
Dem, wie er geht, die Knie schlotternd
An's Bambusrohr anschlagen?

Mutra.

Zemindar ist's.

Kemaun.

Dem nehm' ich ohne Skrupel all' sein Geld.
Dem Niederträchtigen hat die Natur
Die Worte: Schuft, Betrieger, Filz
In's hündische Gesicht geschrieben;
Wir ziehen ihm die gold'ne Haut vom Leib,
Und binden ihn an einen Baum. Sein Mädchen,
Sagt Ihr —

Mutra.

Mag leben! Ja 's ist besser,
Sie kommt mit heiler Haut davon. (Bei Seite.)
Als sie erst wegging, hat sie auf mein Herz
Eindruck gemacht. Sie schwebte hin wie eine
Gazelle; ihre Augen schienen
Juwelen; süße Worte sind ihr eigen;
Der Locken Glanz, der schlanke Wuchs, wie schön!
Dazu die Haltung wie ein Schwan!
Ich habe meinen Sinn geändert; verbrennen
Soll sie erst, wenn sie alt geworden ist.
Dann — mag gescheh'n, was will; was kümmert's mich!

Kemaun.

Und wenn ich sie vom Flammentod errette?

Mutra.

Für mich! dann zeig' ich Dir die Stelle,
Wo ihres Vaters Gold verborgen liegt.

Kemaun.

Gut; und Du sollst davon ein Drittheil haben.
Dies und das Mädchen noch dazu, scheint mir,
Sei Lohn's genug für Deinen Schurkenstreich.

Mutra.

Wie? Schurkenstreich?

Kemaun.

Oho! beleidigt's Dich?
Laß gut sein! Wir am Ufer nehmen das
Nicht so genau. Wir sagen uns're Meinung
Gerad heraus und stechen frisch darauf los.
Das ist der beste Weg, der kürzeste,
Der eine Menge von Verlegenheiten
Erspart. Jetzt geh' ich. Meine Schelme schleichen
Im Dikicht dort herum und harren meines
Befehls. — Ertönt dies Horn, bin ich flugs da,
(Er gibt ihm ein Horn.)
Und mache die Braminen schreckenstarr.

Mutra.

Nur zieh' nicht ihren Fluch auf mich!

Kemaun.

O nein! Du bist ja selbst ein halber
Bramin, drei Theile heilig, Schurke ganz.
Nu, kenn' ich Dich nicht recht genau?
Wie viel hast Du begangen? — — —

Mutra.

Schlechte Streiche?
Daß ich nicht wüßte! Dennoch aber
Kastei' ich mich mit Fasten und mit Schlägen.
Lag ich nicht auf dem Kerbrod? Hab' ich nicht
Die Zunge mir fast abgebissen, mich
Auf einem Hacken hin und her geschwungen?

Kemaun.

Still, falscher Spitzbub! Wagst Du es vor mir
Zu prahlen? Mich mit Deinen Tugenden
Zu foppen?

Mutra.

Nu — ich sage nichts mehr.
Nur keinen Zank! Wir sind ja nun verbündet.
Zieh' Dich zurück, und wart' auf das Signal!

Kemaun (bei Seite).

Erst will ich Gold und Mädchen, dann — — (Er geht fort.)

Mutra.

Der Kehlabschneider, der Ungläubige,
Der Räuber, — er ist fort! Ich athme freier,
Begeh'n soll er die Sünd', den süßen Lohn
Dafür ernt' ich; so ist es recht und billig.
Hab' ich das Spiel gewonnen, dann
Führ' ich den Rajah zu des Schurken
Schlupfwinkel, mir allein bekannt. (Ein Bote kommt.)

Der Bote.

Die Priester harren Deiner; das von Dir
Versprochene Schlachtopfer ist noch nicht

Gekommen. Spute Dich! Der Rajah wird
Heut' selbst dem Gotte Siva opfern.

Mutra.

Sag ihm, ich komme gleich. (Der Bote geht.)
Glorreicher Tag! Der Rajah kommt?
Da müssen wir mit dem Vollzuge warten,
Bis er das Heiligthum verläßt. — (Kemaun tritt ein.)
Was gibt's?

Kemaun.

Umrungen ist der Wald;
Des Rajah Krieger —

Mutra.

Sei unbesorgt! Das hat nichts zu bedeuten.
Er will das Opfer heute selbst verrichten;
Dazu begleitet ihn der ganze Hof,
Wie immer. Geh, verstecke Deine Leute
Im Dickicht des Gehölzes dort!
Und ist der Rajah fort, stoß ich in's Horn. (Beide ab.)

Dritte Szene.

(Ein indischer Tempel).

Priester verrichten den Gottesdienst, Bethende knien.

Chor der Priester.

Streut' zu des Opfers Weih'
Blumen, Harz und Spezerei
Über den Altar dahin,
Daß hoch auf die Flammen sprüh'n
Schon erlöschen will ihr Licht,
Und noch kommt das Opfer nicht,
Einst flog, gerufen zu des Tempels Schwelle,
Jeder Hindus her mit Blitzesschnelle.

Ein Hindus.

Ich bin hier beim ersten Ruf.

Andere.

Ich bin hier; und ich, und ich;
Keiner bebt und keiner flieht.

Chor der Priester.

Warum erscheint nicht Sie, die wir
Zum Opfertod bestimmten hier?
Des Säumen's Sünd' wird nicht verzieh'n;
Schnell muß des Fluches Strafe glüh'n.

Ruft sie zu den Flammen
In der Göttin Namen!

Oberpriester.

Komm!

Zemindar, Rhaida und **Mutra** treten auf.

Chor der Priester.

Sie kommt! Jubelt, jubelt!

Gesang.

Lulle ihre Seele ein,
Lied, sanft wie des Mondes Schein!
Ström' mit süßer Kraft vom Munde!
Dies ist ihre Siegesstunde.
Gleite wie ein Silberbach
Unter einem Blumendach,
In ihr Herz, bis sie im Kranz
Füllet ew'ger Freuden Glanz!

(Zemindar setzt ihr einen Blumenkranz auf.)

Rhaida.

Warum ward ich hierher gebracht?
Was soll der Kranz auf meinem Haupt?
Zum Feuertode bin ich nicht verdammt.

Oberpriester.

Tritt vor!

Rhaida.

Horch! Jemand wird gerufen.

Zemindar.

Du selbst!

Rhaida.

Nein, nein! Ach tödtet mich nicht! (Sie fällt.)

Oberpriester.

Wie kommt nun dies? War sie nicht vorbereitet?
Das ist nicht recht. Der Rajah kommt heut' selbst,
Der Götter Beistand anzufleh'n
Für eine große Unternehmung;
Bis dahin darf kein Opferblut den Altar
Beflecken. Führe sie indeß bei Seite
Und sorge, daß sie vorbereitet werde!

(Rhaida wird abgeführt.)

Stimme von außen.

Der Rajah kommt! der Rajah!

Ein Priester.

Hörst Du den Jubelruf? Er kommt.

Oberpriester.

Ich hör' ihn, Bruder! Ja, er kommt; der kühne
Freidenker Dhur-Singh kommt; doch muß er hier
Im Tempel seine Löwenmiene mildern,
Gehorchen dem Gesetz. — Heil, großer Rajah!

(Der Rajah mit Gefolge von Kriegern tritt ein.)

Rajah (zu einem Krieger).

Du sorge mir für ihre Sicherheit! —
Des Siva Priestern Heil! Ich bin gekommen,
Mit euch die heiligen Gebräuche zu
Vollzieh'n, und opfernd darzubringen

Gebet' und Zweig' und Laub und Spezerei
(Denn ich vergieße nie ein Blut als das
Der Feinde) am Altar des großen Siva.
Bringt mir den Korb! — Seht, was ich opf're hier:
Seht Myrrhen, Aloe und heiliges Öl,
Und Sandelholz und Blumen, Opfergaben,
Die, wie ihr selbst gesagt, die Gottheit liebt.
So nehmt sie hin und betet, daß es mir
Gelinge, dieses Land (sonst ganz in Frieden)
Von mörderischen Menschen zu befreien,
Die unsers heil'gen Reiches schöne Ufer
Verheeren, unser Landvolk plündern,
Den Säugling tödten, stille Hütten,
Des Glückes Heimat, niederbrennen,
Und wo sie hausen, hinter sich
Tod, Frevel und Verzweiflung lassen.

(Die Gaben werden überreicht.)

Oberpriester.

So seid willkommen! Sieh, schon lodern sie! —
Nun, großer Rajah, wollen wir
Auch ein lebendiges Wesen hier
Am Fuße des Altares opfern,
Ein Mädchen, nie gefreit und unverlobt
Und unentweiht. Führt her das Opfer!

Rajah.

Wünscht sie den Feuertod?

Oberpriester.

Ihr Vater bringt sie.

Seit hundert Jahren lastet eine Schuld
Auf seinem Haus; ihm bleibt kein Gut;
Was er auch thue, nichts gedeiht;
Ihn liebt kein Mensch, ihn quälen böse Träume;
All' seine Bauern geh'n zu Grund,
Und seine Freunde — er hat keinen Freund.
Deßwegen, und weil er den großen Siva
Verehrt, bringt er die jungfräuliche Tochter
Heut' in den Tempel als Sühnopfer her.

Rajah.

Mich däucht, er selbst soll sühnen sein Vergehen;
Und sie? — —

Oberpriester.

Sie bebt. Das Blut des Menschen schaudert
Nicht selten vor dem letzten Todeskampf.
Wir wollen beten, daß die Götter ihr
Die Schuld verzeih'n; ihr Vater
Muß fasten einen ganzen Tag,
So wird ihr Tod nicht fruchtlos sein.

(Rhaida wird von dem Priester eingeführt. Zemindar und die Übrigen.)

Priester.

Hier ist die Jungfrau.

Oberpriester.

Tritt vor!

Rhaida.

O schonet, schonet mein!

Rajah (mit sanftem Ton).

…mm zu mir, Rhaida!

Rhaida (aufschreiend).

Ach! — Wer sprach zu mir?

Zemindar.

Der Rajah sprach! (Bei Seite.)
Die Stimme soll ich kennen.

Rhaida.

Wo? Wo? Der Rajah? — Meinun — ach er ist's!
Ich bin gerettet! bin gerettet! (Sie sinkt auf ihre Knie.)

Rajah (zum Oberpriester).

Du sagtest ja, sie sei noch unverlobt?

Oberpriester.

Und unentweiht und nicht gefreit.

Rajah.

Man hat Dich falsch berichtet, und den Tod
Verdienen, die es thaten; denn sie ist
Verlobt und sollte Braut sein heute noch.

Oberpriester.

Und wessen Braut, o Rajah?

Rajah.

Meine Braut.
Komm, Rhaida, komm zu mir! Seht,
Ich nehme ihre Hand, erkläre sie
In diesem Heiligthum für meine Braut!
Ihr möget euch ein and'res Opfer suchen.

(Kemaun tritt unbemerkt ein, und mengt sich in's Gedränge. Soldaten umringen den Tempel.)

Oberpriester (nach einer Pause).

O mächt'ger Rajah! Mir thut's leid,

Daß es sich also fügt, — allein
Sie ist zum Tod bestimmt; die Gottheit selbst
Verlangt dies Opfer, und ich muß gehorchen,
Darf keines von geringerm Rang anbieten.

Rajah.

So müssen wir denn alsogleich
Gerechtigkeit ausüben. Tritt beiseits! (Er kniet nieder.)
Furchtbarer Siva! Ist dies Mädchen Dein
Und wirklich Dir geweiht, und kein Schlachtopfer
Menschlichen Hasses, o so sprich
Zu Deinem Diener, der hier vor Dir kniet!

Oberpriester.

Steh auf! Das Marmorbild hat tausend Zungen,
Und würde Dir antworten, wenn es wollte.

Rajah.

Sei ruhig, heil'ger Mann! Weiß ich dies nicht?
Der Gott hier, dessen göttliche Gewalt
Im Marmorbild verkleidet uns erscheint,
Ist frei wie Luft; sein Geist hat stets die Macht,
Zu wollen; wenn er will, gehorchen ihm
Die Marmorglieder, und die Marmorzunge spricht.
Nun? Ist's nicht so?

Oberpriester.

Ja, es ist so!

Rajah.

So sprich denn, Siva, mächt'ger Gott!
Verlangt Dein Zorn dies Mädchen hier
Für des Altares Opferglut,
So sprich und sie erscheint sogleich.

Doch wenn kein Wort von Dir erschallt,
Erkläre ich sie hier — für frei!
O würdige sie eines Blickes!
Durch Falschheit ward sie hergelockt,
Und die sie brachten, haben Dich beleidigt,
Indem sie Dir ein solches Wesen
Hinopfern wollten. — Ja, sie ist verlobt,
Beinah' vermählt, nach Deinem eigenen
Gesetze nicht für den Altar geeignet.
Furchtbarer Gott!
Wenn Du Dich, wie man sagt, am Blut erfreust,
Liebst Du's gewiß nur dann, wenn es gerecht
Vergossen wird. Wir haben nun ein Wesen,
Das Dir zum Opfer ganz geeignet, und,
Obschon ein Priester und ein Heiliger,
Den Tod verdient. So schone, Siva, dieses
Unschuld'ge Mädchen! Nochmal sag' ich es:
Wenn Du nicht sprichst, so ist sie frei!
Wie? Keine Antwort? Mädchen, tritt hieher!
Der Gott, den wir verehren, gibt kein Zeichen.

Oberpriester.

Das Zeichen, welches Du verlangst,
Es ward vorgestern in der Nacht gegeben;
Ich selbst vernahm es.

Rajah.

Wurde sie genannt?

Oberpriester.

Der Gott verlangte Menschenblut.

Rajah.

Kein Name?

Oberpriester.

Nur ein Opfer.

Rajah.

Er soll es haben, ein geweihtes Opfer,
Zum Tod verurtheilt vom Gesetz und mir.

(Er schlägt in die Hände. Mutra und Kemaun werden ergriffen.)

Die Priester.

Geheiligt ist der Ort, o Fürst!

Rajah.

Seid ruhig!
Im Himmel wird Gerechtigkeit geübt,
Warum denn nicht auch hier?
Führt die Gefangenen hieher! (Zu Mutra.)
Mensch, mit den schwärzesten Verbrechen
Befleckt, geständig selbst und überwiesen,
Bereite Dich, denn Du mußt sterben! (Zu Kemaun.)
Du hast nur Eine gute Eigenschaft:
Den unverzagten Geist; dafür
(So sehr verehre ich den Muth)
Laß ich Dir freie Wahl, auf welche Art
Du heute sterben willst.
Sprich, dann entferne Dich!

Kemaun.

Den Räubertod will ich.
Ein zahmes Ende würde mir
Den wohlerworb'nen Ruhm verdunkeln.
Mein sei der Tod und ein berühmter Name!

Rajah.

So führt ihn fort! (Kemaun wird abgeführt. Zu Mutra.)
Dir, niederträcht'ger Bösewicht!
Dir sei der Feuertod beschieden!
Unwiderruflich soll dies Urtheil sein. (Zu einem Krieger.)
Du überzeuge Dich von dem Vollzug!
Von Allen der Verworfenste ist er,
Des Mitleids unwerth wie kein andrer Mensch.
Nun aber ist noch Einer übrig,
Ihr Vater.

Krieger.

Soll er sterben?

Rajah.

Nein! laßt ihn leben, — doch in fremdem Land!
Wir wollen nicht ein Haar verletzen dem,
Der ihr so nah' verwandt! (Er wendet sich zu Rhaida.)
Und Du, du zartes Herz, du holde Braut,
Du Lieblichste von Allen, welche je
Die Welt verschönerten! Anmuthige,
Die selbst dem Frühling heitern Glanz verleiht, —
Was soll mit Dir gescheh'n? Gefangenschaft
Erwartet Dich in diesen — Armen! Ich,
Dein Fürst, ich fühle mich durch Deinen
Besitz weit mehr geehrt, als würde ich
Nach glänzenden Eroberungen
Gekrönt mit Lorbeern oder als Beherrscher
Des weiten Indiens jubelvoll begrüßt.

III.

Der Liebekranken Heilung.

Personen:

Don Pedro, Prinz von Arragonien, erwählter König von Neapel.
Conte Ippolito.
Lisana.
Ihre Mutter.
Höflinge.

Erste Szene.

Saal. Festgelag.

Don Pedro. Mehrere Höflinge.

Don Pedro.

Füllt alle Becher, voll bis an den Rand!
Wir trinken auf das Wohl der Schönheit;
Hoch lebe, hoch Neapels Königin!

Alle.

Hoch, hoch Neapels Königin!

Ein Höfling.

Sie ist anmuthig, liebenswürdig, schön;
Herr! gegen Eueren Geschmack läßt sich
Nichts sagen.

Don Pedro.

Glaub' es selbst. Und tränk' ich auch
Auf eines Weibes Wohl von nicht
Ganz tadelfreier Schöne, dennoch ließe
Sich nichts dagegen sagen. Liebe Herrn!
In meinem Lande, dem romant'schen Spanien,
Hält man das reizende Geschlecht in Ehren,
Doch nie die Eine auf der Andern Kosten.
Es ist nicht fein, noch artig, daß der Preis
Der Huldigung, die man der Einen zollt,
Kränkung und Tadel sei der Andern.
So schwöre Keiner denn, das schwarze Auge
Sei aller Augen schönstes, weil schwarzäugig

Sein Liebchen ist; des blauen Auges Blick
Dringt einem Andern eben so in's Herz.
So preise Keiner zierlich schmächt'gen Wuchs
Als einzig schön; auch majestätische
Gestalt erfüllet Manchen mit Entzücken,
Und wenn die schmachtend blasse Lilie
Gefällt, hat Rosenglut d'rum mindern Werth? —
Doch wo ist unser Graf Ippolito?
Bringt ihn doch her! — Indessen wollen wir
Auf's Wohl von Eurer Schönen trinken. Giulio!
Nennt ihren Namen uns!

Ein Höfling

Lisana!

Alle.

Lisana lebe hoch!

Don Pedro.

Wer ist Lisana?

Ein Höfling.

Ein armes Mädchen, — doch man schwört,
Sie sei die Schönheitsgöttin selbst.
Der holden Waise Vater war ein Maler.
Da kommt so eben Graf Ippolito.

Ippolito.

Verzeiht mein Fürst, daß ich so spät erscheine!

Don Pedro.

Was war die Ursache Eueres Verweilens?

Ippolito.

Ihr seid der Schönheit Freund, o König!
D'rum werdet Ihr nicht weiter in mich dringen.

Don Pedro.

So ist's. Die Becher füllt! Auf's Wohl der schönen
Ippolita! So wollen wir sie nennen.

Ippolito.

Wollt Ihr auf's Wohl des holden Mädchens trinken,
Dann sei ihr wahrer Name Euch genannt:
Lisana lebe hoch!

Alle.

Lisana hoch!

Ippolito.

Sie lebt — doch leider nur in Gram und Schmerz,
Sie lebt — doch nahe an dem Grabesrand;
Sie liebt — doch ist ihr Kummer gränzenlos.

Don Pedro.

Und weiß der Glückliche, daß sie ihn liebt?

Ippolito.

Er weiß es nicht, denn sie verbarg ihr Leid.
Wie gern möcht' ich zum Mitleid Euch bewegen!

Don Pedro.

Du that'st es schon. Sieh ihren Freund in mir!

Ippolito.

So hört, mein König, denn in Kürze ihre
Geschichte:

Einsam auf ihrem Lager ruht
Das liebekranke Mädchen nun;
Säht Ihr nicht manchmal sie vor Schrecken
Aufzucken wie im Fiebertraum,
Als flögen aus dem bangen Herzen
Ihr Flammen durch den zarten Leib, —

Sie zeigte keine Lebensspur.
Der welken Rose letzter Schein
Glimmt auf der bleichen Wange kaum.
Wofern die Liebe nicht sie rettet,
Stirbt sie in Liebesglut dahin,
Eh' noch die Nacht vom Himmel sinkt. —
Ist wohl in ganz Sicilien
Ein Herz so marmorkalt, das nicht
Dem ihrigen entgegen schlüg'?
Die Arme liebt, ach, einen edlen,
Liebt einen königlichen Jüngling
Voll Geist und Muth und Herrlichkeit, —
Allein er ging an ihr vorüber,
Er sah die holde Schönheit nicht,
Die wir nur mit Bewund'rung schau'n.

Don Pedro.

Der hatte wahrlich meine Augen nicht,
Auch nicht ein Herz, dem meinen gleich. Doch wie!
Ihr sagt, er sei ein königlicher Jüngling?
Kann sanftes Lächeln, können milde Worte
Ihr Labung sein, so dürften sie nicht fehlen!

Ippolito.

Nicht fehlen? Gut! Ich nehme Euch beim Wort.
Erlaubt, Euch leise in das Ohr zu flüstern!
Der königliche Jüngling ist — —
Doch bitt' ich, wollet mir nicht zürnen!

Don Pedro.

Sprecht!

Ippolito.

Er ist — Don Pedro, Prinz von Arragon,
Erwählter König von Sicilien!

Don Pedro.

Sprichst Du die Wahrheit, Freund, so wisse denn,
Daß ich Dir danken würde, sprächst Du Lüge.

Ippolito.

Was ich gesagt, ist wahr wie meine Treue.

Don Pedro.

Wohlan! Geleite mich zu ihr!

Ippolito (zögernd).

Die Arme ist vor Liebe krank und — schwach;
Euch liebt sie gränzenlos, doch Ihr — denkt edel!
Vielleicht auch liebt ein And'rer sie so innig,
Wie sie Euch liebt.

Don Pedro.

Wie meint Ihr das?

Ippolito.

Ich meine nur, daß ich sie glücklich wünsche;
Nichts And'res wollt' ich damit sagen.

Don Pedro.

Ihr war't sonst immer offen gegen mich
Und voll Vertrau'n; warum denn nicht auch jetzt?
Sprecht wahr! Liebt Ihr das Mädchen lange schon?

Ippolito.

Mein Fürst!

Don Pedro.

Sprecht unverholen!

Ippolito.

Ich —

Don Pedro.

Liebt Ihr sie lange schon?

Ippolito.

So lang' ich lebe.

Don Pedro.

Nun wahrlich, das ist lang genug!
So komm'! — Indeß wir mit einander geh'n,
Erzähl' mir die Geschichte Deiner Liebe!
Ihr stellst Du mich als einen Höfling vor,
Der sie zu sehen wünscht. Ich muß wohl zart
Und hold und freundlich zu ihr sprechen;
Doch, lieber Junge, werde mir darüber
Nicht eifersüchtig! Nimm mein Ehrenwort:
Ich will Dein Anwalt sein und Dein Fürsprecher.

Ippolito.

Nehmt meines Herzens wärmsten Dank dafür!

(Beide verlassen den Saal.)

Zweite Szene.

Schlafgemach.

Lisana und ihre **Mutter**.

Lisana.

Wie heißt der Graf, der uns besuchen will?
Der König sendet ihn? Sehr sonderbar, —
Und auch sehr gnädig!

Mutter.

Allerdings!

Lisana.

Der König ist sehr gut. Was thaten wir,
Um eine solche Gnade zu verdienen?

Mutter.

Vielleicht hört' er von Deiner Schönheit.

Lisana.

Mutter!

Mutter.

Warum denn nicht? Du ward'st so viel besungen;
Leicht drang ein solches Lied bis an den Hof.

Lisana.

O nein!

Mutter.

Vielleicht, daß selbst Ippolito —

Lisana.

Was sagst Du?

Mutter.

Kind! ich sagte —

Lisana.

Liebe Mutter,
Ich hab's gehört. So weiß der König selbst
Von meiner Thorheit! Da kann ich dem Grafen
Nicht in die Augen seh'n. Es war nicht recht,
Von dem Ippolito, daß er, der wie
Ein Bruder mit mir aufwuchs, mein Geheimniß
Verrieth.

Mutter.

Kind! mache nur recht frohe Miene!
Wir müssen jetzt dem stolzen Hofe zeigen,
Daß nicht die Schönheit dort allein zu Hause.

Dritte Szene.

Don Pedro. Die Vorigen.

Lisana.

Er kommt — der König, ach!

Mutter.

Sei klug, Lisana! —
Mein Herr! Ohnmacht befällt das Mädchen oft.
Erschrecket nicht! — Lisana! Sieh doch auf!
Der König sendet einen edlen Herrn.

Lisana.

Mein gnäd'ger Herr, verzeiht! Ich bin zu schwach,
Um kniend Euch zu danken, wie ich soll.

Don Pedro.

Was fällt Euch ein?

Lisana.

Glaubt Ihr, ich kenn' Euch nicht?
O ja! ich kenn' Euch wohl, und weiß woher
Mir solche Gnade kommt. Mein guter Bruder.
(Mein Bruder nicht, doch werth mir, wie ein Bruder)
Ist Euch nicht fremd.

Don Pedro.

Er harret meiner außen,
Wollt' liebe Frau, nur wenige Minuten
Mit Eurer Tochter ein Gespräch gestatten!

Mutter.

Sehr gerne, gnäd'ger Herr!

Lisana.

Ippolito harrt außen, Liebe Mutter!
Geh' doch und frag' ihn, ob er noch so düster! (Die Mutter geht aus dem Zimmer.)

Don Pedro.

Du mußt sein Arzt sein, Du mußt ihn erheitern.
Man sagte mir — (ich weiß nicht, ob es wahr) —
Daß Du — erröthe nicht, mein holdes Kind!

Lisana.

Ich bin beschämt — verwirrt.

Don Pedro.

Nicht doch, Lisana!

Lisana.

Ich kanns nicht läugnen, doch es war nicht recht,
Daß er dieß that.

Don Pedro.

Du solltest ihn sehr lieben.
Was mich betrifft, —

Lisana.

Ich weiß es, gnäd'ger Herr!
Ich bin sehr thöricht. Spottet meiner nicht!

Don Pedro.

Ich Deiner spotten? O wie könnt' ich das!

Lisana.

Ich bin ein armes Mädchen, — doch zu kühn!
Ich kannte (eben dieß erschwert den Fehler),
Die weite Kluft, die zwischen mir
Und einer Königskrone lag
Ihr seid ein Fürst, (erhalte Gott Euch lange!)
Ich nur ein armes, niedriges Landmädchen.
Oft staun' ich, wie mein Herz so hohen Flug
Gewagt, — doch — Liebe achtet keines Rangs!

Don Pedro.

Ich danke Dir für Deine Liebe. Ja!
Ich will Dein Ritter sein, ich will Dich schützen,
Wenn ein Verweg'ner Dich zu schmähen wagt,
Und meine Farben seien weiß und roth,
Weiß wie die Reinheit Deines keuschen Herzens
Beim Rosenroth untadeliger Liebe.

Lisana.

Mein gnäd'ger Fürst! Zu lieben wagt' ich Euch
Vergessend Eure Höh' und meine Tiefe,
Es war nicht recht, — es war vermessen, sträflich;
Ihr aber seid so groß und ach — so gut!
Nicht lieben darf ich Euch, verehren muß ich,
Und mein Verstummen sage das,
Was, Euch lobpreisend, tausend Zungen künden.

Don Pedro.

Doch keine spricht's so lieblich wie die Deine.

Lisana.

So wollt Ihr mir verzeihen?

Don Pedro.

Als Dein Freund.
Nun aber höre! — Ist Ippolito
Ein edler, guter Jüngling?

Lisana.

Ja, — er ist's!
Und dennoch faßt ihn oft ein böser Geist;
Er fährt dann wie aus wilden Träumen auf,
Spricht sonderbare Worte — bitt're oft.

Don Pedro.

Das ist der Liebe eigen und ihr Werk;
Sie sucht durch solche List sich zu verbergen
Und ihres Herzens glühendes Gefühl
Sich selbst zu leugnen, da sie, ohne Hoffnung
Der Gegenliebe, der Geliebten sich
Unwürdig zeigen will. — Hör' mich, Lisana!
Ippolito — er liebt Dich grenzenlos.

Lisana.

Mein Fürst!

Don Pedro.

Indem sein Herz für Dich nur schlug,
Vernahm er, daß Du einen Andern liebst.
Was that der edle junge Mann? Er selbst
Erzählte die Geschichte Deiner Liebe
Dem Fürsten, — brachte sich zum Opfer Dir!

Lisana.

Der Gute, ach!

Don Pedro.

Verdient er keinen Lohn?
Wenn ich Lisana wäre, dankt' ich ihm
Mit meinem Herzen.

Lisana.

Gnäd'ger Herr!
Mit meinem Herzen?

Don Pedro.

Es ist das einz'ge Geschenk, das er
Sich wünschen kann, zu dem ich ihm noch eins
Aufdringen will. Bedenke noch, Lisana!
Der Jüngling ist des Todes sich're Beute,
Wenn Deine Liebe ihn nicht retten will.
Du blickst mich zweifelnd an? Es wäre schön und edel,
Ganz eines Mädchens, wie Lisana, werth.
Ich würde dann euch Beide lieben, Beiden dienen.
Lisana — sprich es aus das holde Wort!

Lisana (nach einer Pause).

Mein gnäd'ger Fürst — es soll gescheh'n!

Don Pedro.

Und für das Glück, das diese Gabe ihm
Gewährt, nimm meinen Dank! O glaube mir,
Dein Herz, an seinem Herzen ruhend, wird
Beglückt die Freude des Beglückens fühlen.
O laß es rein und ganz sein eigen sein!
Nur ein unendlich kleiner Theil davon
Sei eurem beiderseit'gen Freund geweiht!

Lisana.

Mit Huld und Weisheit leitet mich mein Fürst
Den Pfad des Rechten, der zum Glücke führt.
Nicht schmachten will ich wie die Sonnenblume
Nach dem erhabnen, unerreichbar fernen
Gestirn des Tags in seinem Strahlenkranz;
Als treues Weib will ich dem liebevollen
Ippolito mein ganzes Leben weih'n,
In seinen Armen segnen Euch, mein Fürst!
Durch Eure Güte, Euren Edelsinn
Genas die Sterbende zur Lebensfülle.

Don Pedro.

Tritt ein, Ippolito!

Ippolito (eintretend).

Mein Fürst!

Don Pedro.

Ich schweige. Ihre Worte sollen Dir
Verkünden das ersehnte Glück.

Lisana.

Ippolito! Sei glücklich, wenn mein Herz —
Dich glücklich machen kann.

Don Pedro.

An meinem Krönungstag sei euer Hochzeitfest!

Inhalt.

Seite

55 Der Mensch und die Natur 3

Erzählungen.

56 Die neue Sappho 61

57 Das Glück im Unglücke und das Unglück im Glücke . . 85

58 Die dreizehnte Person 96

59 Das Elixir der Unsterblichkeit 109

60 Die Welt ohne Menschen. Eine Fiebernachts=Traumgeschichte 127

61 Bilder aus dem ländlichen Leben.

a Der Crampampoli 291

b Die Entstehung der Thränenweide 298

c Die Morgana 308

d Die Todtengräber 316

e Der Greis und das Mädchen 321

f Die Werbung 322

g Das Johannisfeuer 332

Dramatische Dichtungen.

62 Die Versuchung 337

63 Das Opfer 370

64 Der Liebekranken Heilung 392

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

Höchst interessante literarische Neuigkeit!

Im Verlage
der Buchhandlung von Ignaz Klang
in Wien,
in der Dorotheergasse Nr. 1105, im linken Eckhause vom Graben hinein,

sind so eben ganz neu erschienen,
und daselbst, so wie in allen soliden Buchhandlungen,
zu haben:

Gedichte

von

Johann Mayrhofer.

Neue Sammlung.

Aus dessen Nachlasse mit Biographie und Vorwort
herausgegeben
von

Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Wien, 1843. 316 Seiten stark, auf feinstem Velinpapier höchst elegant gedruckt, in Umschlag nett broschirt.

Preis: 1 fl. 20 kr. CM.

Wir übergeben hier dem Publikum den von so vielen Seiten her dringend ersehnten Nachlaß Mayrhofer's; desselben Mayrhofer, dessen ältere Gedichte, von sei-

nem Freunde **Franz Schubert** in Musik gesetzt, in der ganzen gebildeten Welt gesungen worden.

Auch diese Sammlung, weit reichhaltiger als die erste, wird, abgesehen von ihrem innern Werthe, durch den sie sich selbst empfiehlt, besonders auch für Tonsetzer den schönsten und reichsten Stoff bieten.

Die Ausstattung und das Format ist, ganz gleich dem unserer beliebten Verlagswerke »Kotzebue, Iffland, Kuffner, Meyern,« in Schiller-Format, klein-8.

Bayerische Staats-Bibliothek München

W

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kuffner, Christoph,

Ch. Kuffner's erzählende Schriften, dramatische und lyrische Dichtungen

Bd.: 9

Wien 1843

P.o.germ. 780 ch-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113206-6